Karl Krautwurst SAC

Die Ordensgründerin Mutter Franziska Streitel



Karl Krautwurst SAC · Die Ordensgründerin Mutter Franziska Streitel

ARCHIVIO GENERALE SSM
ASSM/R

Karl Krautwurst SAC

Die Ordensgründerin Mutter Franziska Streitel

1986

Zum Titelbild:
Schmerzensmutter in der Wallfahrtskirche Käppele, Würzburg.

In den Jahren von 1880 bis 1882 kniete unsere Gründerin
M. Franziska Streitel oft vor diesem Gnadenbild,
sie dankte für erhaltene Gnaden und holte sich Rat
in ihren verschiedensten Nöten.
Hier wurde ihr auch gesagt,
sie solle in den Karmel Himmelspforten eintreten.

Nach Bericht von P. Aquillin Reichert OFM-Min. im Buch
»Mutter Franziska Streitel – ihr Leben und Wirken«

Inhalt

7 Die Sternschwester
21 In den Karmel
33 Nach Rom
45 Der neue Anfang
56 Ein Vorschlag
68 Mißverständnisse
77 Die Trennung
83 Amerika
92 Neugründungen
101 Der Helfer
108 Wien
118 Die Schwester tritt aus
128 Noch einmal Amerika
140 Nicht mehr Mutter
166 Reaktionen
185 Ausklang
201 Anmerkungen
202 Quellen

Die Sternschwester

An einem kalten Märztag 1873 trat Herr Adam Streitel aus der St.Gangolfskirche in Bamberg. So schön die Stadt mit ihren Hügeln und Kirchen im Sommer ist, sind die Winter oft streng und kalt. Auch jetzt lag eine dichte Schneedecke auf Dächern und Straßen und machte das Gehen für ältere Leute recht mühsam. Und Herr Streitel zählte immerhin 65 Lebensjahre. Doch auch an solchen Tagen wollte der Landrichter und Notar die Frühmesse um sechs Uhr nicht versäumen. Es gehörte zur Tradition seiner Familie, daß wenigstens ein Familienmitglied diese Messe besuchte. In Gedanken versunken überquerte er die Straße. Es war doch gut, daß er seit dem ersten Januar in den Ruhestand getreten war.

Während er seine Erinnerungen spielen ließ, kamen ihm die Jahre kurz vor. Nach einem juristischen Studium in München war er 1844 als Assessor an das Landgericht von Mellrichstadt gekommen, einem Städtchen von damals knapp zweitausend Einwohnern an den Ausläufern der Rhön. Dort hatte er noch im gleichen Jahr Franziska Hörhammer geheiratet, die Tochter eines Ingolstädter Brauereibesitzers. Es waren ruhige Jahre mit einem schönen Familienleben gewesen dort in Mellrichstadt. Seine Einkünfte waren zufriedenstellend, auch die Tätigkeit am Gericht. 1857 wurde er als Landrichter nach Weyhers gerufen, kehrte aber nach fünf Jahren als Bezirksvorsteher wieder nach Mellrichstadt zurück. Er wer umgezogen in die schöne Wohnung im Rathaus, hatte dort auch seine Amtsräume. Ihm oblag die Sorge für das gesamte Gerichtswesen in diesem Bezirk, die Aufsicht über Polizei, Verkehr und Schulen. Auch kirchliche Angelegenheiten fielen unter sein Ressort, soweit diese durch das bayerische Konkordat von 1817 der staatlichen Aufsicht unterstellt waren.

Hier hatten für den katholisch eingestellten Herrn Streitel die Schwierigkeiten begonnen. Das Konkordat war in vielen

Punkten nur noch ein Stück Papier, das vom Staat willkürlich ausgelegt wurde. Der in dieser Zeit sich überall ausbreitende Liberalismus hatte auch vor Bayern nicht haltgemacht. Es gehörte Mut dazu, sich als katholischer Beamter offen zu den religiösen Pflichten zu bekennen. In der Verwaltung mußte er manche Beschwerde hinnehmen, und bei so manchen Veranstaltungen des öffentlichen Lebens war ihm das vorgeschriebene Auftreten im Gewissen zuwider. Jetzt hatte das Vatikanische Konzil (1869/70) mit der Erklärung der Unfehlbarkeit des Papstes die Gemüter aufgeregt. Drüben in Preußen hatte der Kanzler Otto von Bismarck diesen Punkt benutzt, dem Staatskirchentum näherzukommen. Der dort entstehende 'Kulturkampf' konnte zu nichts Gutem führen und würde sehr bald auch in Bayern Folgen haben. Hauptsächlich aus diesen Gründen war Herr Streitel um vorzeitige Pensionierung eingekommen. Gut, daß das alles hinter ihm lag.

Er überquerte die Brücke über die Regnitz. Ein kalter Wind kam vom Wasser herauf, und er freute sich auf sein warmes Heim. Die Familie war klein geworden. Von den Kindern war nur noch Hedwig zu Hause, die sich aufopfernd um die Eltern sorgte. Unwillkürlich mußte er an alle seine Kinder denken. Vier waren ihm geschenkt worden, zwei Töchter und zwei Söhne. Er war stolz auf sie.

Der ältere, Adam, war auf Wunsch des Vaters zum Studium auf das Polytechnikum in München gegangen, hatte aber dann die Erlaubnis erhalten, die höhere Militärlaufbahn einzuschlagen. Sein jüngerer Bruder, Hermann, hatte sich für den gleichen Beruf entschieden. Daß er eine Protestantin geheiratet hatte, lag als kleiner Schatten auf der Familie, störte aber nicht das Gefühl der Zusammengehörigkeit. Die jüngste Tochter, Hedwig, war ein braves Mädchen. Sie half der Mutter im Haushalt, lebte still und eingezogen und wurde von ihrer älteren Schwester Amalia in eine echte religiöse Haltung eingeführt. Nach Abschluß der Volksschule erhielt Hedwig eine Ausbildung als Lehrerin und war jetzt hier in Bamberg als Privatlehrerin am Institut der Englischen Fräulein. Sie

blieb unverheiratet, hatte aber nie die Absicht geäußert, in einen Orden einzutreten.

Ja, und da war die älteste, Amalia. Noch jetzt war er ein wenig traurig, daß dieses hochbegabte Mädchen nicht geheiratet hatte, sondern Schwester geworden war. Es war ihm nicht leichtgefallen, die Genehmigung zu geben. Er hatte ihre Idee, in einen Orden einzutreten, für jugendliche Schwärmerei gehalten. Erst als sie 22 Jahre alt war und noch immer auf ihrem Vorhaben beharrte, hatte er seinen Widerstand aufgegeben. Nun war sie schon sieben Jahre bei den 'Sternschwestern'. Hoffentlich ist sie glücklich.

Amalia war am 24. November 1844 in Mellrichstadt geboren. Auf Wunsch der Eltern wurde sie zu Hause getauft, wie es im Winter in dieser Gegend Brauch war, und erhielt die Namen Amalia, Franziska, Rosa. Den ersten Unterricht bekam sie als sechsjähriges Mädchen bei den Notre-Dame-Schwestern, die die Mädchenschule in Mellrichstadt leiteten. Es zeigte sich, daß Amalia ein gutes Gedächtnis und einen klaren Verstand hatte. So schickten sie ihre Eltern im Alter von 14 Jahren nach Augsburg in das Erziehungsinstitut 'Maria Stern', das von Drittordensschwestern des heiligen Franziskus geleitet wurde und in bestem Ruf stand. Der Unterricht gefiel ihr, und sie machte gute Fortschritte. Nach vier Jahren war ihre Ausbildung abgeschlossen, und sie kehrte mit dem Diplom einer Lehrerin nach Hause zurück.

Nun folgten stille Jahre bei den Eltern. Sie machte die ersten Versuche im Lehrberuf. Ihre Mutter führte sie in die häuslichen Arbeiten ein, um sie zu einer tüchtigen Hausfrau heranzubilden. Sie ließ sie an Familienfesten teilnehmen und nahm sie zu Einladungen mit.

In diesen Jahren erwachte in Amalia der Beruf zum Ordensstand. Während der Ausbildungsjahre in 'Maria Stern' hatte sie Einblick gewonnen in das Leben der dortigen Schwestern, sah ihren guten Geist und den Eifer in der Erziehungsaufgabe. Schwester, Ordensfrau zu sein, erschien ihr als ein erstrebenswerter Beruf. Wenn aber schon Ordensfrau, dann in einem

strengen Orden. Doch das wagte sie kaum zu denken, denn bei den Eltern würde sie sicher kein Verständnis dafür finden. Was die Mutter von ihr erwartete, wußte sie, und der Vater war sichtlich bestrebt, sie in die Gesellschaft einzuführen.

Einmal, mit 18 Jahren, sollte sie auf einen Ball mitgehen. Sie wollte den Eltern nicht ungehorsam sein und nahm mit innerem Widerstreben an der Veranstaltung teil. Schon während des ersten Tanzes wurde ihr schlecht, und ihr Partner verzichtete auf eine weitere Aufforderung. Den ganzen Abend verhielt sie sich so reserviert, daß die Eltern sie nicht noch einmal mitnahmen.

Eines Tages erschien - wohl im Einverständnis mit dem Vater - ein junger Mann, ein Jurist. Man wollte eine Verlobung in die Wege leiten. Amalia erschien zwar festlich gekleidet zur Begrüßung, war aber bald danach verschwunden. Man suchte sie vergebens im ganzen Haus. Erst spät am Abend, als der junge Mann schon gegangen war, entdeckte man sie in einem Versteck auf dem Dachboden.

Da hatte sie gesessen und über alles nachgedacht. War es wohl richtig, sich dem Wunsch der Eltern zu widersetzen? Sie meinten es bestimmt gut mit ihr. Der Vater mit seinem stillen Gottvertrauen gab der ganzen Familie den inneren Halt. Wenn er von seinen Dienststunden nach Hause kam, wußte er meist ein freundliches Wort und ließ sich den Ärger der Amtsgeschäfte nicht anmerken. Wenn Freunde zu Besuch kamen, wurde schon einmal heftig diskutiert über die Maßnahmen der Regierung, über deren Bedrohung der Kirche. Herr Streitel ließ es sich nicht nehmen, solche Übergriffe scharf zu verurteilen. Seine Einstellung blieb fest. In dieser kirchentreuen Haltung, die die ganze Familie formte, fühlte sich Amalia geborgen. Wie oft hatte sie das Heimweh geplagt, wenn sie in Augsburg in den kalten Schulzimmern saß und an ihr schönes Zuhause dachte. Und die Mutter: sie wollte aus ihr eine Frau machen, die fähig sein würde, eine gute Familienmutter zu werden. War es nicht verlockend, ein solches Heim zu gründen, wie sie es jetzt hatte? War es richtig, den

jungen Mann, der es sicher ehrlich meinte, so abzuweisen? Aber dann das andere, das in ihr lebendig war, das zu einem Leben drängte voll Einsamkeit und Verzicht. Wie war es bei den Schwestern in Augsburg? Sie konnten doch nur aus der Überzeugung einer großen Berufung leben und waren dabei offenbar in tiefster Seele glücklich. Hier in der dunklen Dachkammer kam es ihr vor, als riefe sie Gott zu ungeahnten Aufgaben. Nein, sie wollte nicht hinuntergehen und dem jungen Mann falsche Hoffnungen machen. Sie mußte hier bleiben, auch wenn es die Eltern betrübte.

Die unbeirrbare Einstellung ihrer Tochter überzeugten schließlich die Eltern, daß es ihr mit dem Wunsch, in einen Orden zu treten, ernst war. Sie gaben die Erlaubnis. Amalia schreibt darüber in einem späteren, im September 1881 an Bischof Pankratius von Augsburg gerichteten Brief:

> Mit siebzehn Jahren wurde ich in besonderer Weise zum Ordensleben berufen. Nach einer strengen Prüfung von vier Jahren gaben mir die Eltern schließlich die Erlaubnis, in einen Orden einzutreten. Zugleich lehnten sie aber meine Absicht ab, in einen strengen Orden zu gehen oder mich dem Dienst an den Kranken zu widmen. Sie ließen mich versprechen, daß ich das nicht tun würde. Meine sonst so frommen Eltern gehörten zum Beamtenstand und waren von sekundären Rücksichten beeinflußt. Sie ahnten nicht, was sie da verlangten und zu welchem schweren Opfer sie mich mit ihren einschränkenden Maßnahmen verurteilten.

Im Wunsch der Eltern sah Amalia den Willen Gottes und wählte die ihr von der Zeit in Augsburg her bekannten Franziskanerinnen. Am 22. September 1866 nahm sie Abschied von daheim und wurde als Kandidatin in das Kloster 'Maria Stern' in Augsburg aufgenommen.

Amalia lebte sich schnell ein. Die Übungen des Gebetes und die Feier der Gottesdienste entsprachen ihrer religiösen Einstellung. Sie begeisterte sich für die Ideale, die man den Kandidatinnen in den Instruktionen vorstellte. Alles war abgestimmt auf das Ziel des Ordens, die Erziehung und Ausbildung junger Mädchen. Amalia wußte aber auch, daß die Schwestern daneben in der Krankenpflege tätig waren. Sie

hegte die stille Hoffnung, trotz des Verbots der Eltern dafür eingesetzt zu werden. Der Wille der Obern mußte doch mehr gelten als die Wünsche der Eltern. Vertrauensvoll ging sie zu Schwester Oberin.

"Ehrwürdige Mutter, nun bin ich schon eine Zeitlang in Ihrem Haus, und es macht mir Freude, hier zu sein. Wenn ich aber daran denke, später mit Aufgaben des Unterrichts betraut zu werden, weiß ich nicht, ob das meiner Seele guttut. Schon in der Zeit, da ich als Schülerin hier war, bemerkte ich an meinen Mitschülerinnen, daß mit der Zunahme des Wissens nur die Eitelkeit wächst. Wieviel mehr besteht diese Gefahr, wenn ich als Lehrerin vor andern stehe. Wäre es nicht besser, mir eine Aufgabe zu geben, die mich in der Demut übt? Ich denke dabei an Krankenpflege, die bei den dazu gehörenden Dienstleistungen keine Eitelkeit aufkommen läßt."

Die Oberin ließ sich nicht darauf ein.

"Liebe Amalia, bei der Verteilung der Aufgaben geht es uns in erster Linie um das, was für den Orden nützlich ist. Nein. Lassen Sie diesen Gedanken fallen. Ich weiß, daß Ihre Begabungen auf dem Gebiet der Schule und der Verwaltung liegen. Was wir brauchen, sind tüchtige Lehrerinnen, und ich habe das feste Vertrauen, daß Sie diese Aufgabe gut erfüllen werden. Mit den Versuchungen zur Eitelkeit dürften Sie leicht fertig werden. Meine Pläne mit Ihnen stehen im übrigen schon fest. Setzen Sie das Studium in Französisch und Musik fort, damit Sie diese Lehrfächer übernehmen können."

Das war für Amalia eine bittere Enttäuschung. Sie schreibt später einmal darüber:

> Gott weiß, wie ich in diesem ersten Jahr litt. Dazu befiel mich noch heftiges Heimweh. Nur der entschiedene Wille, gestützt von der mächtigen Gnade des Herrn, ließ mich aushalten und Selbstverleugnung üben. Ich mußte einer Aufgabe leben, die meinen inneren Wünschen absolut zuwider war.

Es war nun einmal so: das hier war eine stark auf äußere Tätigkeit ausgerichtete Klostergemeinschaft ohne die strengen

Formen, nach denen sie sich gesehnt hatte. Sollte sie anderswohin gehen? Niemanden ließ sie die inneren Kämpfe merken. Nur dem Beichtvater des Klosters, Monsignore Joseph Franz Allioli, offenbarte sie sich. Er suchte sie zu trösten.

"Ich verstehe Ihre Schwierigkeiten, Fräulein Amalia. Aber bedenken Sie, daß Gott Sie hierher gerufen hat. Er hat offenbar Besonderes mit Ihnen vor, wenn er Ihnen Opfer auferlegt. Ich bin der Überzeugung, daß er Sie nicht aus dem Orden ruft. Halten Sie durch! Der Neigung zu größerer Strenge können Sie, wenn Sie wollen, in Ihrem persönlichen Leben nachgeben und sich Bußübungen oder Einschränkungen auferlegen, soweit das die im Haus geltende Regel zuläßt."

Amalia war damit nicht ganz zufrieden, blieb aber im Orden. Am 17. Oktober 1867 wurde sie als Novizin eingekleidet und erhielt den Namen Maria Angela. Bereits im nächsten Jahr, am 8. Juni 1868[1] legte sie die erste Profeß ab.

Nun war Amalia die Sternschwester Angela. Bei allen inneren Kämpfen war sie im Orden ein Vorbild von Regeltreue und Gehorsam. So zögerte man nicht, sie noch im gleichen Jahr in eine Filiale nach Nördlingen zu versetzen. In der dortigen Schule sollte sie als Lehrerin wirken. Das machte ihr keine Schwierigkeiten, und sie war mit Eifer dabei. Bald hatte man Höheres mit ihr vor. Man hielt sie für fähig, den Posten einer Oberin zu übernehmen. In einem Brief an Schwester Angelas Mutter schreibt Generaloberin Mutter Salesia Ellersdorfer:

> Es wird Sie, verehrteste Frau Bezirksamtmann, sehr überraschen, wenn ich Ihnen schreibe, daß Schwester Angela seit gestern bei mir in Augsburg ist und mit mir morgen weiterreisen wird. Uns wurde eine Töchterschule in Altomünster angeboten, und wir werden dort eine Niederlassung eröffnen. Schwester Angela wird wieder Unterricht geben und zudem als Oberin der Anstalt vorstehen. Die Annahme dieser Würde kostete sie manche Träne, doch der heilige Gehorsam gibt ihr Kraft und Mut. Sie ist für diese Aufgabe sicher fähig.

Am 2. Oktober 1871[2] begann Schwester Angela ihre Tätigkeit in Altomünster, etwa 30 km östlich von Augsburg. Als

Oberin war sie jetzt für alle Fragen der Verwaltung zuständig. Da sie als Schwestern dort nur zu zweit waren, mußte sie auch im Unterricht, besonders in Sprachen und Musik, mithelfen. Es blieb kaum Zeit für ein strenges, zurückgezogenes Klosterleben. Sie entbehrte das sehr und war um so mehr bedacht auf Strenge gegen sich selbst. Es ist nicht zu verwundern, daß diese innere Einstellung Auswirkungen zeigte auf ihre Tätigkeit als Lehrerin. Es heißt, sie sei in der Schule sehr streng gewesen. Das entsprach zwar im Grunde der damaligen pädagogischen Praxis, doch ging sie darin mitunter wohl zu weit. Schülerinnen und Schwestern fühlten sich jedenfalls erleichtert, als sie schon nach sieben Monaten von Altomünster wegging.

Da Schwester Angela sich als Oberin in dem kleinen Haus bewährt hatte, gaben ihr die Obern einen schwierigeren Posten. Sie schickten sie am 13. Mai 1872 nach Würzburg in das St. Elisabethenheim, ein von etwa vierzig Personen bewohntes Waisenhaus. Neue Schwierigkeiten kamen auf Schwester Angela zu. Hier in dem größeren Haus häuften sich die Verwaltungsarbeiten. Das Zusammenleben der Schwestern und die klösterliche Ordnung forderten die starke Hand der Oberin. Schwester Angela versuchte, vor allem durch ihr Beispiel den guten Geist bei den Schwestern und den Kindern zu wecken und zu fördern. Sie spürte bald den Widerstand so mancher Schwestern, die sich an ein freieres Leben gewöhnt hatten. Um nicht Unfrieden zu stiften, versuchte sie, diese Haltung zu verstehen und gab in vielen Dingen nach. Sie selbst bekennt, sie habe in der ersten Zeit nach strengen Grundsätzen gehandelt, sei aber dann lau geworden und habe sich jenen Schwestern angepaßt, die es nicht so genau mit der Ordensregel nahmen. 1877 wurde sie ernstlich krank und gewann Zeit, über ihr Verhalten nachzudenken. Sie machte sich heftige Vorwürfe und nahm sich vor, ihre Aufgabe als Oberin vor allem in der Sorge um die Regeltreue der Schwestern zu sehen. Als sie wieder gesund war, zeigte sich ihre neue Einstellung. Viele Schwestern bemerkten mit Freude die Veränderung, andere waren unwillig.

Es gab Auseinandersetzungen im Konvent. Man schrieb an die Generaloberin, und es kamen Mahnungen vom Mutterhaus. Schwester Angela fühlte sich zu Unrecht getadelt, beklagte sich aber nicht, sondern ertrug alles im Vertrauen auf Gottes Fügung. Ohne sich von den Vorwürfen beeinflussen zu lassen, ging sie ihren Weg. Ihre Bemühungen um den guten Geist und ihr Vorbild wirkten im Elisabethenheim noch in späteren Jahren nach.

In Würzburg leiteten die Sternschwestern noch ein anderes Haus, die Marienanstalt. Es war ein einfaches, aber recht großes Gebäude mit drei Stockwerken. In der Hauptsache diente es als Waisenhaus; etwa sechzig Kinder waren dort untergebracht. Sie wurden in Arbeiten des Haushalts unterwiesen, um später als Dienstboten arbeiten zu können. Angeschlossen war eine Schule für externe Schülerinnen und ein Kindergarten.

Eines Tages begegnete Schwester Angela einer Dame, die in der Leitung der Marienanstalt tätig war. Sie sprach sie an.

"Ach, Schwester Angela, es ist gut, daß ich Sie treffe. Sie kennen sicher unser Haus. Ihre Schwestern arbeiten doch dort bei den Kindern und in der Schule. Wissen Sie, unsere Schule hatte einmal einen guten Ruf, aber der ist in letzter Zeit gesunken. Das macht uns Sorge. Wir möchten alles tun, um sie wieder zur Blüte zu bringen. Leider finden wir wenig Hilfe bei den Schwestern. Sie lassen zuviel Unordnung zu. Wir müßten eine Oberin haben, die tatkräftig durchgreift. Deswegen haben wir vor, eine Eingabe an das Mutterhaus zu machen, Sie als Oberin in unser Haus zu versetzen, denn wir wissen, was Sie im Elisabethenheim leisten. Was meinen Sie dazu? Würden Sie kommen?"

Schwester Angela kannte die Marienanstalt. Sie war des öfteren dort gewesen, hatte mit den Schwestern gesprochen und wußte um ihre Schwierigkeiten. Es war ihr schon der Gedanke gekommen, ob die Leitung dieses Hauses nicht eine Aufgabe wäre, die sie meistern könnte. Sie wußte auch, wie man im Mutterhaus über sie dachte. Es war nicht unwahrscheinlich, daß die Obern in Augsburg auf den Vorschlag eingingen. Na-

türlich würden Schwierigkeiten nicht ausbleiben. Wenn sie an das dachte, was sie bisher erlebt hatte, war ihr das klar. Sie würde wieder einen Leidensweg gehen müssen. Aber wenn Gott es wollte, durfte sie nicht widerstehen. Das war immer ihre Einstellung gewesen, auch wenn sie manchmal das Empfinden gehabt hatte, daß ihre jeweilige Tätigkeit nur vorläufig sei und andere Aufgaben auf sie warteten. Das fühlte sie auch jetzt, als sie an die mögliche Versetzung in die Marienanstalt dachte. So gab sie die seltsame Antwort:

"Ja, wenn mich der Gehorsam dorthin ruft. Aber ich werde nicht lange dort wirken, denn Gott ruft mich anderswohin."

Was hatte sie da gesagt? Aber es war wie eine Eingebung über sie gekommen. Sie fügte nichts mehr hinzu, sondern verabschiedete sich rasch von der Frau.

Wieder zu Hause, überdachte Schwester Angela noch einmal das Gespräch. Mochte es auf sich beruhen, einschließlich der Vorhersage. Das Gefühl, demnächst in der Marienanstalt zu wirken, war jedenfalls da, und sie nahm sich vor, jetzt schon Gott um Kraft und Erleuchtung dafür zu bitten. Sie ließ auch die diesjährigen Erstkommunikantinnen des Hauses in einem schweren Anliegen beten. - War das Gebet nicht erhört worden? Es kamen Schwestern aus dem Mutterhaus und erzählten, man habe eine neue Oberin für die Marienanstalt ausersehen, nicht Schwester Angela. Diese Nachricht überraschte sie. Es war aber vielleicht eine Gnade. Sie brauchte sich nicht mehr für diese Aufgabe stark zu machen. Bei nächster Gelegenheit ging sie in die Marienanstalt und suchte die Frau auf, mit der sie vor kurzem gesprochen hatte. Von ihr erfuhr sie, daß man zwar eine schriftliche Eingabe nach Augsburg gemacht, aber noch keine Antwort erhalten habe. Sie bat die Frau, von weiteren Schritten Abstand zu nehmen.

Früh am nächsten Morgen ging sie mit einer anderen Schwester hinauf zum Käppele, kniete vor dem Gnadenbild der Schmerzhaften Mutter nieder und sprach ein von Herzen kommendes Dankgebet. Auf dem Heinweg konnte sie ihre Freude nicht zurückhalten. Immer wieder erklärte sie der Begleiterin:

"Ich bin so glücklich!"

Sie konnte nicht ahnen, daß am gleichen Tag der Vorstand der Marienanstalt beschloß, jemanden nach Augsburg zu schikken, um dort noch einmal mündlich um Schwester Angela als Oberin zu bitten. Und dieses Mal hatten sie Erfolg. Nach einigen Tagen, im April 1880, kam ein Dekret der Mutter Generaloberin, das Schwester Angela zur Oberin in der Marienanstalt ernannte. Ihr inneres Gefühl hatte also nicht getäuscht. Jetzt war es der klare Wille Gottes, dem sie sich in Demut und Gehorsam beugte.

Bald betrat sie als neue Oberin die Marienanstalt. An der Pforte wurde sie von den Mitgliedern des Vorstandes empfangen. Nach einer kurzen Begrüßung begab man sich in die Kapelle, und die Oberin verharrte eine Zeitlang in stillem Gebet. Inzwischen hatten sich im Festsaal des Hauses alle Schwestern, das Personal und die Schülerinnen versammelt. Die neue Oberin wurde vorgestellt, und sie selbst hielt eine kurze Ansprache. Sie freue sich, hier im Kreis einer ihr zur Seite stehenden großen Schwesterngemeinschaft wirken zu können. Unter der neuen Leitung werde vielleicht einiges anders geordnet werden müssen, aber mit Hilfe der Schwestern und im Einvernehmen mit dem Personal werde das sicher möglich sein. Den Schülerinnen versprach sie ihre mütterliche Sorge. Auch für sie könnte es Änderungen geben, vielleicht eine neue Tagesordnung, auf die sie sich aber schon jetzt freuen sollten.

Am folgenden Tag begann für die neue Oberin der Alltag. Nun erfuhr sie im einzelnen, wo es nicht stimmte. Die finanzielle Lage des Hauses brauchte dringend eine Aufbesserung. Das wird Eingriffe erfordern, die sicher auf den Widerstand des in der Verwaltung tätigen Personals stoßen werden. Dann die Schule und das Wohnheim der Schülerinnen. Hier waren Dinge eingerissen, die für die Erziehung der Mädchen nicht gut waren. In den Schlafräumen hielt man kein Stillschweigen. In der Schule gab es Unordnung. Die Mädchen waren unzufrieden, fühlten sich nicht gerecht behandelt und wurden aufsässig. Die versprochene neue Tagesordnung könnte da Abhilfe

schaffen, würde aber nur von Nutzen sein, wenn sie streng eingehalten wird. Unbedingt mußte sie mit den Schwestern reden, die die Aufsicht führten. Sie sollten auf Einhaltung der Ordnung sehen, im Umgang mit den Mädchen aber gerecht bleiben und jede Bevorzugung vermeiden.

Die wichtigste Aufgabe sah die neue Oberin aber darin, in der Gemeinschaft der Schwestern den Ordensgeist zu heben. Hier bei der großen Zahl war das noch schwieriger als in den Häusern, in denen sie bisher war. Der Einsatz der Schwestern war so vielseitig, daß ein Gemeinschaftsleben, wie es die Regel wollte, unmöglich schien. Entsprechend der jeweiligen Beschäftigung hatten sich einzelne Schwestern ihre eigene Lebensordnung geschaffen. Die Sonderheiten führten zu Streitigkeiten und erschwerten das Zusammenleben. Das gemeinsame und persönliche Gebet kam zu kurz; man saß lieber im Sprechzimmer. Der Ordensgeist litt darunter. Man wies gern darauf hin, daß die Sternschwestern kein strenger Orden seien, sondern Terziarinnen.

Seit ihrer Ausbildungszeit in 'Maria Stern' wußte Schwester Angela, was es damit auf sich hatte. Die Schwestern nannten sich 'Drittordensschwestern des heiligen Franziskus'. Neben dem sogenannten ersten Orden der Franziskaner, dem der Brüder, und dem zweiten, dem der Schwestern, war noch zu Lebzeiten des heiligen Franziskus der dritte Orden entstanden. Seine Predigten und das vorgelebte Beispiel der Armut hatten bei vielen Menschen ein Echo gefunden. Sie wollten diesem heiligen Mann nachfolgen, auch in ihrem Leben außerhalb des Klosters und in bürgerlichen Verhältnissen. Manche von ihnen hatten sich in lockerer Form zusammengeschlossen und sich 'Dritter Orden' genannt. Ihr gemeinschaftliches Ziel war: den Geist der Armut zu pflegen, immer zum Dienst an anderen bereit zu sein und sich so auf einen guten Tod vorzubereiten. Es zeigte sich bald, daß ein voller Einsatz im Dienst des Nächsten das Freisein von den Alltagssorgen erforderte. So schlossen sich manche Gruppen dieses Dritten Ordens wieder enger, nämlich zu Ordensgemeinschaften zusam-

men, die zwar die Pflege der Armut als Hauptziel beibehielten, sich aber zugleich offen hielten für Aufgaben wie Krankenpflege, Erziehung und anderem karitativen Einsatz. Diese äußere Tätigkeit mit dem gemeinsamen Leben in Armut und Gottverbundenheit zu vereinen, war das Problem dieser Dritten Orden. Die Ordensregeln wollten es lösen, indem sie Richtlinien erstellten. Doch die Anwendung auf das praktische Verhalten war nicht leicht. Aufgaben nach außen ließen Ausnahmen oft berechtigt erscheinen; man durfte sie doch nicht unter dem Vorwand der Gebetspflege vernachlässigen. Oder war es wichtiger, unter allen Umständen der Regel treu zu bleiben?

Schwester Angela war dieses Problem schon im Noviziat aufgegangen. Den Kandidatinnen wurdendas Leben und die Tugenden des heiligen Franziskus in allen Einzelheiten vorgestellt. Seine Liebe zur Armut müsse in seinen geistlichen Töchtern immer lebendig sein. Die strenge Durchführung des Armutsideals aber sei den Schwestern entsprechend ihren Aufgaben nicht uneingeschränkt möglich. Hier gäbe die Ordensregel einen guten Mittelweg an. Schwester Angela verstand das wohl, ihr kam aber schon damals der Gedanke, ob sich das Gemeinschaftsleben in manchen Dingen nicht der Armut des heiligen Franziskus besser anpassen müßte, wenigstens durch eine genauere Beobachtung der Regel, besonders dessen, was darin über die Pflege der Armut gesagt sei. Das würde die Arbeit der Schwestern nicht beeinträchtigen, sie aber zu größerer innerer Gelöstheit, ja Zufriedenheit führen.

Als sie dann Oberin geworden war, hatte sie versucht, ihre Mitschwestern für den Weg der Strenge zu gewinnen. Im Elisabethenheim hatte es dabei bereits Widerstand gegeben. Hier in der Marienanstalt war es noch schwieriger. Sie versuchte es zunächst mit einem vorbildlichen Verhalten. Als Wohnung wählte sie ein kleines Zimmer im dritten Stock. Nachts ging sie durch die Schlafsäle der Mädchen, um zu sehen, ob alles in Ordnung sei. Einem frierenden Mädchen gab sie die eigene Decke. Kein Geschenk behielt sie für sich.

Ihr Beispiel hatte wenig Erfolg. Den meisten Schwestern gefiel die Einstellung der Oberin nicht. Sie sahen es nicht als Fehler an, Geschenke zu behalten, und hatten ihre Zimmer mit Andenken und anderen liebgewordenen Kleinigkeiten ausgestattet. Nachdem Schwester Angela des öftern vergebens eine größere Pflege der Armut eingeschärft hatte, griff sie zu stärkeren Mitteln. Sie ließ gegen allen Brauch manche Schwester das Zimmer mit dem einer anderen tauschen, wobei außer der Wäsche nichts mitgenommen werden durfte. Geschenke durften die Schwestern nur noch mit Erlaubnis der Oberin annehmen. Das alles wurde den Schwestern zuviel. Sie hielten die Eingriffe der Oberin für unberechtigt. Einige traten sogar aus dem Orden aus. Andere fürchteten, die Überbetonung der Armut werde die Gemeinschaft durcheinanderbringen, und schrieben ans Mutterhaus, die Oberin gehe in ihren Anordnungen über ihre Befugnisse hinaus.

Die Antwort der Generalmutter kam umgehend. Ohne Schwester Angela die Gelegenheit zu geben, sich zu rechtfertigen, wurde sie ermahnt, ihr Verhalten gegenüber den Schwestern zu ändern. Nur mit großer Mühe brachte sie es fertig, jede Bitterkeit aus ihrem Herzen auszuschließen. Es war ihr fast unerträglich, Anordnungen zurückzunehmen, die sie aus ihrer Verantwortung heraus gegeben hatte, und sich in Demut den Obern zu unterwerfen. In ihrem Antwortschreiben an Mutter Generaloberin gab sie die Gründe für ihr Verhalten an, erklärte sich aber in aller Ehrfurcht bereit, den Wünschen der Mutter nachzukommen. Der Gehorsam ging ihr über alles, aber das Gewissen ließ ihr keine Ruhe.

In ihrer Not besprach sie sich mit einem Franziskanerpater auf dem Käppele. Er ermunterte sie, trotz allem immer wieder zu versuchen, den echten franziskanischen Geist in ihrer Gemeinschaft zu beleben und zu erneuern. Sie war also auf dem richtigen Weg. Doch die Zweifel kamen wieder. Konnte ihre Einstellung richtig sein, wenn sie bei so vielen Schwestern kein Verständnis fand, manche sogar ihretwegen ausgetreten waren? Sie betete und litt viel in dieser Zeit. Sie

war bereit, alles aus der Hand Gottes anzunehmen, mochte es noch so schwer sein. Im Gehorsam hatte sie das Amt der Oberin übernommen, und es hatte sie in ein Meer von Leiden gestürzt. War das wirklich der Wille Gottes?

In den Karmel

Eines Tages hatte Schwester Angela etwas in der Stadt zu besorgen und mußte einen ziemlich weiten Weg machen. Eine Mitschwester bemerkte:

"Schwester Oberin, Sie brauchen vielleicht nicht die ganze Strecke zu Fuß zu gehen. Ich weiß, daß zwei Damen von der Verwaltung einen Wagen bestellt haben. Sie wollen zum Kloster Himmelspforten und sind sicher bereit, Sie ein Stück im Wagen mitzunehmen."

Schwester Angela nahm das Angebot gern an. Während der Fahrt kam kein rechtes Gespräch auf. Es fielen nur belanglose Worte. Anscheinend wollten die Damen mit der Oberin nicht darüber sprechen, weshalb sie zum Kloster Himmelspforten wollten, und Schwester Angela sah sich nicht veranlaßt, danach zu fragen. Sie verfiel in Gedanken.

Im Kloster Himmelspforten wohnten Karmeliterinnen, ein beschaulicher Orden mit strenger Klausur. Wie mochten die Schwestern dort leben? Schwester Angela stellte sich vor, sie wäre eine von ihnen. Eine feste Tagesordnung würde sie zum Chorgebet und zur Betrachtung in die Einsamkeit führen. Nichts würde sie ablenken. Die Sehnsucht nach einem solchen Leben wurde in ihr so stark, daß ihr der Gedanke kam: könntest du nicht dorthin gehen? Das hieße freilich, aus ihrem Orden auszutreten, und das dürfte kaum möglich sein. Wenn es aber der Wille Gottes wäre? Dann durfte sie die Schwierigkeiten nicht scheuen.

In den nächsten Tagen dachte sie immer wieder darüber nach und flehte im Gebet um Erleuchtung. Und plötzlich kam es über sie wie ein Licht. Sie glaubte, die Stimme des Herrn zu vernehmen: "Geh und bitte um Aufnahme."

Kurz entschlossen machte sie sich auf den Weg. Draußen vor der Stadt tauchten bald die Türme von Himmelspforten auf. Das anschließende Kloster schien Frieden und Stille zu atmen. Schwester Angela kam es vor, als ginge eine Einladung davon aus. Wartete vielleicht hinter diesen Mauern der Friede auf sie, den sie sich ersehnte? Oder war das nur ein flüchtiger Eindruck, ein Wunschtraum, eine Versuchung? Sie war doch schon Gott geweiht, hatte die Gelübde abgelegt. Kann eine Sternschwester nicht auch in ihrem Kloster die Erfüllung ihres Lebens finden? Gestern war es ihr noch so klar gewesen, daß Gott sie hierher berufe. Hier, im Angesicht des Hauses, kam es ihr erschreckend zu Bewußtsein, daß ein Übergang den Schmerz der Trennung einschloß. Es würde schwer sein wie der einstige Abschied von den Eltern. Siedend heiß fiel ihr der ausdrückliche Wunsch des Vaters ein: nicht in einen strengen Orden! Und nun wollte sie gerade diesen Schritt tun, wieder eine Beheimatung aufgeben, die Obern, die Mitschwestern. Es sah sogar nach Untreue aus. Wenn sie nur ganz klar wüßte, was der Wille Gottes sei. Nein, sie wird jetzt hineingehen, wird offen mit der Mutter Priorin reden und sich dann entscheiden. Besser war es vielleicht, erst mit dem Beichtvater des Hauses zu sprechen.

Nachdem sie sich an der Pforte gemeldet hatte, ließ man sie eine Weile warten. Dann kam der Beichtvater und fragte nach ihren Wünschen. Sie sagte ihm, sie trage sich mit dem Gedanken, in den Orden der Karmeliterinnen einzutreten. Er stellte keine weiteren Fragen, sondern führte sie zur Priorin. Dort sollte sie ihren Wunsch vortragen. Die Priorin hörte sich alles an und zeigte sich etwas erstaunt.

"Es kommt vor, liebe Schwester, daß jemand aus einem anderen Orden bei uns eintreten will. Daß aber eine Oberin in einem tätigen Orden sich plötzlich dem beschaulichen Leben

widmen will, ist selten und nicht leicht zu begreifen. Bedenken Sie, Schwester Angela, daß unser Leben sich von dem in Ihrem Orden sehr unterscheidet. Es ist gezeichnet von Abgeschiedenheit, stillem Gebet und strenger Buße."

"Ich weiß das, Mutter Priorin, aber ich glaube, daß Gott mich gerade zu einem solchen Leben ruft. Ich möchte dem Herrn endlich in Abgeschiedenheit und vollkommener Hingabe dienen."

Das mag sein, aber ein solcher Schritt will gut überlegt sein. Er sollte nicht aus einer plötzlichen Anwandlung erfolgen. Es geht dabei nicht um ein vorübergehendes Ausweichen in ein paar Tage der Stille, sondern um ein langes, hartes Leben nach der Regel unseres Ordens."

"Glauben Sie mir, Mutter Priorin, es handelt sich bei mir nicht um einen plötzlichen Einfall. Schon vor meinem Eintritt bei den Franziskanerinnen ging mein inneres Sehnen nach einem strengen Orden. Nur der ausdrückliche Wunsch meiner Eltern stand im Wege, und deswegen wählte ich einen tätigen Orden. Ich habe versucht, dort den Weg zu Gott zu finden, indem ich mich für die Ideale dieses Ordens in strenger Befolgung der Regeln einsetzte. Man hat mich nicht verstanden. Ich geriet in Gewissenskonflikte und schmerzliche innere Kämpfe. Jetzt endlich sehe ich den Weg vor mir, den Gott mich führen will."

"Ich kann Sie verstehen, liebe Schwester Angela, aber wie leicht können wir uns bei solchen Anregungen täuschen. Sie dürfen nicht vergessen, daß Sie der gelobte Gehorsam in Ihrem Orden hält. Nur das Einverständnis Ihrer Vorgesetzten könnte Sie davon lösen, und das dürften Sie schwerlich erlangen. Bevor Sie etwas in dieser Richtung unternehmen, rate ich Ihnen, die Angelegenheit mit Ihrem Beichtvater oder einem erfahrenen Priester zu besprechen."

"Das werde ich gern tun, Mutter Priorin, und ich werde auf alles hören, was er mir sagt. Es könnte aber sein, daß er mir trotz allem den Rat gibt, den Übertritt zu vollziehen. Wären Sie bereit, mich dann aufzunehmen?"

"Ich würde mich über Ihren Eintritt freuen, Schwester Angela, muß Ihnen aber sagen, daß wir die Zahl unserer Schwestern beschränkt halten. Erst wenn eine Schwester stirbt oder austritt, können wir Sie aufnehmen."

Schwester Angela nahm die Worte der Priorin als gutes Zeichen. Doch gleich wurden wieder Zweifel in ihr lebendig. Es war schon ein guter Rat, die Sache mit einem erfahrenen Priester zu besprechen. Noch einmal ging sie zum Käppele hinauf und fand dort einen frommen Pater, der erst in spätem Alter seine Pfarrei aufgegeben hatte und Franziskaner geworden war, ein Mann von großer Erfahrung. Sie erklärte ihm ihre Schwierigkeiten und bat um seinen Rat. Der Pater fragte sie nach allem, was sie bisher erlebt hatte, wie sie zu ihrem Orden stehe und zu dessen großem Vorbild, dem heiligen Franziskus. Sie erzählte von ihrer Begeisterung für diesen Heiligen und ihrer Sehnsucht, nach dessen Strenge leben zu können. Vor allem das Amt der Oberin habe sie daran gehindert. Sie glaube, daß gerade er sie in den strengeren Orden des Karmel rufe. Der Pater dachte eine Weile nach. Schließlich sagte er:

"Ich muß Ihnen gestehen, Schwester, die Entscheidung fällt mir nicht leicht. Auf den ersten Blick würde ich sagen: Bleiben Sie, wo Sie sind. Gott gibt mancher Seele aber außergewöhnliche Anregungen, und nach allem, was Sie mir gesagt haben, komme ich zu der Ansicht, ein solcher Fall liege bei Ihnen vor. Ich glaube daher, richtig zu handeln, wenn ich Ihnen den Rat gebe: folgen Sie Ihrem Vorsatz. Gehen Sie in den Karmel. Nutzen Sie die nächste Gelegenheit, mit Ihrer Generaloberin die Angelegenheit in aller Offenheit zu besprechen."

Beglückt ging Schwester Angela nach Hause. Sie erfuhr, daß die Mutter Generaloberin im Februar nach Würzburg kommen wolle, um das Elisabethenheim zu visitieren. Solange wollte Schwester Angela warten, der Vorsehung nicht vorgreifen und nicht eigens nach Augsburg fahren. In der Zwischenzeit be-

tete sie viel und erfüllte im Geist des Opfers gewissenhaft ihre Pflichten als Oberin.

Am 25. Februar 1881 kam die Generaloberin nach Würzburg. Schwester Angela ging ins Elisabethenheim und bat um eine Unterredung. Mit mütterlichem Wohlwollen wurde sie empfangen.

"Schwester Angela, es freut mich, daß Sie hierherkommen; ich hätte Sie sonst aufgesucht. Als erstes muß ich Ihnen einiges abbitten. Es tut mir leid, daß ich Ihnen mitunter wehgetan habe. Mir wurde vieles zugetragen, was mir Sorge machte. Inzwischen habe ich soviel Gutes von Ihnen gehört, daß ich zugeben muß, auf falsche Informationen gehört zu haben. Ich bin mit Ihnen sehr zufrieden und freue mich über Ihr Bemühen, den rechten Geist in Ihrem Haus aufrecht zu halten."

"Ach, Mutter Generaloberin, das ist es gerade, was mich bedrückt. Ich habe immer wieder versucht, den Schwestern klarzumachen, daß sie nur in der genauen Beobachtung der Regel innerlich zufrieden werden. Sie wissen, wie sie darauf reagiert haben. Ich sei zu streng gewesen. Lange habe ich darüber nachgedacht und immer wieder um Erleuchtung gebetet. Ich kann in unserem Orden und in meiner jetzigen Stellung einfach nicht zu dem Ziel finden, das meiner Seele vorschwebt und wohin mich Gott offenbar führen will."

"Wollen Sie vielleicht Ihren Posten als Oberin niederlegen, Schwester Angela?"

"Wenn ich wüßte, daß das Gottes Wille ist, wäre ich sofort dazu bereit. Aber ich bin sicher, das würde mir nicht helfen. Jede Aufgabe, die mir zukäme, ließe mich nicht zu der nötigen inneren Ruhe kommen. Ich will es Ihnen offen gestehen, Mutter Oberin: ich bin der Überzeugung, Gott ruft mich in einen anderen, in einen strengen Orden. Ich bitte Sie um die Erlaubnis, in den Karmel hier in Himmelspforten einzutreten."

"Aber Schwester Angela, das kann doch nicht Ihr Ernst sein! In jedem Orden ist es möglich, zur Heiligkeit zu ge-

langen, und ich bin sicher, es war Gottes Wille, daß Sie gerade in unsere Gemeinschaft eingetreten sind. Hier haben Sie die Gelübde abgelegt, und Gott hat sie durch die Obern angenommen. Der Übertritt in einen anderen Orden ist eine schwerwiegende Sache. Bedenken Sie, was das für einen Eindruck auf die anderen Schwestern, schließlich auch in der Öffentlichkeit macht."

"Das habe ich mir überlegt, habe auch mit einem erfahrenen Priester gesprochen, und der hat mir zu dem Übertritt geraten."

"Das begreife ich nicht ganz. Ich sagte Ihnen schon, daß ich mit Ihrer Einstellung und Ihrer Arbeit bei uns sehr zufrieden bin. Ein Austritt wäre mir sehr schmerzlich. Nein, ich kann Ihnen die Erlaubnis nicht geben. Bleiben Sie bei uns. Sie werden auch hier Gott finden."

Schwester Angela fühlte das Wohlwollen in den Worten der Mutter. Ihr kamen die Tränen.

"Ich muß gestehen, liebe Mutter Oberin, nach allem, was Sie mir gesagt haben, wird es mir doppelt schwer, wegzugehen. Aber muß ich es nicht tun, wenn ich die volle Gewißheit habe, daß Gott mich ruft?"

Die Generaloberin schwieg eine Weile. Sie dachte daran, wie schwer das Leben im Karmel ist. Um es ertragen zu können, braucht es eine robuste Gesundheit. Schwester Angela wird das sicher nicht durchhalten. Sie wird bald wieder zurückkommen. Sie stand auf.

"Nun, Schwester Angela, wie ich schon sagte, kann ich vorerst die gewünschte Erlaubnis nicht geben. Ich habe Ihre Gründe gehört, werde die Angelegenheit überlegen und mit den Ratsschwestern besprechen. Die letzte Entscheidung muß der Herr Bischof treffen, und er wird erwarten, daß Sie persönlich Ihre Bitte vorbringen. Wenn Sie so sicher sind, daß der Übertritt Gottes Wille ist, schreiben Sie an Seine Exzellenz und legen Ihre Gründe dar. Sodann ist die Zustimmung des für Himmelspforten zuständigen Priors der Karmeliten

erforderlich. Ich will Ihnen folgendes sagen: Sollten wir in Augsburg zu der Überzeugung kommen, daß Ihre Bitte begründet ist, werde ich Ihnen das mitteilen und selbst an den Herrn Bischof schreiben. Und Sie, Schwester Angela, können dann den Prior der Karmeliten aufsuchen und ihm Ihr Anliegen zur Weiterleitung an den Herrn Bischof vortragen."

Mit zwiespältigen Gefühlen ging Schwester Angela nach Hause. Ihre Hochachtung der Mutter Generaloberin gegenüber war gestiegen. Sie hatte ihr keine Vorwürfe gemacht, ihre Gründe angehört und schien geneigt, der Bitte stattzugeben. Auf der anderen Seite sah sie jetzt deutlich, was gegebenenfalls nach außen hin auf sie zukam. Aber sie blieb entschlossen. Nach tagelangem Gebet setzte sie sich hin, um die Eingabe an Bischof Pankratius aufzusetzen. Sie schrieb:

> Hochwürdigster Herr Bischof, Exzellenz!
>
> Gestatten Ew.Exzellenz, daß eine Ihrer geistlichen Töchter aus dem Kloster Maria Stern sich voll Vertrauen und gleichzeitig bittstellend an Sie wendet. Der Gegenstand meiner Bitte ist: Ew.Exzellenz wolle mir gnädigst die Erlaubnis geben für den Übergang vom Dritten Orden des heiligen Franziskus in den Orden des Karmel.

Dann berichtete sie ausführlich über ihr Leben und ihre Tätigkeit bis zur Aussprache mit der Generalmutter und schloß:

> Die Ehrwürdige Mutter Oberin des Klosters Maria Stern wollte, daß ich ein offenes Wort an Ew.Exzellenz richte. Hiermit habe ich das getan mit Gefühlen der Ehrfurcht und des Vertrauens. Und ich wiederhole meine demütige Bitte: Wollen Ew.Exzellenz geruhen, sobald Gott eine Karmeliterin zu sich ruft und ich durch Wahl die Aufnahme in den Orden vom Berge Karmel erlange, mir gütig die Erlaubnis zu geben, aus dem Kloster Maria Stern auszutreten.
>
> Ew.Exzellenz ergebenste und gehorsame
> M. Angela Streitel, O.S.F.

Als erstes erhielt Schwester Angela ein Schreiben der Mutter Generaloberin mit der Mitteilung, sie sei zu dem Entschluß gekommen, ihrer Bitte zu entsprechen. Daraufhin ging sie zum Prior der Unbeschuhten Karmeliten in Würzburg, der auch Vikar des Klosters Himmelspforten war. Er stellte

einige prüfende Fragen und erklärte sich dann bereit, ihren Übertritt dem Bischof zu empfehlen.

Am 3. Januar 1882 trat das Kapitel der Karmeliterinnen zusammen, um über die Aufnahme von Schwester Angela abzustimmen. Elf Schwestern sprachen sich dafür, drei dagegen aus.

Jetzt nahm die Generaloberin der Sternschwestern Stellung. Sie ließ dem Bischof schreiben, die Oberin der Marienanstalt in Würzburg, Schwester Angela Streitel, habe ihr mitgeteilt, sie könne jetzt ihrem langgehegten Wunsch entsprechend bei den Karmeliterinnen in Himmelspforten eintreten. Seitens der Leitung der Franziskanerinnen stehe kein Hindernis für die Verwirklichung dieses Wunsches Schwester Angelas mehr im Wege. Doch bleibe alles der Entscheidung Seiner Exzellenz überlassen.

Am 11. Januar richtete der Prior der Karmeliten ein Empfehlungsschreiben an den Bischof, in dem er darauf hinwies, er habe der Schwester die großen Schwierigkeiten des strengen Ordens beschrieben, aber sie stehe fest zu ihrem Entschluß, in den Konvent der Karmeliterinnen Himmelspforten in Würzburg einzutreten. Seine Exzellenz möge die Dispens zur Entlassung aus der Kongregation von Maria Stern und zu ihrem unmittelbaren Eintritt in den Orden des Karmel gewähren.

Mit einem Schreiben an die Generaloberin erteilte der Bischof die Genehmigung:

Augsburg, 17. Januar 1882

Der Bischof von Augsburg

Die Profeßschwester des hiesigen Klosters der Franziskanerinnen Maria Stern, Maria Angela Streitel, bisher Oberin der Marienanstalt in Würzburg, hat an mich die Bitte gerichtet, ihr den Übergang in einen strengeren Orden, nämlich in den Konvent der Karmeliterinnen Himmelspforten in Würzburg zu gestatten. Da die Oberin des Klosters Maria Stern in ihrer Erklärung vom 7. dieses Monats ihr Einverständnis mit der Erfüllung dieses Wunsches ausgedrückt hat und der Prior der Unbeschuhten Karmeliten in Würzburg, P.Ambrosius Käss, als Vikar des Konvents Himmelspforten sich am 11. dieses Monats der Bitte von Maria

> Angela anschließt und die Bitte vorträgt, die Schwester möge aus dem Konvent Maria Stern entlassen werden, um sogleich in den Orden des Karmel einzutreten, gebe ich hiermit die Erlaubnis für den Übergang der genannten Schwester vom hiesigen Kloster Maria Stern O.S.Fr. aus dem Orden des heiligen Franziskus in den Orden der Karmeliterinnen im Konvent Himmelspforten in Würzburg.
>
> Die Schwester soll ihren Übergang vollziehen in dem von ihr bisher getragenen Ordenskleid und mit der vorgeschriebenen Begleitung einer Frau.
>
> Von dieser meiner Erlaubnis soll die Oberin der oben erwähnten Schwester Mitteilung machen und mir zu gegebener Zeit von dem stattgefundenen Übergang berichten unter Beifügung einer Bestätigung der Priorin des Klosters Himmelspforten.
>
> \+ Pankratius

Die Nachricht, Schwester Angela gehe fort, rief in der Marienanstalt Bestürzung und Aufregung hervor. Manche Schwestern weinten, weil sie eine so gute Oberin verloren. Es gab aber auch solche, die sagten:

"Es ist gut, daß sie fortgeht. Sie hätte den ganzen Orden durcheinandergebracht."

Am 25. Januar 1882 begab sich Schwester Angela in Begleitung einer Schwester nach Himmelspforten, trat in das dortige Noviziat ein und erhielt den Namen Petra. Eine neue, glückliche Zeit begann für sie. Sie schreibt darüber:

> Ich hatte im Karmel alles, was ich seit Jahren in Gebet und Opfer erfleht hatte, gefunden: ich hatte ein Noviziat, ich konnte gehorsam sein, ich hatte vielfach Gelegenheit, die zehnjährige Oberin abzustreifen, ich wurde wieder kindlich und trat in engerer Form zu dem Gott meines Herzens.

Die Novizenmeisterin wies in ihren Instruktionen die Kandidatinnen oft auf das Vorbild großer Heiliger hin, auf Johannes vom Kreuz, Theresia von Avila, die Apostelfürsten Petrus und Paulus, Johannes den Täufer. Schwester Petra ließ sich davon begeistern und fand sich von jedem dieser Heiligen angesprochen. Am meisten fühlte sie sich aber hingezogen zum heiligen Franziskus. Er hatte sie offenbar in den Karmel gerufen, damit sie dort sein Armutsideal klarer erkennen konnte. Sie erwartete in der neuen Gemeinschaft

eine heroische Loslösung von den Dingen dieser Welt, und das in aller franziskanischen Strenge. Mit großem Eifer unterzog sie sich allen Forderungen der Regel des Karmel. Sie erbaute die Mitschwestern, war gut zu allen und immer bereit zu helfen.

Eines Tages kniete sie in stiller Betrachtung vor dem Herz-Jesu-Bild. Ihre Gedanken wanderten zurück. Was hatte sie hierher getrieben? Sie hatte so sehr danach verlangt, in der Beobachtung der strengen Ordensregel dem Idealbild des heiligen Franziskus näherzukommen. War sie nun eine echte Tochter des großen Heiligen? Unwillkürlich dachte sie an das Leben bei den Franziskanerinnen zurück. Sie nannten sich nach dem heiligen Franziskus und wollten in Nachahmung seiner Tugenden wie er für Werke der Nächstenliebe bereit sein. Das war sicher ein gutes Ziel. Hatte darunter aber nicht die Gottverbundenheit gelitten? Die mangelnde Armutspflege hatte sie, die ehemalige Schwester Angela, von dort weggeführt. Hier im Karmel hatte sie dann gefunden, was ihr gefehlt hatte. War sie jetzt auf dem richtigen Weg?

Ein Bild tauchte vor ihr auf. Es war ihr, als sähe sie zwei Berge, die sich einander zuneigten und an der Spitze vereinigten. Auf dem einen stand der Prophet Elias und die heilige Theresia, die großen Beter, auf dem anderen der heilige Franziskus, der arm lebte, um für die Menschen offen zu sein. Sie erkannte die Bedeutung der Bilder: beides muß sich vereinen, das beschauliche und das tätige Leben, beides in ihr und in ihrem Leben. Sollte dieser Gedanke ein Wink Gottes sein? Sollte sie aus dem Karmel wieder hinausgehen und einen anderen Weg suchen? Sie ging zu ihrem Seelenführer, P.Cyprian, und erzählte ihm von ihren Bedenken.

"Schwester Petra, das sind Gedanken, die wohl jedem kommen, wenn er sich den Schritt der Profeß ernstlich überlegt. Bedenken Sie, daß Sie sich von Gott berufen fühlten, als Sie hier eintraten. Im allgemeinen kann man nicht annehmen, daß Gott seinen Ruf an uns ändert."

"Ich habe das bedacht, Herr Pater. Ich habe mich dem Gedanken widersetzt, bin aber in großer Furcht, Gottes Stimme falsch zu deuten oder zu überhören."

"Schwester, wir wollen um Erleuchtung beten. Überlegen Sie alles in Ruhe vor Gott. Es ist noch Zeit bis zur Profeß."

Schwester Petra suchte sich zu beruhigen, aber die Überzeugung, daß Gott sie anderswohin rufe, wurde immer stärker. Inzwischen sagte man ihr, sie sei zur Profeß zugelassen. Nun mußte sie zu einem Entschluß kommen. Wieder suchte sie ihren Seelenführer auf.

"Herr Pater, ich habe Ihren Rat befolgt und über meine Zukunft nachgedacht. Jetzt bin ich sicher, daß Gott mich von hier wegruft. Ich werde Mutter Priorin erklären, daß ich die Profeß nicht ablegen kann."

"Wenn es so ist, dann tun Sie diesen Schritt in Gottes Namen. Sprechen Sie mit Mutter Priorin. Inzwischen werde ich an die Generaloberin der Franziskanerinnen in Maria Stern schreiben, damit Sie dort wieder Aufnahme finden."

Der Brief, den P.Cyprian schrieb, war eine vertrauliche Anfrage, ob man die ehemalige Schwester Angela wieder in die Gemeinschaft aufnehmen würde. Er halte es für den Willen Gottes, daß die Schwester wieder das tätige Leben mit dem beschaulichen verbinde. Mit einem Lob des vorbildlichen Lebens der Schwester bat er, ihr den Ordenshabit zu übersenden.

Die Generaloberin zeigte sich nicht sonderlich überrascht über die Absicht von Schwester Petra, zurückzukehren. In ihrem Antwortschreiben bittet sie um Darlegung der Gründe, warum die Schwester den Karmel wieder verlassen wolle. Sei ihr das Leben dort zu schwer oder fürchte sie, nicht zur Profeß zugelassen zu werden? Aus verschiedenen Gründen sei es jedenfalls nicht möglich, sie wieder zur Oberin der Marienanstalt in Würzburg zu machen.

Am 8. Dezember 1882 teilte Schwester Petra ihrer Priorin mit, sie habe sich entschlossen, den Karmel zu verlassen,

und sei daher nicht bereit, die Profeß abzulegen. Die Priorin war schmerzlich überrascht.

"Das tut mir sehr leid, Schwester Petra. Sie haben sich so gut bei uns eingelebt und alle erbaut. In der Abstimmung über Ihre Zulassung zur Profeß waren die Stimmen günstig. Nur einige Schwestern hatten Bedenken, ob Sie es gesundheitlich bei uns aushalten könnten."

Schwester Petra blieb fest. Als die Priorin sah, daß die Schwester von ihrem Vorhaben nicht abzubringen war, setzte sie sich mit der Generaloberin der Franziskanerinnen in Verbindung, denn sie hielt es für das richtige, daß die Schwester nach ihrer Entlassung wieder in den Orden zurückging, in dem sie die Gelübde abgelegt hatte. Auch Schwester Petra war gewillt, wieder in die Marienanstalt oder nach Maria Stern in Augsburg zu gehen. Sie war erstaunt, als die Priorin sie rufen ließ und ihr mitteilte:

"Es tut mir leid, liebe Schwester Petra, wenn ich Sie noch einmal so nennen darf, aber Mutter Generaloberin der Franziskanerinnen hat mir geschrieben, sie sei nicht bereit, Sie wieder aufzunehmen. Wenn Sie jetzt den Karmel verlassen, werden Sie es daher in weltlichen Kleidern tun. Am besten besprechen Sie sich mit Ihrem Beichtvater über Ihren weiteren Lebensweg. Ich möchte Ihnen noch danken für das gute Beispiel, das Sie unserer Gemeinschaft gegeben haben; ich hätte Sie gern bei uns behalten. Ich wünsche Ihnen Gottes Segen in allem, was auf Sie zukommt."

Nun wußte die Schwester nicht, was sie tun sollte. In weltlichen Kleidern fortgehen hieß beinahe, wieder ins Leben außerhalb des Klosters zurückkehren. Das konnte sie nicht. Das durfte sie nicht, davon war sie im Gewissen überzeugt. Sie wollte doch Gott im Orden dienen und fühlte sich immer noch durch die Gelübde gebunden. In ihren Ängsten dachte sie nicht daran, daß nach kirchlichem Gesetz die Franziskanerinnen sie wieder aufnehmen mußten. Selbst P.Cyprian, den sie aufsuchte, war ratlos. Ein Dispensgesuch an den Bischof um Lösung von den Gelübden kam ihm

nicht in den Sinn. Er konnte in der Schwester nur eine Ordensfrau sehen.

"Ja, Schwester Petra, Sie müssen sich schon den Anordnungen von Mutter Priorin fügen. Von Ihrem Ordensberuf bin ich aber nach wie vor überzeugt. Sie gehen jetzt in die Welt zurück, aber Sie werden dort nicht bleiben. Ich kenne einen Priester in Rom, der einen Orden gegründet hat und Schwestern sucht. Ich werde ihm schreiben. Vielleicht kann er Sie brauchen."

Am 13. Dezember 1882 verließ Amalia Himmelspforten.

Nach Rom

An der Pforte des Klosters erwartete sie ihr Bruder und begleitete sie zur Bahn.

"Amalia, man kennt dich kaum wieder ohne deine Schwesterntracht. Aber du siehst gut aus. Schade, daß ich nicht mitfahren kann nach Bamberg. Ich könnte dir von Nutzen sein, denn man wird dich nicht gerade herzlich willkommen heißen."

"Mach dir keine Sorgen, Adam. Ich weiß, daß es richtig ist, was ich tue. Ich kann dir sagen, es war mir nicht leicht, das Kloster zu verlassen. Ich bin auch noch der festen Überzeugung, daß eine besondere Aufgabe auf mich wartet. Ich glaube, du wirst mich bald wieder als Schwester sehen."

Sie dachte an das, was ihr P.Cyprian gesagt hatte. Wenn er nach Rom schrieb, konnte bald eine Antwort kommen.

In Bamberg nahm man sie freundlich auf, wenn es auch den Angehörigen nicht gefiel, eine ausgetretene Schwester bei sich zu haben. Es wirkte unangenehm in der ganzen Nachbarschaft. Der Vater zeigte sich zwar nicht ungehalten, ließ aber durchblicken, daß er doch von Anfang an vom Ordens-

beruf abgeraten hatte, vor allem von dem Eintritt in einen strengen Orden. Hedwig war verwundert über das Verhalten ihrer Schwester. Sie mißbilligte den Austritt aus dem Karmel. Amalia aber schwieg zu allem und suchte im Gebet Trost und Erleuchtung. Oft kniete sie lange in der nahegelegenen Pfarrkirche St.Gangolf, wo sie sich in der Gegenwart Gottes geborgen fühlte.

Eines Tages hatte sie wieder dort gebetet. Beim Hinausgehen begegnete sie am Weihwasserbecken einem Mädchen, Barbara Demer.

Barbara stammte aus Scheßlitz und wurde als junges Mädchen zur Ausbildung zu den Dominikanerinnen nach Bamberg[3] geschickt. Sie konnte dort Einblick in das Klosterleben nehmen und begriff sehr bald das hohe Ideal des Ordens. Sie war davon begeistert und zu jedem Opfer für dieses große Ziel bereit. So bat sie, eintreten zu dürfen, und man nahm das begabte und fromme Mädchen gern ins Noviziat auf. Als sich plötzlich ein infektiöses Fußleiden einstellte und der Arzt schon an eine Amputation dachte, benachrichtigte man den Vater. Er kam sofort, nahm seine Tochter mit und brachte sie in ein Krankenhaus, wo der Fuß ausgeheilt wurde. Sie wollte gleich wieder ins Kloster zurück, aber die Priorin schrieb ihr, sie solle noch einige Monate warten. Wenn sie dann ganz gesund sei und noch Lust habe, könne sie wiederkommen. Barbara begriff, daß dahinter der Rat steckte, sich anderswo umzusehen. Die Obern waren offenbar der Meinung, daß ihre lebhafte Art mit den Zielen des streng klausurierten Ordens nicht harmonierte. Sie fühlte sich unsicher und wußte nicht recht, wohin sie sich jetzt wenden sollte. Sie betete um Erleuchtung und ging oft in die St. Gangolfkirche. Dort stand sie plötzlich neben Amalia Streitel.

Sie kamen ins Gespräch. Als Amalia erfuhr, daß sie bei den Dominikanerinnen gewesen war, sagte sie:

"Dort hätten Sie einen weißen Habit getragen. Ich glaube, Ihr Ordenskleid wird nicht diese Farbe haben. Gott ruft Sie anderswohin. Kommen Sie mit, wir wollen uns noch ein

wenig darüber unterhalten. Übrigens suchen meine Eltern ein Dienstmädchen. Wenn Sie frei sind, können Sie den Dienst gleich antreten."

Barbara war überrascht.

"Sie wissen wahrscheinlich nicht, daß Mutter Priorin mir geraten hat, während meiner Wartezeit in Ihrer Familie zu helfen. Ich wollte tatsächlich in den nächsten Tagen bei ihnen vorsprechen."

Sie ging mit, und Amalia stellte sie ihren Eltern vor. Bald nach ihrem Dienstantritt nahm Amalia sie beiseite.

"Erinnern Sie sich an das, was ich Ihnen bei unserer ersten Begegnung gesagt habe? Ich will Ihnen etwas erzählen. Auch ich war in einem Orden, im Karmel in Himmelspforten bei Würzburg. Vor Ablegung der Gelübde bin ich dort weggegangen. Ich wollte mehr als das beschauliche Leben. Der dortige Pater Spiritual erzählte mir von einem Priester, der in Rom einen neuen Orden gegründet habe, zu dem auch eine Frauengemeinschaft gehöre, und wollte hinschreiben. Vielleicht könnte ich dabei gebraucht werden. Wenn ich eine Einladung nach Rom bekäme, würde ich sofort hinfahren."

"Das wäre auch etwas für mich," meinte Barbara. "Sollte sich da etwas ergeben, sagen Sie es mir. Dann könnten wir zusammen nach Rom gehen."

Der Priester, von dem P.Cyprian gesprochen hatte, war P.Jordan.

Johann Baptist Jordan, 1848 in Gurtweil (Baden) geboren, war erst im Alter von dreißig Jahren Priester geworden. Zum Sprachstudium kam er nach Rom an den Campo Santo. Während seines Studiums ging es ihm auf, wie viele Menschen nicht zu Gott finden, weil ihnen die rechte Belehrung fehlt. Er dachte an einen Zusammenschluß von Priestern und Mitarbeitern aus allen Ständen, besonders Lehrern und Wissenschaftlern. So gründete er 1881 die 'Apostolische Lehrgesellschaft' (später: Gesellschaft des Göttlichen Heilands, Salvatorianer). Sie sollte aus drei Abteilungen bestehen: Männer, vor allem Priester, die zusammenleben und eine

Zentrale für Belehrung in Wort und Schrift bilden, Gelehrte, die in ihrem Beruf in der Welt bleiben und nur das Versprechen ablegen, ihre Arbeitskraft in den Dienst der Verkündigung des Glaubens zu stellen, und Laien, die durch vorbildliches Leben, Gebet und materielle Hilfe dem Werk beistehen.

Sein erster Mitarbeiter war ein aus Westfalen stammender Weltpriester, Bernhard Lüthen. Er besorgte die Herausgabe einer deutschen Zeitschrift 'Der Missionär'.

Da P.Jordan seiner Gemeinschaft Laien angliedern wollte, überlegte er zusammen mit P.Lüthen, wie seiner Kerngruppe von Männern und Priestern ein weiblicher Zweig angeschlossen werden könne. Für Belehrung der Jugend, Krankenpflege und andere karitative Werke wäre eine Gruppe von interessierten Frauen eine wichtige Ergänzung. P.Jordan dachte dabei zunächst nicht an einen eigentlichen Orden.

Auf der Suche nach geeigneten Personen traf P.Lüthen, der die Interessen P.Jordans in München vertrat, Fräulein Thekla Bayer. In kurzer Zeit kamen noch vier weitere Mädchen hinzu, die bereit waren, ein gemeinschaftliches Leben im Sinne P.Jordans zu beginnen. Sie fanden auch ein geeignetes Haus in Regensburg. Doch bevor sie sich noch verpflichteten, gerieten sie untereinander in Streit über die konkreten Ziele ihrer Gemeinschaft, die deswegen 1882 durch den Bischof von Regensburg aufgelöst wurde. Mit der Absicht, Fräulein Bayer später nach Rom zu schicken, legte ihr P.Lüthen nahe, vorerst in München zu bleiben.

In Bamberg wartete Amalia auf ein Schreiben aus Rom. Am 26. Januar 1883 gegen Abend erschien im Elternhaus eine ältere, schwarz gekleidete Dame. Sie stellte sich als Generaloberin Thekla Bayer vor und wünschte, Amalia zu sprechen. Man führte sie in ein Zimmer und rief Amalia.

"Da sind Sie ja, mein liebes Fräulein Amalia. Wie ich erfahren habe, sind Sie aus dem Karmel ausgetreten und auf der Suche nach einem neuen Einsatz. Ich habe hier ein Schreiben von P.Jordan aus Rom. Sie glauben nicht, was für ein

wunderbares missionarisches Werk er dort begonnen hat. Es handelt sich zunächst um eine Gemeinschaft von Priestern und Männern. Er will aber auch einen weiblichen Zweig anschließen. Ich fühle mich von Gott berufen, eine entsprechende Ordensgemeinschaft für Frauen zu gründen. P.Jordan hat mir versprochen, dabei zu helfen, und bereits eine Wohnung in Rom besorgt. Nun suche ich Mitarbeiterinnen. Wären Sie bereit, mit mir nach Rom zu gehen?"

"Kommen Sie direkt aus Rom?"

"Nein. P.Jordan hat einen Vertreter in Deutschland, P.Lüthen in München. Er hat mich beauftragt, zu Ihnen zu kommen."

"Wie ist er gerade auf mich gekommen?"

"Ein P.Cyprian im Kloster Himmelspforten bei Würzburg hat Sie empfohlen."

Es klopfte. Barbara Demer trat ein, um wie oft am Abend sich mit Amalia auszusprechen. Amalia stellte sie Fräulein Bayer vor, die ihr sofort das an ihrer Brust hängende Kreuz zum Kuß reichte.

"Sie sind sicher eine Bekannte von Amalia. Es freut mich, Sie kennenzulernen. Gerade habe ich Amalia eingeladen, mit mir nach Rom zu gehen, um einen neuen Orden zu gründen. Amalia werde ich zur Novizenmeisterin machen, und Sie sind die erste Postulantin. Würde Ihnen das nicht gefallen?"

Barbara war völlig überrascht, fühlte sich unbehaglich und warf Amalia einen Blick zu. Amalia zuckte die Schultern und meinte:

"Vielleicht ist es ein Wink Gottes. Wir sollten uns die Sache überlegen."

Fräulein Bayer stand auf.

"Ich muß weiter. Mir ist noch jemand anders empfohlen worden. Dort muß ich hin. Ich werde Ihnen von München aus Bescheid geben, wann wir nach Rom fahren können. Leben Sie wohl."

Sie reichte beiden noch einmal das Kreuz zum Kuß und ging. Barbara machte ihrem Unbehagen Luft.

"Diese Dame gefällt mir nicht. Spielt sich auf als Generaloberin und will sofort über uns verfügen. Dabei ist der Orden, in dem sie Oberin sein will, noch gar nicht gegründet. Und dann gleich nach Rom fahren, ins Ungewisse, zu einem P.Jordan, von dem ich noch nie gehört habe."

"Ja, es ist schon seltsam. Aber vielleicht steckt die Vorsehung dahinter. Wir wollen erst einmal den Brief P.Jordans lesen, dann wissen wir mehr."

Das Schreiben war allgemein gehalten. P.Jordan legte die Idee seiner Gründung dar. Am Schluß des Schreibens wurde hingewiesen auf die Notwendigkeit der Angliederung eines weiblichen Zweiges. Interessierte junge Frauen könnten sich vertrauensvoll an seinen Mitarbeiter in München, Herrn P.Bernhard Lüthen, wenden.

Amalia war nachdenklich geworden. Der Gedanke, eine Ordensgemeinschaft aufzubauen mit frischem Geist und freudiger Bereitschaft, die Opfer zu bringen, die ein solches Unternehmen begleiten - wirkliche Armut, Abtötung, intensives Gebetsleben - sprach sie an. Sie hatte das Empfinden, hier die Stimme Gottes zu hören, und war bereit, dem Ruf zu folgen. Nun las auch Barbara das Schreiben.

"Das klingt anders als die Worte dieser angeblichen Generaloberin. Ich sehe Ihnen an, daß Sie für die Sache begeistert sind. Wenn Sie nach Rom gehen, gehe ich jedenfalls mit."

Die Eltern Amalias hatten keinen guten Eindruck von Fräulein Bayer gewonnen. Als ihnen Amalia mitteilte, was sie von ihr wollte, waren sie empört. Ihre Tochter sollte nicht mit dieser Dame in ein fremdes Land und in eine ungewisse Zukunft gehen.

In den letzten Tagen des Januar kam ein Brief von Fräulein Bayer, der Amalia aufforderte, nach München zu kommen, wo sie mit P.Lüthen alles Weitere besprechen könnten.

Doch wie das Einverständnis der Eltern gewinnen? Amalia erklärte ihnen, Fräulein Bayer sei nur eine Mittelsperson, und zeigte ihnen das Schreiben P.Jordans. Sie mußten zugeben, daß es sich da um ein ernst zu nehmendes Unternehmen handelte, und Amalia konnte bei diesem vertrauenswürdigen Pater vielleicht das finden, was sie suchte. Sie konnte auch nicht gut zu Hause sitzen bleiben. So waren die Eltern schließlich damit einverstanden, daß sie nach München fuhr.

An einem der nächsten Abende kam Barbara wieder zu ihr und brachte eine Freundin mit, Margarete Eck. Amalia zeigte auch ihr den Brief. Sie überlegten miteinander, was zu tun sei. Amalia erklärte, sie sei bereit zu reisen. Barbara und Margarete hatten zwar Lust, mußten aber erst mit ihren Eltern reden. Barbara schlug vor, noch eine Woche zu warten. Bis dahin könnten sie alle bereit sein und dann gemeinsam nach München reisen. Amalia gab zu bedenken:

"Man wartet auf uns in München. Eine von uns sollte doch schon hinfahren und die Sachlage klären. Sie beide können dann nachkommen."

"Ich fahre nicht ohne Sie," bestand Barbara.

"Wir treffen uns doch später wieder. Haben Sie ein wenig Vertrauen, Barbara. Bitte, lassen Sie mich vorausfahren."

Barbara gab sich schließlich zufrieden, und Amalia fuhr am 1. Februar 1883 von Bamberg ab.[4] In München wurde sie von Fräulein Bayer am Bahnhof abgeholt, und sie begaben sich in ihre Wohnung. Am nächsten Morgen klagte Thekla über Kopfschmerzen, gab Amalia die Adresse von P.Lüthen und erklärte, sie fühle sich krank und könne unmöglich mitgehen.

P.Lüthen empfing Amalia freundlich. P.Jordan hatte ihn von Rom aus beauftragt, dieser jungen Frau eine Einladung zu senden und sie zu prüfen. Er hatte auch ein Schreiben des Spirituals von Himmelspforten, P.Cyprian, beigelegt. Darin hieß es, Fräulein Streitel sei Novizin im Karmel gewesen und wieder ausgetreten. Das sei aber nicht aus Mangel an Frömmigkeit geschehen, sondern nach hart errungenem Entschluß. Er schätze ihre Charakterstärke und halte sie für

fähig, P.Jordan zu helfen. P.Lüthen war darauf gespannt, Näheres über die Hintergründe ihres Austritts von ihr selbst zu erfahren.

"Seien Sie herzlich willkommen, Fräulein Streitel. Hoffentlich hatten Sie eine angenehme Reise. Hat Thekla Sie gut aufgenommen?"

"Sie läßt sich entschuldigen, Hochwürden. Sie wäre mitgekommen, aber sie fühlt sich nicht wohl. Ich habe den Eindruck einer beginnenden ernstlichen Erkrankung. Mir geht es gut, und ich würde mich freuen, wenn Sie mir sagen könnten, was P.Jordan von mir erwartet."

"Dann wollen wir gleich zur Sache kommen, liebes Fräulein. Aus dem, was Ihnen P.Jordan geschrieben hat, werden Sie schon gesehen haben, was er plant. Seiner Lehrgesellschaft will er eine Frauengemeinschaft angliedern, und die muß noch gegründet werden. Dafür habe ich bereits Fräulein Bayer gewonnen. Sie ist begeistert für die Sache und hat mir schon einige Kandidatinnen zugeführt. Ich nehme an, auch Sie, Fräulein Streitel, haben Interesse mitzumachen. Thekla wird jetzt nach Rom gehen, um mit P.Jordan die Neugründung zu überlegen."

"Ich will gestehen, Herr Pater, ich habe das Gefühl, daß Gott mich ruft, und bin bereit, mit nach Rom zu gehen, wenn Sie glauben, daß ich dort von Nutzen sein kann. Ich war gern im Kloster, gelegentlich auch Oberin, aber bei einer Neugründung mitzuhelfen, dazu gehört wohl mehr, als ich bieten kann."

"Ihre Bescheidenheit ehrt Sie. Immerhin hat man Sie uns empfohlen. Und wenn Sie schon Oberin waren, haben Sie sicher Erfahrung im Ordensleben gewonnen. Können Sie mir einiges aus Ihrem Leben erzählen? Offenbar waren Sie zuletzt im Karmel bei Würzburg."

Amalia gab einen Bericht über ihren Eintritt bei den Sternschwestern und den Einsatz in verschiedenen Häusern. Gott habe sie dann in den Karmel gerufen, wo sie glücklich gewesen sei, sich ganz dem Gebet hingeben zu können. Dabei

sei in ihr der Gedanke wach geworden, daß Gott mehr von ihr wolle. Mit dem beschaulichen Leben solle sie das tätige verbinden. Und als ihr das ganz klar geworden sei, habe sie die Konsequenzen gezogen und vor der Profeß um Entlassung gebeten. Die Einladung von P.Jordan sei ihr eigentlich nicht unerwartet gekommen. Der Beichtvater im Karmel habe ihr die Möglichkeit einer Berufung nach Rom angedeutet.

P.Lüthen fragte sie noch, wie sie mit Obern und Untergebenen zurechtgekommen sei, und kam dann wieder auf Thekla zu sprechen.

"Das ist eine sehr fromme und eifrige Person," sagte er. "Mit ihr wollten wir schon hier in Deutschland eine Gemeinschaft aufbauen, aber es hat nicht geklappt."

"Ich muß Ihnen sagen, Herr Pater, ich kann sie mir nicht als Ordensgründerin vorstellen. Gewiß ist sie fromm und voller Tatendrang, aber vielleicht zu stark auf die äußere Organisation bedacht. Die Art, wie sie bei uns in Bamberg geworben hat, kann eher abstoßen. Selbst meine Eltern fühlten sich schockiert. Ob sie Vorbild für eine Gemeinschaft sein kann, bezweifle ich."

"Wie wäre es denn, wenn Sie die Gründung übernähmen?"

"Sie erschrecken mich, Herr Pater. Ich glaube, wenn mir diese Aufgabe zufiele, würde mir das Kampf, Überwindung und manches Kreuz bedeuten. Davor hätte ich Angst."

"Wir wollen es P.Jordan überlassen. Ich werde ihm sofort schreiben. Können Sie, bis eine Antwort eintrifft, bei Thekla bleiben?"

"Gern. Zumal ich glaube, daß sie Pflege braucht."

P.Lüthen verabschiedete Amalia und machte sich gleich an den Bericht an P.Jordan. Er teilte ihm mit, Amalia Streitel habe einen guten Eindruck auf ihn gemacht. Seiner Ansicht nach sei sie als Oberin der geplanten Neugründung besser geeignet als Thekla Bayer. Wenn er es wünsche, werde sie mit Thekla nach Rom kommen.

Die Antwort kam sofort. Beide Frauen sollen, sobald sie können, nach Rom kommen. Auf das Bedenken Amalias, Thekla sei sehr krank und die Reise müsse deswegen verschoben werden, schrieb P.Jordan, Amalia solle die Sorge für Thekla anderen guten Frauen überlassen und allein kommen.

Am 14. Februar 1883, einem Aschermittwoch, bestieg Amalia in München den Zug nach Rom. Zum ersten Mal machte sie eine so weite Reise, dazu noch ins Ausland zu anderssprechenden Menschen, deren Lebensweise ihr unbekannt war. Auf der langen Fahrt, vor allem die Nacht hindurch, hatte sie viel Zeit, über ihr ferneres Geschick nachzudenken. Vielleicht war es unklug, auf was sie sich da eingelassen hatte. Und dabei hatte sie noch ihren Freundinnen zugeredet, nachzukommen. War das eigentlich zu verantworten? In der Einsamkeit unter den fremden Menschen, die mit ihr im Zug saßen, wollte Mutlosigkeit in ihr aufkommen. Aber der Glaube, von Gott gerufen zu sein, war so stark, und der Gedanke, dem vielfach verflachten Ordensleben mit dem Versuch einer von der Armut des heiligen Franziskus geformten neuen Gemeinschaft entgegenzutreten, brannte in ihr und nahm ihr jede Furcht.

Als sie in Rom ankam, schien die Sonne und legte schon eine Vorfrühlingsahnung über die Stadt. Alles war ihr neu: der Bahnhof, die Häuser, die Menschen. Ein wenig bangend, aber voll Zuversicht, stieg sie aus dem Zug. Im Trubel der Reisenden trat ein Mann auf sie zu. In gebrochenem Deutsch fragte er sie nach ihrem Namen und stellte sich als Pförtner im Haus P.Jordans vor.

"Ich bin hier im Auftrag des P.Jordan. Ich Sie soll zu dem Haus bringen, darin er hat eine Wohnung für Sie gemietet."

Es war ein ziemlich weiter Weg, den sie der Mann durch die Stadt führte. Amalia bestaunte den Verkehr in den breiten Straßen, die Paläste. Sie bemerkte die vielen Kirchen, an denen sie vorbeikamen. Sie spürte, hier befand sie sich im Zentrum der katholischen Kirche. Als sie den Tiber über-

querten, ragte rechts die Engelsburg auf. Nun mußte doch die Peterskirche sichtbar werden. Aber erst, als sie in den Borgo Nuovo einbogen, gewannen sie einen kleinen Ausblick durch die enge Straße auf den Petersplatz und die Front des gewaltigen Domes. Amalia empfand ein außergewöhnliches Glücksgefühl, hier zu sein, und das hielt noch an, als sie in Nr.151 eintraten.

Ein unscheinbares, primitives Haus empfing sie. Durch das dunkle Treppenhaus stiegen sie in den ersten Stock hinauf, in dem sich mehrere Räume befanden. Die Fenster gingen auf die enge Gasse hinaus, der Fußboden war aus Ziegelsteinen. Die völlig leere Wohnung machte eine traurigen, etwas verwahrlosten Eindruck. Amalia sah sie mit anderen Augen. Sie stellte sich vor, wie man die Zimmer mit einfachen Möbeln ausstatten und darin ein ideales Gemeinschaftsleben in wirklicher Armut führen konnte.

Nach einer raschen Besichtigung bat sie ihren Begleiter, sie zu P.Jordan zu führen. Sie hatten nicht weit zu gehen. In der Parallelstraße, dem Borgo Vecchio, hatte P.Jordan einen alten Palazzo erworben und zur Zentrale seiner Bewegung gemacht.

Zum ersten Mal stand sie dem Mann gegenüber, der sie gerufen hatte und nun ihr Führer sein würde. Sie fühlte die von ihm ausstrahlende Energie für die Sache Gottes, aber auch seine väterliche Güte und Hilfsbereitschaft.

"Sie sind also Amalia Streitel. Herzlich willkommen in Rom. Ich danke Ihnen, daß Sie meiner Einladung gefolgt sind und mir helfen wollen. Sie sind eben erst angekommen und sicher erschöpft von der langen Reise. Kommen Sie, wir nehmen eine kleine Stärkung und ein Gläschen Wein. Hat Ihnen der Pförtner die von mir gemietete Wohnung gezeigt? Hoffentlich sind Sie damit zufrieden. Sie ist einfach, wie die Leute hier wohnen. Ich habe dieses Haus als vorläufige Unterkunft gedacht; später werden wir weitersehen."

"Hochwürdiger Herr Pater, Sie ahnen nicht, wie zufrieden ich bin. Ich glaube, die göttliche Vorsehung hat diese Wohnung eigens ausgesucht.

"Das freut mich. Wir müssen sie natürlich noch einrichten. Inzwischen können Sie bei den Vinzentinerinnen bleiben, die nicht weit von hier ihr Haus haben. Der Pförtner wird Sie hinbringen. Übrigens: der Titel 'Pater' kommt mir nicht zu, wenn man mich auch oft so nennt. Ich bin kein Mitglied eines Ordens. Innerhalb des jetzt entstehenden Werkes, der Lehrgesellschaft, nennt man mich meist 'Generaldirektor'."

"Hochwürdiger Vater - darf ich dieses Wort benutzen? Es klingt mir besser als Generaldirektor -, zunächst möchte ich eine Bitte äußern. Da ich jetzt wieder ein Ordensleben führen werde, läge es mir am Herzen, mich nicht länger Amalia Streitel zu nennen, sondern meinen letzten Schwesternnamen benutzen zu dürfen: Petra."

"Eigentlich will ich keinen Orden gründen. Wie sich die Frauen nennen werden, die mit mir zusammenarbeiten, muß man abwarten. Da sie in Gemeinschaft leben werden, ist es nicht unwahrscheinlich, daß sie den Namen 'Schwestern' übernehmen. Sie selbst kommen aus einem Schwesternorden. Warum sollten Sie dann nicht vorerst Ihren Namen beibehalten? Ich habe keine Bedenken, Schwester Petra. Sobald Sie sich eingelebt haben, werde ich mich mit Ihnen treffen, damit wir ausführlich über die Frauengemeinschaft sprechen können, deren Gründung mir vorschwebt."

Im Haus der Vinzentinerinnen begegnete Schwester Petra einem Mädchen namens Sabine, das sich ihr anschloß und mit ihr gehen wollte. Sie besprachen diese Möglichkeit. Schwester Petra erkannte in Sabine eine eifrige Seele und war gern bereit, sie mitzunehmen. Am nächsten Tag wollte Schwester Petra nicht gleich wieder P.Jordan stören. Sie schrieb ihm in einem Brief:

> Für die neue Wohnung bitte ich um drei Bettstellen mit Strohsäcken, drei Stühle, einen Tisch ganz einfacher Art ohne Anstrich und einiges einfaches Kochgeschirr. Morgen oder übermorgen werden wir einziehen in das Haus der heiligen Armut. Ich bitte Sie dazu um Ihren väterlichen Segen.

Nachdem sie den Brief abgegeben hatte, ging sie den Borgo weiter bis zum Petersplatz. Sie konnte nicht anders, sie mußte auch den Dom betreten. Trotz der gewaltigen Ausmaße der Kirche fühlte sie sich zu Hause, fand den Sakramentsaltar und kniete nieder. Hier war sie beim Herrn geborgen. Er sollte über sie verfügen, sie war zu allem bereit.

Der neue Anfang

Im Verlauf der nächsten Woche suchte P.Jordan Schwester Petra in ihrem neuen Heim auf. Sie lud ihn ein, an dem einfachen Tisch Platz zu nehmen. Nach einigen allgemeinen Fragen über die weitere Einrichtung der Wohnung kam P.Jordan auf seine Gründung zu sprechen.

"Sie wissen bereits, Schwester Petra, wie ich die Lehrgesellschaft aufbauen will. In meiner Einladung an Sie war alles in den Grundzügen dargestellt. Es geht mir daum, die Kerngemeinschaft hier in Rom zusammenzubringen in einer Art klösterlichen Gemeinschaftslebens. Es sollte aber kein Orden sein. Ich wollte keine Gelübde, kein Ordenskleid. Das hielt ich aus der allgemeinen Zielsetzung heraus für besser. Jedenfalls wollen wir mit unserer Lehrtätigkeit an möglichst weite Kreise herankommen. Dazu brauchen wir die Mitarbeit von Frauen und haben in unseren Schriften um solche geworben. Es haben sich schon einige ideal gesinnte Frauen gemeldet, auch solche, die das in Gemeinschaft tun wollen. Eine Gruppe hatte sich um Thekla Bayer gebildet, sich aber wieder aufgelöst. Eine andere entsteht in Deutschland um eine interessierte Baronin von Wüllenweber in Neuwerk bei Neuß. Eine solche Gemeinschaft müßte aber vor allem und an erster Stelle hier in Rom bestehen, um enge Verbindung mit dem Kern und der Zentrale unserer Gesellschaft zu haben. Auch diese Gruppe dachte ich mir nicht als strengen Orden."

"Ich verstehe Ihre Überlegungen, Hochwürdiger Vater, und muß gestehen, es reizt mich, Ihnen bei diesem Werk zu helfen. In einer solchen Gemeinschaft ließe sich wirklich das beschauliche mit dem tätigen Leben verbinden. Ob der Zusammenschluß aber ohne die Form eines Ordens möglich ist, bezweifle ich. Mit Männern mag es vielleicht gehen, das weiß ich nicht. Bei Frauen halte ich aber eine strenge Lebensordnung für notwendig. Die Erfahrung lehrt, daß sonst das Bild einer gottgeweihten Person, wie sie eine Schwester darstellen soll, leicht verzerrt wird. In festen Regeln muß die Armut, wie sie zum Beispiel der heilige Franziskus wollte, einen besonderen Platz einnehmen. Sie ist die Mutter der Ordenstugenden und macht demütig und gehorsam."

"Franziskaner oder Franziskanerinnen möchte ich auf keinen Fall gründen. Was Sie sonst zu bedenken geben, Schwester Petra, mag berechtigt sein. Sie haben schließlich mehr Erfahrung im Ordensleben als ich. Mir geht es darum, die Mitglieder meiner Gründung möglichst verfügbar für die Lehraufgabe zu halten. Es kann sein, daß Sie recht haben, wenn Sie auf die Notwendigkeit einer festen Bindung hinweisen. Wie ich sagte, wollte ich zunächst keinen Orden gründen, habe mir aber schon überlegt, ob ich den Zusammenschluß meiner Gemeinschaft nicht doch auf Gelübden aufbauen muß. Meine ersten Mitarbeiter haben bei der Gründung am 8. Dezember 1881 ein Treuegelöbnis in der Form eines Privatgelübdes abgelegt. Ich glaube - und Ihre Bemerkung bestärkt mich in diesem Vorsatz -, ich werde meiner Gemeinschaft die Form einer Kongregation mit Gelübden und eigenem Ordenskleid geben."

"Verzeihen Sie, Hochwürdiger Vater, wenn ich in meinen Worten einen bestimmenden, maßgebenden Ton angenommen habe. Um so dankbarer bin ich für Ihr Verständnis. Ich bin überzeugt, daß Gott Ihnen eine Fülle von Licht und Erkenntnis geben wird bei der Wiederherstellung ursprünglicher Ordenszucht. Halten Sie nichts für gering in bezug auf Armut, Gehorsam und Selbstverleugnung. Dann werden wir also richtige Ordensgelübde ablegen, auch den Gehorsam. Ihnen als

meinem Obern werde ich ihn versprechen und in Ihren Anordnungen immer den Willen Gottes sehen."

"Dann sind wir uns einig, Schwester Petra, und können das neue Werk in dieser Form beginnen. Das geht nicht ohne eine Regel mit festen Normen für das Zusammenleben. Sie haben Erfahrung in diesen Dingen und könnten die Punkte notieren, die zunächst beachtet werden müssen."

"Wir können vielleicht erst einmal nach der Regel der Franziskanerinnen leben, wie ich sie im Sternkloster, besser noch im Karmel kennengelernt habe. Man müßte nur von dem absehen, was auf ein rein beschauliches Leben ausgerichtet ist. Sie wollen, daß ich dazu Notizen mache. Ich kann das versuchen, aber unter der Bedingung, daß Sie alles genau durchsehen und gegebenenfalls gutheißen. Dieser Neugründung soll nichts in meinem Namen, im Namen einer Frau anhängen. Deswegen sollte auch unsere Seelenführung in den Händen eines erprobten Geistesmannes liegen. Wie wäre es, wenn Sie Herrn P.Cyprian aus Himmelspforten nach hier riefen. Ich kenne ihn. Es ist ein Mann, der uns Demut und Gehorsam lehren könnte."

"Das dürfte unmöglich sein. Ich halte es zudem für überflüssig. Es wird nicht schwer sein, hier in Rom einen geistlichen Leiter zu finden."

"Ich hoffe, daß Sie uns dabei helfen. Sie haben von der Notwendigkeit einer Regel gesprochen. Neben anderm wird sie Bestimmungen über die Aufnahme in den Orden und die Probezeit enthalten. Ich werde mir Mühe geben, diese neue Regel genau zu erfüllen und will mich schon jetzt entsprechend verhalten. Daher möchte ich Sie um die Erlaubnis bitten, in den nächsten Tagen mein Noviziat zu beginnen und mich so auf die Einkleidung und Gelübdeablegung vorzubereiten, die vielleicht im Monat März stattfinden kann. In den nächsten Tagen erwarte ich zwei Freundinnen, die ich von Bamberg her kenne und die sich mir anschließen wollen. Helfen Sie mir im Gebet, daß sie sich gut einleben."

"Sie wollen also Ihr Noviziat beginnen, bevor die neuen Kandidatinnen eintreffen. Das ist ein guter Gedanke. So können Sie sich in aller Stille auf das kommende Gemeinschaftsleben vorbereiten. Wenn Sie Fragen haben, stehe ich Ihnen jederzeit zur Verfügung."

Es gab ein freudiges Wiedersehen, als die beiden Freundinnen aus Bamberg ankamen. Schwester Petra führte sie in die Wohnung. Ein kleiner Imbiß, den Sabine zubereitet hatte, erwartete sie. Beide waren zwar müde, aber erfreut, Amalia wiederzutreffen. Für Margarete war die lange Bahnfahrt und die Eindrücke des fremden Landes ein großes Erlebnis. Barbara berichtete von den Schwierigkeiten, die sie zu Hause noch gehabt hatte.

"Was glauben Sie, wie energisch sich Mutter Priorin Flaviana von den Dominikanerinnen widersetzte. So eine Fahrt ins Ungewisse! Mein Vater sollte mir nicht einen Pfennig mitgeben. Sie schickte mich zum Erzbischof Schreiber. Auch er riet ab, ließ sich aber von seinem Generalvikar überzeugen, der meinte, man solle der Vorsehung Gottes nicht vorgreifen. So gaben meine Eltern schließlich ihre Einwilligung. Ich kann Ihnen nicht sagen, wie sehr ich mich auf unser Zusammenleben freue."

"Warten Sie es nur ab, Barbara," gab Schwester Petra zu bedenken. "Es wird nicht so einfach sein. Alles muß sich erst einspielen. Wir haben noch keine feste Regel, nur das große Ziel, der von Vater Jordan gegründeten Lehrgesellschaft zu dienen. Eines sehen Sie schon jetzt: die Wohnung ist sehr einfach. Es wird arm zugehen. Ich muß freilich sagen, mich freut das, denn ich liebe die Armut und halte sie für das Wichtigste in einer Gemeinschaft, die unbelastet Gott dienen will. Wenn ich nur das Wort Armut höre, empfindet alles in mir heilige Freude."

"Es wird schon alles gut gehen, Amalia. Hauptsache, wir dürfen bei Ihnen sein. Unter Ihrer Leitung sind wir zu allem bereit."

"Da muß ich Ihnen gleich noch etwas sagen. Wir werden Ordensschwestern sein und daher neue Namen annehmen. Ich habe Vater Jordan gebeten, mir schon jetzt meinen früheren Schwesternnamen Petra wiederzugeben. Nennen Sie mich bitte auch so."

"Ach, Schwester Petra, wie klingt das schön. Dann bekommen auch wir sicher Namen, die uns gefallen. Bitte, Schwester Petra, suchen Sie uns schöne Namen aus."

"Dann müssen wir doch auch ein Ordenskleid haben," bemerkte Margarete.

"Darüber habe ich schon nachgedacht. Sie wissen, wie sehr ich, seit ich einmal bei den Franziskanerinnen war, dem heiligen Franz und der heiligen Klara zugetan bin. Deswegen würde ich das graue Kleid der Franziskanerinnen vorziehen."

"Das habe ich schon gesehen," rief Barbara, "in einem wunderbaren Traum. Es war mir, als käme eine Schwester auf mich zu. Ich sollte mit ihr weit fort gehen und dort harte Arbeit tun. Die Schwester war bekleidet mit einem grauen Habit, weißem Gürtel und schwarzem Schleier. Sie war Ihnen sehr ähnlich, Schwester Petra."

"Wir werden sehen. Ich muß die Sache erst mit Vater Jordan besprechen."

Es war wirklich ein sehr ärmliches Leben, das die vier jungen Frauen begannen. Im Frühjahr gab es noch manche kalten Tage. Wenn sie auch Strohsäcke hatten, mußten sie in den Zimmern mit dem Steinboden doch oft frieren. Die einfache Kost konnte das nicht ausgleichen, zumal sie in der Fastenzeit standen und deren strenge römische Vorschriften gewissenhaft beobachteten. Sie beteten viel zusammen. Der täglichen heiligen Messe wohnten sie in der nahegelegenen Karmelitenkirche Santa Maria in Traspontina bei. Schwester Petra hatte anfangs ihre Beicht in Sankt Peter bei einem P.Steiner abgelegt, war aber nicht recht zufrieden. So führte sie ihre neuen Mitschwestern bald nach ihrer Ankunft

in die deutsche Nationalkirche Santa Maria dell'Anima. Sie beichteten bei Dr.Jacquemin, zu dem sie alle nach kurzer Zeit Vertrauen faßten.

Georg Jacquemin stammte aus dem Großherzogtum Luxemburg. Er war 1853 geboren als achtes von elf Kindern. Die Priesterweihe empfing er am 24. August 1877 in der Kathedrale von Luxemburg. Von seinem Bischof wurde er zu weiteren Studien nach Rom in das Institut bei der Kirche Santa Maria dell'Anima geschickt. Dort promovierte er 1879 im Kanonischen Recht. Später fügte er das Doktorat in Theologie und Philosophie hinzu. Beim Rektor des Instituts und bei den Mitstudenten galt er als strebsamer und umgänglicher Mitbruder. Nach seinen Studien übernahm er für verschiedene Diözesen die Vertretung beim Heiligen Stuhl. Er war ein eifriger Seelsorger und als Beichtvater gesucht.

In den nächsten Tagen kam P.Jordan wieder zu den Schwestern. Er begrüßte die neuen Kandidatinnen und zog sich mit Schwester Petra in ein Zimmer zurück. Sie berichtete ihm, mit welcher Freude die beiden angekommen seien.

"Wir sind alle so froh, Hochwürdiger Vater, nun ein richtiges Ordensleben beginnen zu können. Eine vorläufige Tagesordnung haben wir uns schon aufgestellt. Wir haben Gebetszeiten festgelegt. Wir waren gemeinsam zur heiligen Beicht in der 'Anima'. Ich glaube, wir haben dort einen guten Beichtvater gefunden."

"So weit hätten Sie nicht zu gehen brauchen, Schwester Petra. In Sankt Peter finden Sie immer Gelegenheit, in deutscher Sprache zu beichten."

"Verzeihen Sie, aber ich glaube nicht, daß wir dort eine ausreichende Betreuung finden."

"Es besteht noch eine andere Möglichkeit. Der Rektor vom Campo Santo, Monsignore de Waal, hat sich angeboten, der neuen Schwesterngemeinschaft in jeder Verlegenheit zu helfen. Er würde auch das Amt des Beichtvaters übernehmen."

"Wenn ich offen sein darf, Hochwürden: Monsignore würde dann auch in den inneren Angelegenheiten unserer Gemein-

schaft mitreden. Ich setze mein Vertrauen auf Gott und die uns von ihm gegebenen Obern. Ich würde einen Herrn aus Ihrer Gemeinschaft vorziehen. Können Sie uns nicht P.Lüthen schicken?"

"Das könnte man überlegen. Wir müssen aber erst andere Dinge regeln. Hier im Haus besteht jetzt eine Kommunität, und die muß eine Oberin haben. Ich meine, Schwester Petra, bei Ihrer Erfahrung sind Sie die gegebene Oberin. Ich glaube, ich kann dieses Amt mit berechtigtem Vertrauen in Ihre Hände legen."

"Ich fürchte, Hochwürdiger Vater, daß die neue Gemeinschaft Schaden nimmt, wenn Sie mich an deren Spitze stellen. Wenn Sie wüßten, was ich fühle bei dem Gedanken, mit all meinen Unwerten anderen als Leuchte dienen zu sollen, würden Sie Mitleid mit mir haben. Ich sehe aber ein, daß jemand dieses Amt übernehmen muß. Wenn der Herr mein Nichts anderen vorsetzen will, dann werde ich es tun in der Überzeugung, daß wir als Vorgesetzte mehr Gelegenheit haben, unsere Schwächen und Unvollkommenheiten zu spüren, als wenn wir eine untergeordnete Stellung einnehmen und uns dabei sicher und geborgen fühlen. Ich werde Ihnen als meinem geistlichen Vater streng gehorchen, werde beten und opfern für die Gemeinschaft, für die ich verantwortlich bin. Meine Bitte an Sie, Hochwürdiger Vater, ist es, mich als Ihre geistliche Tochter anzusehen und mit Entschiedenheit zu leiten."

"Ihre Bereitschaft, das Amt der Oberin anzunehmen, freut mich. Ich denke, wir werden gut zusammenarbeiten, und es wird nicht nötig sein, daß Sie sich zu einem so strengen Gehorsam verpflichten. Das Ordensgelübde dürfte genügen. Ihre Gemeinschaft muß auch einen Namen haben. Meine Gründung hatte ich zunächst 'Apostolische Lehrgesellschaft' genannt, mußte aber auf Wunsch höchster Stelle das Wort 'apostolisch' in 'katholisch' ändern. So möchte ich Ihre Gemeinschaft 'Schwestern der Katholischen Lehrgesellschaft' nennen."

"Ich hätte zwar einen Titel wie 'Schwestern der Göttlichen Vorsehung' vorgezogen, will aber nicht darauf bestehen und Ihren Vorschlag annehmen."

"Ich danke Ihnen. Sie sagten, Sie hätten bereits eine feste Ordnung der Gebetsübungen. Vergessen Sie nicht, daß meine Gemeinschaft und damit auch die angeschlossenen Schwestern keine beschaulichen Orden sind. Wichtigstes Ziel ist das Apostolat in Form der Lehrtätigkeit. Wenn Ihre Gemeinschaft einmal genügend zahlreiche Schwestern hat, werden viele eine entsprechende Ausbildung erhalten. Vorläufig müssen wir freilich an die Sicherung des Lebensunterhaltes denken. Auch meine Gemeinschaft steht noch am Anfang. Wir arbeiten zunächst auf dem Gebiet des Apostolates der Presse. Wir haben eine kleine Druckerei, in der Zeitschriften wie der 'Missionär' herausgegeben werden. Hier könnten Ihre Schwestern helfen, Korrekturen lesen und ähnliches. Ich werde Ihnen einen Mann von der Setzerei schicken, der Ihnen Material bringt und die Schwestern anweist."

"Wir können auch ambulante Krankenpflege übernehmen, Hochwürdiger Vater. Damit ließe sich einiges Geld einbringen, und es wäre ein gutes Betätigungsfeld für den Idealismus der Schwestern. Außerdem sind wir bereit, für Ihre Gemeinschaft oder andere Stellen die Kirchenwäsche zu übernehmen."

"Gut. Bei all dem ist es natürlich notwendig, daß Ihre Schwestern die italienische Sprache erlernen. Nur so können sie hier in Rom an andere Menschen herankommen. P.Lüthen kann den Schwestern Unterricht geben."

"Das wird nicht leicht sein. Manche Schwester tut sich im Schreiben schwer, besonders in der lateinischen Schrift. Aber wir werden es versuchen."

"Eine andere Frage ist die des Ordenskleides. Wie Sie sehen, tragen wir den einfachen schwarzen Habit. Aber wie soll die Kleidung der Schwestern aussehen?"

"Ja, Hochwürdiger Vater, darauf wollte ich schon zu sprechen kommen. Wenn wir ein Orden im rechten Geist der Armut sein wollen, wird es gut sein, auch den Habit der Schwestern vom heiligen Franziskus zu wählen: ein graues Kleid mit weißem Gürtel."

"Schwester Petra, ich kann verstehen, daß Sie von früher her dem heiligen Franziskus ergeben sind. Wir sind aber nicht Franziskaner und haben auch nicht das Ideal seines Ordens. Und die Schwestern sollen unserm Ziel dienen. Da wäre doch der schwarze Habit besser. Man würde sofort sehen, daß wir zusammengehören."

"Freilich wollen wir mitarbeiten an Ihren Aufgaben. Aber wir werden nur dann den Beistand Gottes in vollem Maße haben, wenn wir den neuen Orden auf strenger Armut aufbauen. Ich möchte Sie, Hochwürdiger Vater, doch ernstlich bitten, daran festzuhalten. Sie werden Gott und der Kirche keinen besonderen Dienst erweisen, wenn Sie die Zahl der leichten Kongregationen noch vermehren, die in bezug auf Entsagung kaum über ein gut geordnetes Familienleben hinausgehen. Selbst für Ihre Gesellschaft wäre ein Ordenskleid in grauer Farbe angebracht. Auch für sie gilt das Ideal der Armut."

"Da kann ich mit Ihren Gedanken nicht mitgehen, Schwester Petra. Für die Schwestern will ich es mir überlegen. Wir sprechen noch darüber."

Mit gemischten Gefühlen ging P.Jordan nach Hause.Das Ziel seiner Organisation sah er klar vor sich. Die Missionsarbeit durfte nicht durch zu strenge Bindung an ein Ordensleben erschwert werden. Andererseits war Schwester Petra sicher vom besten Geist geleitet und glaubte, nur in der Strenge, besonders in einer starken Armutspflege, die Sicherung der Gemeinschaft zu sehen. Vielleicht hatte sie recht. Man konnte ihnen schließlich den grauen Habit lassen. Für die Zusammenarbeit war die Farbe des Kleides sicher nicht entscheidend.

Etwa eine Woche später bat Schwester Petra P. Jordan um die Einkleidung. Die vergangenen Tage hatte sie in möglichster Sammlung zugebracht. Sie wollte ihr Noviziat machen. Zwar hatte sie schon zweimal eine solche Zeit der Vorbereitung durchlebt, aber jetzt schien es ihr, es gehe um eine neue Entscheidung. Sie erinnerte sich an die Profeß vor fünfzehn Jahren in 'Maria Stern' in Augsburg. Damals hatte sie manche Vorbehalte gehabt, sie aber mit dem Vorsatz überbrückt, alles einzusetzen, um dem Idealbild des heiligen Franziskus näherzukommen. Nun war es wieder so weit. Diesmal war sie überzeugt, sich vorbehaltlos Gott hingeben zu können, denn nun war der Weg offen, in der neuen Gemeinschaft die Urform franziskanischen Geistes uneingeschränkt zu leben. Sie wollte den großen Heiligen in allem nachahmen und deswegen um die Genehmigung bitten, mit bloßen Füßen, nur mit Sandalen bekleidet, gehen zu dürfen. Vor allem lag ihr daran, ihren Namen zu ändern in Franziska vom Kreuz. Sie ging sogar so weit, P.Jordan nahezulegen, auch seinerseits den Namen Franziskus anzunehmen. Sie schrieb ihm:

> Fassen Sie den Mut unseres heiligen Vaters Franziskus, ... nehmen Sie den Namen Ihres heiligen Vorbildes an mit dem Zusatz 'vom Kreuz', und dann, gerüstet mit diesem Siegeszeichen der Erlösung, gehen Sie voran im Kampf.

Sie ahnte nicht, daß er sich diesen Namen bei seiner eigenen Profeß bereits zugelegt hatte. In ihrer Begeisterung kam ihr der Gedanke, wie schön es wäre, die Gelübde am Grab des heiligen Franziskus, in Assisi, ablegen zu können. Kurz entschlossen trug sie auch diesen Wunsch P.Jordan vor:

> Ich würde heute abend das heilige Kleid Ihnen senden mitsamt dem Schleier, aufdaß es die heilige Weihe erhalte, würde morgen mit dem Frühzug nach Assisi reisen und dort den Samstag in Gebet und Betrachtung verbringen. Am Palmsonntag würden Sie, verehrter Vater, mir dort den Mantel und den Gürtel geben und meine Gelübde entgegennehmen. Wenn Sie mir ein Schreiben an die dortigen deutschen Schwestern mitgäben, wäre ich Ihnen sehr dankbar. Sabine

könnte inzwischen die Leitung unseres kleinen Haushalts übernehmen... Mein ganzes Wesen möchte Palmsonntag in Assisi feiern, mein ganzes Wesen will aber auch den Gehorsam üben.

P.Jordan lehnte diesen Wunsch ab. Über den Vorschlag, Sandalen zu tragen, wolle er noch nachdenken. Er glaube nicht, daß das wesentlich zur franziskanischen Armut gehöre, es dürfte außerdem für die den Schwestern zugedachten Aufgaben hinderlich sein. Für den Tag der Einkleidung sei er mit allem einverstanden. Er habe nichts dagegen, daß sie den Namen Franziska annehme. Als Tag der Einkleidung und Profeß setzte er den 18. März (Palmsonntag) fest.

An diesem Tag begab sich Schwester Petra früh in die Kirche Santa Maria dell'Anima, um die Sakramente zu empfangen. Gegen Abend bekleidete sie sich mit dem Ordenskleid, zog die Strümpfe aus und nahm anstelle von Sandalen - sie hatte sie noch nicht bekommen können - ein Paar leichte Schuhe. So ging sie mit den Schwestern in das Zimmer, in dem sie die Vesper beteten. Danach kam P.Jordan. Schwester Petra kniete nieder und las die Gelübdeformel:

Jesus, Maria, Josef, Franziskus und Klara!

Angesichts der allerheiligsten Dreifaltigkeit, der allerseligsten Jungfrau Maria, des glorreichen heiligen Josef, des seraphischen Vaters Franziskus und der heiligen Mutter Klara, sowie aller Engel und Heiligen gelobe ich Gehorsam, Armut, Keuschheit und lege dieses Gelöbnis in die Hände meines geistlichen Vaters und meines einzigen Obern, dem Diener Gottes Johannes Franziskus vom Kreuz ab (Generaldirektor der Katholischen Lehrgesellschaft) mit dem feierlichen Versprechen, keinen andern Willen mehr zu kennen als den Willen Gottes, der sich mir kundgeben wird durch vorgemeldeten Diener des Herrn.
Es unterzeichnet sich die Gelobende

M. Franziska vom Kreuze S.C.I.

Rom, den 18. März 1883.

P.Jordan hatte dem Schriftstück zugefügt:

Der Unterzeichnete hat sich das Recht vorbehalten, obiges Gelübde teilweise oder ganz lösen zu können, und mit dieser Bedingung wurde es abgelegt und abgenommen.

Johannes Franciscus d.C. (de Cruce)

Man kann sich die Freude Schwester Franziskas vorstellen, als sie las: Johannes Franziskus vom Kreuz.

Am Osterfest des gleichen Jahres wurden die drei Kandidatinnen eingekleidet und erhielten ihre neuen Namen. Barbara hieß jetzt Schwester Scholastika, Margarete Schwester Katharina und Sabine Schwester Agnes. Die neuen Schwestern sollten unter Leitung von Mutter Franziska ihr Noviziat beginnen. Sie übernahm diese Aufgabe, bis - wie sie sagte - der Herr eine weit bessere Persönlichkeit sendet. An P.Jordan schrieb sie:

> Auf mir lastet die Überzeugung, daß ich nicht passe zum Erziehen weiterer Novizinnen. Für drei Seelen, die kaum oder nicht viel Anstoß an meiner Art "Tugend üben zu lehren" nehmen, übernehme ich auch ferner die Leitung, weil ich solches solange als den heiligen Willen Gottes erkennen werde, bis daß Sie, Ehrwürdiger Vater, es anders bestimmen werden, aber für neu Eintretende nicht... Bestimmen Sie für deren Erziehung Schwester M.Scholastika, der ich das Zeugnis einer erleuchteten und streng klösterliche Richtung habenden Ordensschwester geben muß.

Ein Vorschlag

Ende April 1883 reiste P.Jordan nach Deutschland. Er hatte dort im letzten Jahr Fräulein von Wüllenweber kennengelernt, die sich bemühte, eine Gruppe von Frauen für sein Werk zu gewinnen.

Baronin Therese von Wüllenweber war 1833 geboren auf Schloß Myllendonk in der Nähe von Aachen. Durch eine Volksmission war in ihr der Wunsch nach apostolischer Tätigkeit in den Missionen wach geworden. Sie interessierte sich für verschiedene Orden, fand bei ihnen aber nicht die Möglichkeit zu einer Aktivität, wie sie sie sich vorstellte. So widmete sie sich von ihrem Schloß Neuwerk bei Köln aus

karitativen Werken. Sie kaufte ein altes Benediktinerkloster, um dort für Waisenkinder und Kranke zu sorgen. Sie suchte Mitarbeiterinnen und hoffte, daß sich vielleicht eine Gemeinschaft herausbildete, deren Mitglieder dann in die Mission gehen könnten. Der Versuch gelang nicht. Nur zwei oder drei Frauen waren bereit, auf längere Sicht mit ihr zusammenzuarbeiten. Eines Tages kam Therese eine Nummer des 'Missionär' zur Hand. Sie fand darin die Ideen P.Jordans über seine Lehrgesellschaft dargelegt. Es war das, wonach sie so viele Jahre gesucht hatte. Sie schrieb an P.Lüthen nach München, der ihr mehr Material über das Werk P.Jordans zuschickte, ihr aber mitteilte, dem Werk sei noch kein weiblicher Zweig angegliedert, wenn auch für die Zukunft geplant. Nun wandte sich die Baronin unmittelbar an P.Jordan, und er kam 1882 selbst nach Neuwerk. Sie sprachen über den Missionsgedanken, der beide beseelte. Schließlich nahm er sie in die Reihe seiner Mitarbeiter auf.

In der Zeit, als P.Lüthen sich bemühte, von München aus den weiblichen Zweig der Lehrgesellschaft ins Leben zu rufen, dachte er auch an Therese und schickte Fräulein Thekla Bayer zu ihr. Vielleicht konnte sie die Baronin dafür gewinnen, mit nach Rom zu gehen. Fräulein Bayer hatte aber keinen Erfolg.

Als jetzt P.Jordan bei der Baronin vorsprach, fand er sie in der gleichen Begeisterung für sein Werk wie im Jahr zuvor. Sie stellte ihm ihre Freundin vor.

"Hier, Herr Pater, die erste Mitarbeiterin in unserem neuen Werk! Ursula versteht mich und ist bereit mitzumachen. Ich glaube, es werden sich bald noch andere Frauen anschließen."

Am 31. Mai 1883 legte Therese in die Hände P.Jordans die ewigen Gelübde ab und versprach, für immer mit ihm zusammenzuarbeiten. Er gab ihr den Namen Schwester Theresia von den heiligen Aposteln und besprach mit ihr die weiteren Pläne.

"Es wird Sie interessieren, daß wir auch in Rom mit einer kleinen Frauengemeinschaft begonnen haben. Ich hielte es für gut, aus beiden Gruppen eine Einheit zu bilden. Mein Vorschlag ist, daß Sie, Frau Baronin, einmal nach Rom kommen. Vielleicht ergibt sich die Möglichkeit zu einem Zusammenschluß. Die Oberin, Schwester Franziska, wird Sie sicher gern aufnehmen. Ich schätze sie sehr, wenn ich auch mit manchen ihrer Ansichten nicht übereinstimme. Ich habe mich schon gefragt, ob sie ihre Gemeinschaft wirklich so führt, wie ich mir das als Ergänzung meines Werkes denke. Vielleicht sollte ich sie ablösen. Unter den anderen Schwestern ist aber keine, die fähig wäre, sie zu ersetzen. Wenn Sie hinkämen, könnte ich mir Sie gut als Novizenmeisterin, auch als Oberin vorstellen."

"Da gehen Sie in Ihren Gedanken zu weit, Herr Pater. Ich würde nie eine Oberin verdrängen wollen. Es wäre außerdem sehr schade, das hier begonnene Werk aufzugeben. Es entwickelt sich und gibt berechtigte Hoffnung auf Nachwuchs. Ich möchte lieber hier in Neuwerk bleiben. Eventuell könnte das eine Filiale der römischen Gruppe sein."

"Sie werden einsehen, Frau Baronin, daß die meinem Werk angeschlossene Frauengemeinschaft sich nicht von Anfang an in zwei Gruppen teilen kann. Ich werde ein paar Schwestern herschicken, damit sie mit Ihnen Fühlung nehmen. Vielleicht kommt doch eine Einigung zustande."

Auf seiner Reise kam P.Jordan auch nach Würzburg. Bei einem Besuch in der Marienanstalt erkundigte man sich dort nach der ehemaligen Schwester Angela. Er wurde gefragt, warum sie nach dem Austritt aus dem Karmel nicht zu ihnen, den Sternschwestern, zurückgekommen sei; bei ihnen habe sie doch ihre Gelübde abgelegt. P.Jordan war beunruhigt. Um die Angelegenheit zu klären, ging er zum Bischof Pankratius, der sich an den Fall erinnerte.

"Ich kenne die Schwester, habe seinerzeit die Erlaubnis gegeben, daß sie von den Sternschwestern in den Karmel überging. Verwundert war ich, als ich erfuhr, sie sei

dort wieder ausgetreten und einfach nach Hause gegangen. Sie war in keiner Weise von der bei den Franziskanerinnen gemachten Profeß entbunden, hätte also dorthin zurückkehren müssen. Nun ist sie in Ihrer Schwesterngemeinschaft. Wird sie dort aufs neue die Gelübde ablegen?"

"Das hat sie bereits getan, Hochwürdigster Herr. Ich war der Meinung, bei ihrem Austritt aus dem Karmel sei alles kirchlich geregelt worden."

"Wie Sie sehen, ist das nicht geschehen. Es wird gut sein, wenn Sie die Schwester fragen, wie die Sache seinerzeit gelaufen ist. Geben Sie mir dann bitte Bescheid."

P. Jordan schrieb an Mutter Franziska und bat sie, ihm den Sachverhalt darzulegen. Sie erschrak. Schwierigkeiten dieser Art hatte sie nicht erwartet. Sie hatte doch in gutem Glauben gehandelt und nie den Gedanken gehabt, sich den Verpflichtungen des Ordenslebens zu entziehen. Allerdings hatte sie zwei Monate außerhalb des Klosters gelebt, aber das hatte sie als eine ungewollte Unterbrechung angesehen und sich auch in dieser Zeit immer als Ordensfrau gefühlt. Jetzt hatte sie wieder Gelübde abgelegt und damit doch nur die bei den Franziskanerinnen gemachten erneuert. Sie schrieb an P. Jordan:

> Der Herr ließ es zu, daß es dem Hochwürdigen P.Cyprian gar nicht einfiel, mich aufmerksam zu machen, daß ich mich erst frei zu machen hatte von dem Bande, das mich noch an das Sternkloster band. Und auch Sie, Ehrwürdiger Vater, hielten die Sache mehr oder weniger für abgeschlossen und zwar deshalb, weil Gott wollte, daß diese Leiden noch mehr mich von Eigenliebe reinigen sollten, um tauglicher zu werden für die Pläne einer liebreichen Vorsehung... Daß ich ins Sternkloster zurückkehren muß, glaube ich nicht... Ich danke Gott innig, daß erst jetzt, nachdem ich fest mit Ihnen, mein Ehrwürdiger Vater, im Gehorsam und im gemeinsamen Streben nach einem Ziel stehe, dieser Kampf eintritt.

Nach seiner Rückkehr sprach P.Jordan mit Mutter Franziska. Er berichtete ihr von den Bedenken des Augsburger Bischofs und ließ sich von ihr genau erklären, wie seinerzeit alles gelaufen sei. Eine Dispens von den im Orden der

Franziskanerinnen abgelegten Gelübden war tatsächlich nicht erfolgt. Mutter Franziska war als Novizin ohne Formalitäten aus dem Karmel weggegangen, wie es jede Novizin darf. An die Fortdauer der früheren Bindungen war sie von keiner Stelle, auch nicht von P.Cyprian, aufmerksam gemacht worden. Daß die Ablehnung der Generaloberin der Franziskanerinnen, sie wieder in das Würzburger Haus ihrer Schwestern aufzunehmen, nicht bedeuten konnte, daß sie aus dem Orden ausgeschieden sei, war offenbar weder ihm noch der Priorin des Karmel in den Sinn gekommen. P.Jordan berichtete alles dem Bichof.

Bei einem nächsten Besuch kam P.Jordan auf ein anderes Anliegen zu sprechen.

"Erinnern Sie sich, Schwester Franziska, daß wir davon sprachen, Ihre Gemeinschaft müsse eine Regel haben. Ich hatte Sie gebeten, dafür ein paar Notizen zu machen. Jetzt könnten Sie sie zusammenfassen und eine vollständige Regel entwerfen. Als ehemalige Oberin sind Sie sicher dazu in der Lage."

"Sie wissen, Hochwürdiger Vater, wie schwer mir das fällt. Im Gehorsam will ich die Aufgabe übernehmen. Geben Sie mir dafür bitte eine Zeit der Stille. Lassen Sie mich eine Woche in die Einsamkeit gehen, damit Gott mich erleuchte."

Anfang Juli war sie fertig. Sie hatte die Regel, die der heilige Franziskus der heiligen Klara gegeben hatte, in ihrer Ursprünglichkeit und unter Benutzung der Satzungen der heiligen Theresia übernommen und setzte den Vermerk hinzu:

> In Betreff der Ihnen, mein Vater, zugesandten Satzungen sage ich nur das eine, daß mit Ausnahme des Verhaltens im Chor, beim Gebet und den Obern gegenüber, was aus den Satzungen des Karmel gezogen ist, alles andere geschrieben wurde, wie es mir in Stunden tieferen Einblicks meinem Geist vorstand.

Als P.Jordan den Entwurf las, bewunderte er den Idealismus der Mutter, glaubte aber nicht, solch strenge Normen,

besonders bezüglich des Fastens, approbieren zu können. Die Regel sollte doch für Mitglieder einer Gemeinschaft gelten, die für Werke der Caritas in Schule, Krankenhäusern und in der Mission bestimmt war. Er wollte aber die Ausarbeitung der Mutter nicht ganz verwerfen, nahm einige Änderungen vor und hoffte, daß die Zukunft weitere Verbesserungen und Milderungen verlangen werde. Als er die Satzungen zurückbrachte, erklärte er die vorgenommenen Änderungen.

"Sie sehen, Schwester Franziska, ich bin mit dem, was Sie geschrieben haben, grundsätzlich einverstanden. Hoffentlich läßt sich das, was da steht, auch halten."

"Verzeihen Sie, Hochwürdiger Vater, aber eine Gemeinschaft von Frauen braucht strenge Formen. Wir leben schon eine Weile in dieser Weise, und ich glaube, meine Mitschwestern fühlen sich glücklich."

"Mag sein, Schwester. Aber was Sie da schreiben von ständiger Enthaltung von Fleischspeisen, scheint mir doch zu weit zu gehen."

"Hochwürdiger Vater, es macht mir Kummer, daß Sie gegen die Abstinenz voreingenommen sind. Ich habe einmal mit Schwester Scholastika darüber gesprochen. Sie erzählte mir, bei den Dominikanerinnen, bei denen sie früher war, habe es eine heiligmäßige Priorin unternommen, in ihrem Kloster niemals Fleisch zu geben. Obwohl die Schwestern Schule und Kindererziehung hatten, mußten alle nach Verlauf eines Jahres gestehen, sie hätten sich noch nie so wohl gefühlt. Geben Sie Ihre Zweifel auf und kommen Sie zu der Überzeugung, daß Abstinenz für uns gottgewollt ist."

"Von meiner Seite aus lehne ich das jedenfalls ab. Endgültiges über die Regeln können wir sowieso erst nach längerer Erprobung sagen. Sie müssen später mit Sachkenntnis und unter Berücksichtigung der allgemeinen kirchlichen Normen überarbeitet und dann der kirchlichen Behörde zur Approbation vorgelegt werden."

P.Jordan war unzufrieden. Er befürchtete einen ungünstigen Einfluß der einseitigen Einstellung der Mutter auf die Schwestern. Leicht konnte es zu Mißverständnissen oder Übertreibungen kommen. Daß er recht hatte, zeigte der Austritt von Schwester Agnes.

Diese Schwester hing besonders an Mutter Franziska. Sie sah in ihr das große Vorbild und versuchte, ihre Strenge und Abtötung nachzuahmen. Obwohl die Mutter immer besondere Bußübungen ablehnte, ließ es sich Schwester Agnes nicht nehmen, Bußwerkzeuge zu verwenden und noch mehr als die Mutter zu fasten. Sie blieb drei Tage ohne Nahrung und empfahl ihren Mitschwestern, das gleiche zu tun. Mutter Franziska verwies es ihr, aber die Schwester hielt eigensinnig daran fest. Schließlich verließ sie die Gemeinschaft und heiratete.

Die zwei anderen Schwestern sollten im Oktober die Gelübde ablegen. Während der vorausgehenden Exerzitien kam (am 3. Oktober 1883) eine neue Kandidatin aus Deutschland in Rom an, Elisabeth Ankenbrand.

Elisabeth stammte aus Mechenried bei Haßfurt (Main). Ihr Vater war früh gestorben. Die Mutter wollte sie in einem praktischen Beruf sehen. Sie schickte sie in ein Hotel, um kochen zu lernen. Der Pfarrer des Ortes wurde auf das fromme Mädchen aufmerksam. Ein Bruder von ihm, Ferdinand Schlör, leitete zu der Zeit das Julianum in Würzburg, ein Institut zur Ausbildung adeliger junger Männer. Er suchte eine Hausgehilfin. Der Pfarrer empfahl ihm Elisabeth, und sie verbrachte zwei Jahre in dem Institut. Als Direktor Schlör zum Bischof von Würzburg ernannt wurde, ging sie mit ihm und half den beiden Schwestern des Bischofs bei der Hausarbeit. Man sprach dort von einer heiligmäßigen Oberin der Sternschwestern in der Marienanstalt, die in den Karmel Himmelspforten eingetreten sei. Als man dann erzählte, diese Schwester sei nach Rom gegangen, um einem P.Jordan bei der Gründung eines neuen Schwesternordens zu helfen, verspürte Elisabeth den unwiderstehlichen Wunsch,

sich dieser Gemeinschaft anzuschließen. Bischof Schlör hatte längst bemerkt, daß Elisabeth zum Ordensleben neigte, und sich bereit erklärt, für Mitgift und alles andere zu sorgen, wenn sie in einen Orden, etwa in den Karmel, eintreten wolle. Zu seiner Überraschung und der aller Bekannten und Verwandten erklärte Elisabeth, sie wolle nach Rom gehen. Man wies sie auf die Unsicherheit solcher Neugründungen hin, aber sie blieb fest. Sie schrieb an P.Lüthen nach München und bat um Aufnahme, die er gern gewährte. Ihre Angehörigen gaben schließlich nach, und so fuhr sie Anfang Oktober nach Rom. Mutter Franziska empfing sie freudig und ließ sie gleich an den laufenden Exerzitien der Schwestern teilnehmen.

Am 6. Oktober legten Schwester Scholastika und Schwester Katharina zum ersten Mal die Gelübde ab. Elisabeth Ankenbrand wurde eingekleidet und erhielt den Namen Johanna von den Heiligen Fünf Wunden. Gerade an diesem Tag waren noch vier Kandidatinnen aus Deutschland gekommen, so daß die Gemeinschaft jetzt sieben Mitglieder zählte. Am nächsten Tag nahmen alle außer Mutter Franziska an den Feierlichkeiten in Sankt Peter teil. Papst Leo XIII. erhob das Fest der Rosenkranzkönigin zu einem höheren Rang. Am Montag besuchten die Schwestern die sieben Hauptkirchen Roms und beteten überall nach der Meinung des Heiligen Vaters und ihrer Mutter Franziska.

P.Jordans Bedenken gegen die strenge Einstellung Mutter Franziskas hatten sich nicht behoben. Er war zu der Überzeugung gekommen, es sei doch die bessere Lösung, Therese von Wüllenweber nach Rom zu rufen, um das Amt der Oberin zu übernehmen, und besprach die Angelegenheit mit P.Lüthen (jetzt P.Bonaventura). Der Pater erklärte sich bereit, die Schwestern darauf vorzubereiten, fand aber heftigen Widerstand. Sie erklärten ihm offen:

"Sie können Fräulein von Wüllenweber herkommen lassen, aber wir werden sie nicht als Mutter anerkannen. Wir kennen sie nicht, sind aber der festen Überzeugung, nur unsere Mutter ist uns von Gott als Oberin bestimmt."

P.Jordan versuchte seinerseits, in einer vertraulichen Aussprache mit Schwester Johanna sie für den Gedanken zu gewinnen, eine andere Oberin einzusetzen. Aber auch sie riet ihm ab. Keine der Schwestern würde eine andere Mutter annehmen. Die Pläne P.Jordans blieben Mutter Franziska nicht verborgen. Sie wäre bereit gewesen, eine andere Oberin über sich zu haben, fühlte aber das Vertrauen P.Jordans schwinden. Im festen Glauben, von Gott geführt zu sein, blieb sie ihren Absichten treu, doch litt sie sehr unter den Differenzen mit ihrem geistlichen Vater.

Im November kam eine andere Sorge hinzu. Schwester Johanna erkrankte schwer an einer Drüsenschwellung. Sie konnte nur mit Mühe den Mund öffnen und etwas Flüssigkeit zu sich nehmen. Der Arzt erklärte ihren Zustand für bedrohlich. Mutter Franziska rang im Gebet mit Gott um das Leben der Schwester und dachte schon daran, sie vorzeitig Profeß machen zu lassen. Auch die anderen Schwestern beteten viel, besonders in der Novene vor Weihnachten. Gott erhörte das Gebet. Bald nach dem Fest besserte sich der Zustand von Schwester Johanna. Am Dreikönigstag 1884 konnte sie bereits mit den andern die Kirche Ara Coeli besuchen und im folgenden Jahr auf Kollektenreise nach Deutschland geschickt werden, wo sie staunensmerten Erfolg hatte. Es gelang ihr sogar, in Berlin bei der deutschen Kaiserin eine Spende zu erhalten.

Die Kommunität bestand jetzt aus zwölf Schwestern, und die wenigen Räume im Borgo Nuovo genügten nicht mehr. Man mietete daher ein Stockwerk im Hause Vicolo del Falco 18. Den Umzug eröffnete Schwester Veronika. Sie trug das Bild der Heiligen Familie, das Mutter Franziska von daheim mitgebracht hatte, mit ein paar Kerzen in die neue Wohnung. Als die anderen Schwestern hinkamen, hatte Schwester Veronika das Bild in der leeren Wohnung auf den Fußboden gelegt, die Kerzen angezündet, und kniete davor im dichten Staub. Über den seltsamen Anblick mußten die Schwestern lachen. Schwester Veronika wies darauf hin, es sei doch

Aschermittwoch, und da sei es angebracht, sich in den Staub zu werfen. So knieten auch die andern hin und verbrachten eine Zeit in stillem Gebet, um den Segen Gottes für das neue Haus zu erflehen. Am nächsten Tag machten sie ein Zimmer als Kapelle zurecht und stellten das Bild auf einen kleinen Altar. Dann wurde die ganze Wohnung gereinigt und die wenigen Möbel aufgestellt.

In der neuen Wohnung wollten die Schwestern täglich die heilige Messe feiern. P.Jordan wandte sich deshalb an den Kardinalvikar der Diözese Rom, der auf diese Weise zum ersten Mal von dem neugegründeten Orden erfuhr. Er kam der Bitte nach, machte aber bei der Gelegenheit darauf aufmerksam, daß die Regeln der neuen Gemeinschaft demnächst zur Genehmigung vorgelegt werden müßten.

Wieder waren Kandidatinnen gekommen, darunter Fräulein Schön. Sie wollte bei den Englischen Fräulein in Bamberg eintreten und nahm dort an den von Hedwig, der Schwester Mutter Franziskas, erteilten Gesangstunden teil. Ein Priester erzählte ihr einmal, daß unter der Leitung der Schwester Hedwigs in Rom ein neuer Orden entstehe. Das weckte ihr Interesse. Sie ging nach Rom, wurde im März 1844 eingekleidet und erhielt den Namen Stanisla.

Mit dem Anwachsen der Schwesterngemeinschaft wurde die Frage dringlicher, wie man den Lebensunterhalt sichern konnte. Im ersten Jahr des Bestehens war es die Hauptsorge Mutter Franziskas gewesen, das Gebetsleben zu regeln und die innere Einstellung der Schwestern zum Ordensideal zu festigen. Da sie in strenger Armut lebten, konnten die Bedürfnisse des täglichen Lebens noch mit dem Geld, das jede mitgebracht hatte, und von den kleinen Geschenken, die sie bei der ambulanten Krankenpflege erhielten, befriedigt werden. Das ging jetzt nicht mehr. Die Arbeiten für die Setzerei der Lehrgesellschaft wurden intensiver gestaltet. Doch auch das reichte nicht. So begann Mutter Franziska, Schwestern nach Deutschland und in andere Länder zu schikken, um Almosen zu sammeln. Es ist erstaunlich, daß sie

so viel Vertrauen in Schwestern setzte, die erst vor ein paar Monaten ihre Profeß abgelegt hatten. Offenbar waren sie unter ihrer Leitung im Ordensgeist so gefestigt, daß sie ohne Gefahr ausgesandt werden konnten. Kirchliche Stellen und Klöster, in denen die Schwestern vorsprachen, berichteten von dem vorbildlichen Verhalten dieser Schwestern.

Als erste zogen im Januar Schwester Scholastika und Schwester Columba nach Würzburg. Bei der Gelegenheit besuchten sie das Kloster Himmelspforten. Mutter Priorin fragte sie nach der ehemaligen Schwester Petra und erzählte ihnen:

"Wir waren ihr alle gut und erbauten uns an ihrem heiligen Eifer. Es war wohl der Wille Gottes, daß sie von uns wegging. Er wollte sie offenbar zu größeren Aufgaben führen."

Am 20. März 1884 schrieb P.Jordan noch einmal an den Bischof von Augsburg und bat für Mutter Franziska um Dispens von den bei den Sternschwestern abgelegten Gelübden. Am 4. Mai kam die Antwort.

Der Bischof schrieb, der Fall liege nicht so einfach, daß er ohne weiteres die erbetene Dispens geben könne. Er halte es für notwendig, eine päpstliche Dispens in Rom zu erbitten. Um das tun zu können, soll Schwester Streitel persönlich ein Gesuch an ihn einreichen und darin erklären, warum sie den Karmel verlassen habe, welche kirchliche Instanz ihren Weggang und das Tragen weltlicher Kleidung genehmigt habe und ob sie alles in gutem Glauben getan habe. P.Jordan soll ein Zeugnis über die Führung und den Einsatz der Schwester beifügen und den Namen der Ordensgemeinschaft angeben, in der sie jetzt Profeß machen will. Danach werde er die Sache an den Heiligen Stuhl weiterleiten.

Als P.Jordan Mutter Franziska von dem Brief Mitteilung machte, erbat sie sich drei Tage Bedenkzeit, die sie in Gebet und Buße verbringen wolle, bevor sie dem Bischof antworte. Dann schrieb sie das Gesuch in der gewünschten Form und übergab es P.Jordan zur Weiterleitung an den Bischof.

P.Jordan erinnerte sich an das Versprechen, das er Fräulein von Wüllenweber gegeben hatte, ein paar Schwestern zu ihr zu schicken. Im Juli beauftragte er die Schwestern Stanisla und Clara, nach Neuwerk zu fahren. Sie fanden eine freundliche Aufnahme. Die Baronin erklärte ihnen, wie sie sich die Schwestern von der Lehrgesellschaft vorstelle, und lud die beiden ein, einige Tage an ihrem Gemeinschaftsleben teilzunehmen. Sie waren gern dazu bereit und spürten den Eifer, der unter den Schwestern herrschte. Die Art des Zusammenlebens aber kam ihnen fremd vor. Das war kein Klosterleben, wie sie es gewöhnt waren. Ihr Bericht nach Rom war ungünstig.

Die Baronin dagegen bemühte sich, die beiden Schwestern zu verstehen. Sie erkannte den guten Geist, von dem sie innerlich erfaßt waren, fragte nach ihren Mitschwestern und wie sie in Rom lebten. Besonders erkundigte sie sich nach der Oberin. Was ihr da erzählt wurde, gefiel ihr. Als sie von der tiefen Frömmigkeit und Begeisterung für die franziskanische Armut hörte, kam ihr der Gedanke, daß etwas davon auch für ihre Gemeinschaft gut sein könnte. Sie beschloß, nach Rom zu gehen, um an Ort und Stelle den Geist der dortigen Schwestern kennenzulernen. Ende Juli reiste sie mit ihrer Vertrauten, Schwester Ursula, nach Rom[5]. P.Jordan führte sie zu Mutter Franziska.

"Hier, Mutter Franziska, stelle ich Ihnen Baronin Therese von Wüllenweber vor. Sie leitet in Neuwerk bei Köln eine Schwesterngemeinschaft, die mit mir zusammenarbeiten will. Sie möchte die hiesige Gemeinschaft kennenlernen und eine Zeitlang wie eine Ihrer Schwestern mitleben. Auch ihre Mitarbeiterin, Fräulein Ursula Rabis, ist dazu bereit."

Mit allem guten Willen versuchten die beiden, das Leben der Schwestern zu teilen. Doch bald erkannte Fräulein von Wüllenweber, daß das nicht auf ihrer Linie lag. Sie sprach mit Mutter Franziska.

"Liebe Schwester Franziska, ich bin Ihnen sehr dankbar, daß Sie uns am Leben der Kommunität teilnehmen ließen.

Ich bewundere den Eifer und Opfergeist der Schwestern, aber Sie werden sicher selbst bemerkt haben, daß es uns nicht möglich ist, nach Ihrer strengen Regel zu leben. Wir alle wollen am Werk P.Jordans mitarbeiten, und das ist, wenigstens nach meiner Sicht, nur möglich in einer Lebensform, die mehr Beweglichkeit läßt, als ich sie hier gefunden habe. Bitte, Schwester Franziska, kommen Sie doch einmal nach Neuwerk und schauen sich an, wie wir die Gemeinschaft leben."

Ohne Groll kehrte Fräulein von Wüllenweber drei Wochen später mit Ursula nach Neuwerk zurück und widmete sich wieder ihrer kleinen Gemeinschaft.

P.Jordan hielt immer noch eine Vereinigung beider Gruppen für möglich. Als er erfuhr, daß die Baronin Mutter Franziska gebeten hatte, einmal nach Neuwerk zu kommen, riet er ihr, die Einladung anzunehmen. Im September reiste sie hin. Sie nahm Schwester Scholastika mit und blieb mit ihr einige Wochen dort. Die Art, wie diese Schwestern ihr Zusammenleben gestalteten, konnte sie aber nicht verstehen. Sie hatte ein anderes Bild von einem Schwesternorden. So kam sie zu der Überzeugung, daß es unmöglich war, die beiden Gemeinschaften zu vereinen. Nach einer offenen Aussprache mit der Baronin verabschiedete sie sich, reiste nach Bamberg weiter und bedankte sich von dort aus noch einmal schriftlich für die gute Aufnahme, die sie bei ihr gefunden habe.

Mißverständnisse

Im Dezember erhielt P.Jordan die Antwort des Bischofs von Augsburg auf die Bittschrift Mutter Franziskas um Dispens von den früher abgelegten Gelübden. Der Bischof entschuldigte die Verspätung mit dem Hinweis auf die kir-

chenrechtlichen Schwierigkeiten des Falles, die erst geklärt werden mußten. Es sei ein Fehler gewesen, daß P.Cyprian beim Austritt der Schwester aus dem Karmel sie nicht darauf hingewiesen habe, ein Gesuch um Dispens von den Gelübden einzureichen. So sei sie ohne Dispens weggegangen. Nach kirchlichem Recht müßte sie daner in den Orden der Franziskanerinnen zurückkehren und sich der aufzuerlegenden Buße unterziehen. Ein solches Vorgehen würde ihn, P.Jordan, in arge Verlegenheit bringen, denn er könne doch die Abtrünnige eines Ordens schlecht in seiner Kongregation, gar als Oberin, belassen. Er, der Bischof, schlage deswegen vor:

> Die Schwester bleibt Mitglied des Dritten Ordens der Franziskanerinnen. Wenn sie auch nicht in einem Haus dieses Ordens lebt, muß sie sich doch als durch die dort abgelegten Gelübde gebunden betrachten. Sie soll ihre Situation einem Beichtvater darlegen, ihm sagen, daß sie auch jetzt den Gelübden entsprechend lebe, und ihn bitten, um eine Dispens von den früher gemachten Gelübden einzukommen. Der Beichtvater wird dieses Gesuch an die Heilige Pönitentiarie weiterreichen und sicherlich für den Gewissensbereich die gewünschte Dispens erhalten.

Um nach außen hin die Angelegenheit in Ordnung zu bringen, übersandte der Bischof die Unterlagen des Falles seinem Vertreter beim Heiligen Stuhl, Dr.Jacquemin. Er leitete sie an den Kardinalvikar weiter, der für alle Orden in der Diözese Rom zuständig war.

P.Jordan machte Mutter Franziska von dem Schreiben des Bischofs Mitteilung. Sie ging sofort zu ihrem Beichtvater Dr.Jacquemin. Er erklärte ihr, er würde gern eine Eingabe an die Heilige Pönitentiarie machen, aber die Angelegenheit sei inzwischen über den bloßen Gewissensbereich hinausgekommen; der Bischof von Augsburg habe die Unterlagen des Falles über ihn an den Herrn Kardinalvikar geschickt. Sie solle sich daher an P.Jordan wenden, damit er ein offizielles Bittgesuch um Dispens an den Herrn Kardinalvikar richte zur Weiterleitung an den Heiligen Vater.

Erschrocken darüber, daß die Sache bis zur höchsten kirchlichen Stelle gehen müsse, bat die Mutter P.Jordan dringend um eine Aussprache. Als er kam, teilte sie ihm ihre Sorge mit.

"Beunruhigen Sie sich nicht, Mutter Franziska. Ich werde das Gesuch um Dispens einreichen. Hoffentlich geht alles gut. Vielleicht sollte man dem Orden doch eine leichtere Struktur geben. Ich glaube, dann wäre die kirchliche Behörde eher bereit, über die nicht geordneten Dinge Ihrer Vergangenheit hinwegzusehen."

"Soll ich sehen müssen, daß mein geistlicher Vater schwankt und sich einer geteilten Sache zuwendet? Vergessen Sie nicht, Hochwürdiger Vater, daß Sie nicht allein berufen sind, die Welt auf bessere Bahnen zu leiten, sondern vielmehr, den sehr gesunkenen Priester- und Ordensstand zu heben."

"Ich habe Ihnen schon des öfteren erklärt, warum ich in diesem Punkt anderer Meinung bin als Sie. Ich denke an das apostolische Ziel meiner Gründung. Aber Sie wollen da offenbar nicht mitmachen."

"Ich versprach Ihnen, Hochwürdiger Vater, einen freudigen und opferwilligen Gehorsam. Derselbe wird mich jedoch nicht hindern, in Dingen, die der guten Sache schaden könnten, sofern ich nicht meine Meinung darlegte, es in Bescheidenheit zu tun. Ich kam nach der Ewigen Stadt. Der Gehorsam gegen Seine Hochwürden P.Bonaventura forderte mich auf, Ihnen, Ehrwürdiger Vater, die Führung Gottes in bezug meiner Seele mitzuteilen. Der Herr sandte die Schwestern Scholastika und Katharina. Beiden flößte er für ihre Vorgesetzte Liebe und Hingabe ein, beide machte er vertraut, daß ich von ihm ihnen zur Mutter gegeben worden sei. Bald konnte ich fühlen, daß wohl meine Schwestern, nicht aber mein Oberer mit mir in Vertrauen und Liebe verbunden sind. Der Obere sah in seiner ersten Tochter das 'zu fürchtende Weib', dazu ein Weib, das von einer sehr verdächtigen Vergangenheit umdunkelt wurde."

P. Jordan wurde ungeduldig.

"Schwester, sparen Sie sich die harten Worte. Es stimmt nicht, daß ich Ihnen kein Vertrauen geschenkt hätte. In unseren Gesprächen wurde nur immer deutlicher, daß Sie, wohl aus Ihrer franziskanischen Vergangenheit heraus, die Armutspflege übertreiben."

Mutter Franziska kamen die Tränen.

"Meine Vergangenheit spielt hier keine Rolle. Ich muß es Ihnen sagen: Sie werden ein verweichlichtes Geschlecht nicht mit zarter Speise zur Abtötung, zur Selbstverleugnung führen. In dem Grade, als Sie, Hochwürden, abgehen von einer strengen Lebensweise bei Fundierung Ihres Ordens, in dem Grade nehmen Sie ab in Ihrem wahren Wert als Stifter einer guten, einer die ganze Welt, den ganzen Ordensstand durchdringenden Sache."

"Das wagen Sie mir zu sagen? Ich weiß genau, wozu ich berufen bin. Ich lasse mir mein Werk nicht durch Einseitigkeiten zerstören."

Die Unterredung war laut geworden. Mutter Franziska suchte sich zu beherrschen.

"Auch ich, Hochwürdiger Vater, möchte nicht sehen müssen, wie das mit Schmerz und Weh, mit Kummer und Gebet Erbaute dem Verfall entgegengeht."

"Davon kann keine Rede sein. Ein Wechsel in der Leitung der Schwestern könnte..."

Die Tür öffnete sich. Schwester Scholastika trat ein Empört wandte sie sich an P.Jordan.

"So. Jetzt reicht es. Jetzt tue ich Schritte."

P.Jordan erhob sich.

"Sie haben hier nicht mitzureden, Schwester Scholastika. Ich weiß, daß Sie gegen mich sind und Unfrieden in die Gemeinschaft bringen. Es wird besser sein, Sie verlassen den Orden."

"Das kommt nicht in Frage. Der liebe Gott hat mich zu Mutter Franziska gerufen. Das ist mir völlig klar. Darum trete ich nicht aus."

P.Jordan sagte kein Wort mehr, nahm seinen Hut und verließ das Haus. Schwester Scholastika sah ihm nach. Wie konnte er sich so verhalten? Immer diese Auseinandersetzungen mit der Mutter! Wie oft hatte sie Tränen in den Augen, wenn sie von den Besprechungen kam. Und ihr selbst gleich mit der Entlassung zu drohen! Da konnte er lange warten. Von der Mutter ließ sie sich nicht trennen. Doch jetzt mußte etwas geschehen. Sie werde Schritte tun, hatte sie gesagt. Zu wem gehen? Am besten zu Dr.Jacquemin, und zwar sofort. Schon war sie auf der Straße. Sie wußte, wo er wohnte, war schon oft bei ihm gewesen und hatte Vertrauen zu ihm. Unterwegs wurde sie ruhiger. Vor der Pforte der 'Anima' zögerte sie. Was wird er sagen? Vielleicht schickte er sie mit ein paar tröstenden Worten wieder nach Hause. Ganz gleich. Sie mußte mit ihm reden, ihm alles erzählen. Es ging um den Frieden im Hause. Sie zog die Glocke. Dr.Jacquemin war zu sprechen. Er empfing sie freundlich und fragte nach ihren Wünschen.

"Hochwürdiger Herr, die Zustände in unserer Gemeinschaft werden unerträglich. P.Jordan bedrängt die Mutter. In der letzten Zeit gab es immer wieder heftige Auseinandersetzungen. Das kann so nicht weitergehen. Wäre es nicht möglich, die Dinge in einer Weise zu regeln, daß P.Jordan nicht mehr unser geistlicher Oberer ist? Könnten Sie nicht die Leitung übernehmen?"

"Das ist nicht so einfach, Schwester Scholastika. Ihre Gemeinschaft ist nun einmal der Lehrgesellschaft P.Jordans angegliedert und untersteht ihm. Daran können wir nichts ändern. Neben ihm einen anderen geistlichen Leiter einzusetzen, übersteigt meine Kompetenz, auch die Ihrer Oberin. Ein solcher Eingriff könnte nur durch den Herrn Kardinalvikar geschehen, der für die Lehrgesellschaft und den an-

gegliederten Frauenorden die letzte Instanz ist. Hätten Sie den Mut, auch Seiner Eminenz Ihr Anliegen vorzutragen? Dann gehen Sie hin und bitten um eine Audienz."

Sie hatte Glück und konnte den Kardinalvikar sprechen. Nachdem er sich alles angehört hatte, fragte er, ob sie im Auftrag ihrer Oberin käme.

"Nein, Eminenz. Die Mutter ist Herrn P.Jordan völlig ergeben und in allem gehorsam. Sie wird nie etwas gegen ihn unternehmen."

"Dann warte ich, bis sie sich äußert."

Als die Schwester gegangen war, erinnerte sich der Kardinalvikar, daß die Oberin eine Schwester Franziska oder Angela Streitel war. Da lag doch ein Gesucn P.Jordans um Dispens dieser Schwester vor. Er ließ sich die Akte bringen. Sie enthielt die an den Heiligen Vater gerichtete Bittschrift:

> Wollen Ew. Heiligkeit dem Unterzeichneten die Erlaubnis erteilen, daß Schwester Angela Streitel, Mitglied der Sternschwestern in Augsburg, in die Genossenschaft der Schwestern von der Katholischen Lehrgesellschaft aufgenommen werden darf. Würden Ew. Heiligkeit die Güte besitzen, genannte Schwester von ihren Gelübden zu dispensieren, die sie vorher im Sternkloster abgelegt hat. Sie lebt seit zwei Jahren als Schwester in der Katholischen Lehrgesellschaft.

Das mußte in nächster Zeit erledigt werden. In einer Audienz bei Papst Leo XIII. am 9. Mai 1885 überreichte der Kardinalvikar die Eingabe. Der Heilige Vater gab die Erlaubnis zur Absolution von der Kirchenstrafe, die sich die betreffende Schwester zugezogen habe, durch einen zu bestimmenden Beichtvater und ließ durch den Kardinalvikar ein Dekret aufsetzen, das bestimmte:

> Wie gestatten den beantragten Übergang unter der Bedingung, daß die Bittstellerin in der Zeit, da sie noch durch die seitherige Profeß gebunden ist, das Noviziat entsprechend dem kirchlichen Gesetz wiederholt. Danach kann sie zu gegebener Zeit

unter Beachtung aller Vorschriften eine neue Profeß machen. Auch muß für Mitgift und Unterhalt gesorgt sein. Dieses Dekret ist innerhalb von sechs Monaten zu vollziehen.

Das Dekret wurde P.Jordan zugestellt. Unter dem Siegel der Verschwiegenheit teilte er Mutter Franziska die Bestimmungen mit. Sie erklärte sich sofort bereit, das Amt der Oberin niederzulegen und das Noviziat zu beginnen. Sie freute sich auf die stille Zeit, die sie dem Gebet widmen konnte, ohne die Verantwortung für die Gemeinschaft tragen zu müssen.

Den Schwestern machte P.Jordan nicht gleich Mitteilung. Er mußte sich erst schlüssig werden, welche Schwester er jetzt zur Oberin machen sollte. Schwester Scholastika kam nach den letzten Auseinandersetzungen natürlich nicht in Frage. Schwester Katharina war nicht gesund. Dann kam nur Schwester Stanisla in Betracht, die allerdings erst vor einem Jahr eingetreten war. Am 13. Juni ging P.Jordan zu den Schwestern, teilte ihnen die Bestimmungen des Kardinalvikars mit und ernannte Schwester Stanisla zur Oberin.

Dem ausdrücklichen Wunsch des Obern durfte Schwester Stanisla nicht widersprechen. Sie nahm das Amt an. Die andern Schwestern wußten nicht, was sie denken sollten. Es war erschreckend. Schwester Stanisla war noch nicht lange da und wurde schon Oberin, und Mutter Franziska, die sie alle so gut geführt hatte, sollte nun eine Untergebene von Schwester Stanisla sein! Schon in den nächsten Tagen ging das Gerücht bei den Schwestern um, der Orden werde aufgelöst, da er keine Approbation der Kirche habe. Die Profeßschwestern bekämen Anweisung, sich einen anderen Orden zu suchen, Novizinnen und Kandidatinnen würden heimgeschickt. In ihren Ängsten begannen die Schwestern einen Gebetskreuzzug. Sie machten gemeinsam jeden Morgen den weiten Weg bis zur Kirche des heiligen Augustinus und beteten dort vor dem wundertätigen Bild der Gottesmutter, daß ihnen Schwester Franziska wenigstens als geistliche Mutter erhalten bleibe.

Am schwersten war es für Schwester Stanisla. Schon nach einer Woche reichte sie an den Kardinalvikar ein Bittgesuch um Amtsenthebung ein:

> In meiner traurigen Lage wende ich mich an Ew. Eminenz, die allein mich von meiner großen Bedrängnis befreien kann. Unser Oberer hat unsere verehrte Mutter Oberin abgesetzt, die uns bisher auf den Weg der Vollkommenheit so schön geführt hat. Ich kann sagen, daß sie uns in Wahrheit zu Gott geführt hat, so daß Er uns so außerordentlich viele Gnaden gab. Mich als die Unwürdigste von allen Schwestern hat unser Oberer gezwungen, den Platz der Oberin einzunehmen. Von dem Tage an begann meine furchtbare Lage, denn so wie ich haben auch meine lieben Mitschwestern wegen der Absetzung unserer Oberin schwer gelitten. Ich bitte Sie darum, auch im Namen meiner Mitschwestern, sie uns als Oberin wiederzugeben, weil wir überzeugt sind, daß das der Wille Gottes ist, daß die Schwestern so in Heiligkeit und Freude Gott dienen zum Wohle der Kirche.

Auch P.Jordan, der um die Schwierigkeiten von Schwester Stanisla wußte, machte eine Eingabe an den Kardinalvikar, in der er darum bat, Schwester Franziska wieder als Oberin einzusetzen und P.Bonaventura zum Beichtvater zu ernennen. Die Eingabe wurde abgelehnt. Anstatt dessen ernannte der Kardinalvikar Dr.Jacquemin zum Beichtvater der Schwestern und schickte ihn in ihr Haus, um anstelle von Schwester Stanisla eine andere Oberin zu ernennen. Dr.Jacquemin war es klar, daß eigentlich nur Schwester Franziska geeignet sei, die Gemeinschaft zu führen. Er konnte sie aber nicht nehmen, da sie jetzt Novizin war. So verfiel er als Ausweg auf Schwester Scholastika und ernannte sie zur gesetzmäßigen Oberin unter folgender Bedingung, die der Kardinal selbst bestimmt habe: in der Ausführung ihres Amtes soll sie von der Zustimmung und dem Rat Schwester Franziskas abhängig sein und sich ihrer geistlichen Leitung unterwerfen.

Schwester Scholastika war erst vor kurzem von einer Kollektenreise zurückgekommen und von P.Jordan mit den Worten empfangen worden:

"Schwester, Sie müssen jetzt Schwester Stanisla gehorchen. Sie ist die neue Oberin."

Bevor Schwester Scholastika noch die Zusammenhänge durchschauen konnte, kam die große Überraschung: Dr.Jacquemin ernannte sie zur Oberin. Das war ein ganz neues Gefühl. Gott rief sie, und sie war bereit. Sie würde die Dinge besser anpacken als die etwas naive Schwester Stanisla. Kaum war Dr.Jacquemin gegangen, suchte sie Schwester Franziska auf.

"Mutter Franziska - ich nenne Sie so, auch wenn Sie jetzt nur Novizin sind -, wer hätte daran gedacht, daß ich einmal Oberin werde! Aber es ist der Wille Gottes, und nun werde ich mich mit allen Kräften einsetzen, daß Sie gleich nach Ihrer Profeß wieder zu Ehren kommen. Es muß aufhören, daß P.Jorden Ihnen so zusetzt. Ich werde ihm sagen, er solle sich aus unseren Angelegenheiten heraushalten."

"Nicht so stürmisch, Schwester. P.Jordan ist nun einmal der Gründer der Lehrgesellschaft, zu der wir gehören. In Demut und Geduld müssen wir versuchen, ihn zu verstehen."

"Das wird mir schwerfallen, Mutter. Ich habe Herrn Dr. Jacquemin gesagt, was hier alles gespielt wird. Meinen Sie nicht auch, daß dieser Herr uns ein besserer geistlicher Vater wäre? Er hat mir zwar gesagt, daß das nur über den Herrn Kardinalvikar gemacht werden könne, aber sollte man es nicht doch versuchen?"

"Das hätte Folgen, Schwester. Es würde eine Trennung von der Lehrgesellschaft bedeuten, und dann ständen wir ganz isoliert da."

Schwester Scholastika kam es zu Bewußtsein, daß sie nur pro forma Oberin war und sich Schwester Franziska in allen Maßnahmen unterordnen mußte. Nachdenklich zog sie sich zurück.

Die Schwestern konnten sich mit der neuen Situation nicht zurechtfinden. Jetzt hatten sie praktisch zwei Obe-

rinnen. Es tröstete sie nur, daß Schwester Franziska noch die geistliche Leitung hatte.

Die Trennung

Im Anschluß an das Gespräch mit Schwester Scholastika machte sich auch Schwester Franziska Gedanken. War es wirklich so unmöglich, die Gemeinschaft von P.Jordan zu trennen? In ihren Gebeten überdachte sie alles vor Gott und kam zu dem Entschluß, eine Eingabe an den Kardinalvikar zu richten. Durch zwei Schwestern ließ sie sie hinbringen. Sie legte dar, P.Jordan treffe häufig Anordnungen, die sie für die Gemeinschaft der Schwestern nicht für gut halte. So sehr sie P.Jordan als geistlichen Vater verehre, sei sie nach langem Ringen im Gebet zu der Einsicht gekommen, daß nur die Lösung von ihm die Schwestern zusammenhalten könne. Sie wisse allerdings um die Folgen einer solchen Trennung. Die Schwestern müßten eine neue Zielsetzung und einen neuen Namen bekommen. Ihr Vorschlag für diesen Fall sei, sie 'Schwestern von der Schmerzhaften Mutter' zu nennen. P.Jordan werde als ihr geistlicher Vater ausscheiden. Wenn sie Herrn Dr.Jacquemin als geistlichen Leiter bekämen, würden sich alle Schwestern freuen.

Der Kardinalvikar las die Eingabe, stellte den überbringenden Schwestern einige Fragen und bat sie, Schwester Franziska selbst zu ihm zu schicken. Sie ging hin. Als sie von der Unterredung zurückkam, verriet sie den Schwestern nur:

"Unser Konvent wird sicher bald kirchlich anerkannt werden."

Der Kardinalvikar besprach sich mit Dr.Jacquemin, und beide sahen die einzige Möglichkeit, Frieden zu schaffen,

in der Lösung der Schwestern von der Lehrgesellschaft P. Jordans. Wenn sie aber als selbständiger Orden kirchlich anerkannt werden wollten, mußten sie ihre Regel vorlegen. Der Kardinal beauftragte daher Dr.Jacquemin, die bisher benutzten, von Schwester Franziska entworfenen Regeln durchzusehen und den kirchlichen Normen anzupassen. Er solle dabei die von Papst Leo X. approbierte Regel des Dritten Ordens des heiligen Franziskus zugrunde legen. Dr.Jacquemin nahm diese Aufgabe sehr ernst. Er hatte eine solche Ehrfurcht vor Schwester Franziska und ihrer Erfahrung im Ordensleben, daß er die von ihr verfaßten Regeln möglichst beibehielt. Er formulierte sie nur etwas weniger streng und glich sie der in Ordenssatzungen gebräuchlichen Ausdrucksweise an.

Die neuen Konstitutionen wurden am 4. Oktober 1885 approbiert. Zwei Tage später las sie Dr.Jacquemin im Refektorium der Schwestern vor und gab dazu die nötigen Erklärungen. Dabei teilte er ihnen mit, daß sie auf Verfügung des Kardinalvikars künftig 'Schwestern von der Schmerzhaften Mutter' heißen würden. Die Regeln behielten Geltung bis 1899.

In einer Audienz bei Papst Leo XIII. am 10. Oktober 1885 kam der Kardinalvikar auf die Situation der Schwesterngemeinschaft zu sprechen. Der Papst ließ sich alles genau berichten. Daraufhin verfügte er, die Schwestern sollten sich von der Lehrgesellschaft P.Jordans trennen und eine selbständige Ordensgemeinschaft bilden. Gleichzeitig löste er alle Schwestern von den im Institut P. Jordans gemachten Gelübden, da deren Gültigkeit zweifelhaft sei. Sie sollten in Einklang mit den kirchlichen Vorschriften neue Gelübde ablegen.

Zwei Tage später teilte Dr.Jacquemin P.Jordan mit, der Heilige Vater habe bestimmt, er solle sich nicht mehr um die bisher der Katholischen Lehrgesellschaft angegliederten Schwestern kümmern, sondern sich um die kirchliche

Anerkennung und Leitung seines Instituts für Priester und Kleriker bemühen. P.Jordan war sich nicht klar, ob und in welcher Form er dazu Stellung nehmen sollte. Als ihn dann der Kardinalvikar über die päpstliche Entscheidung informierte, erklärte er schriftlich:

> Ich bin bereit, die Weisung Ew.Eminenz, die mir durch den Sekretär mitgeteilt wurde, anzunehmen, das heißt, ich werde mich nicht mehr um das seitherige Schwesterninstitut kümmern.

Das hieß nicht, daß er den Gedanken einer seiner Gründung angeschlossenen Schwesterngemeinschaft aufgegeben hätte. Er dachte gleich an Theresia von Wüllenweber, die noch immer in seinem Sinn in Deutschland arbeitete, schrieb ihr und bat sie, endgültig nach Rom zu kommen. Er hoffte auf ihr Verständnis für seine Pläne und wurde nicht enttäuscht. Sie erklärte sich bereit, ihre Heimat zu verlassen und die Schwierigkeiten einer Neugründung auf sich zu nehmen. 1888 kam sie mit drei Gefährtinnen nach Rom. P. Jordan führte sie nach Tivoli, 30 km östlich von Rom, in ein armseliges Häuschen, das das erste Kloster der neuen Gemeinschaft, der 'Salvatorianerinnen' wurde. Er bestellte Theresia zur Oberin und hielt den Schwestern Exerzitien zur Vorbereitung auf die Einkleidung. Am 8. Dezember des gleichen Jahres kniete Theresia vor ihm und empfing das heilige Kleid der neuen Genossenschaft, jetzt als Schwester Maria von den Aposteln. Und dieser Zweig der Lehrgesellschaft begann sich zu entwickeln. Schwester Maria blieb P.Jordan treu bis zu ihrem Tod 1907. Ihre Seligsprechung erfolgte 1968.

Die 'Schwestern von der Schmerzhaften Mutter' waren jetzt ein von der Kirche errichteter, selbständiger Orden. Sie hatten eine anerkannte Regel und einen geistlichen Leiter. Es fehlte auch nicht an Nachwuchs. Es hatte sich herumgesprochen, daß die Schwestern sich glücklich fühlten trotz äußerer Entbehrungen, einer strengen Regel und außergewöhnlicher Armut. Die Schwestern, die auf Kollek-

tenreisen gingen, erzählten überall von ihrem Leben im Orden. Das brachte so manches Mädchen auf den Gedanken, daran teilzunehmen und um Aufnahme zu bitten.

Die Wohnung der Schwestern war zu eng geworden. Bereits im September (1885) hatte Monsignore de Waal, der zu dieser Zeit die geschäftlichen Angelegenheiten der Schwestern wahrnahm, ein Haus nahe der Kolonnaden des Petersplatzes ausfindig gemacht, das seiner Ansicht nach den Schwestern eine passende Wohnung bieten konnte: Borgo Santo Spirito 41. Es gehörte den Kanonikern von Sankt Peter und stand zur Vermietung. Er hatte den Schwestern den Wink gegeben, ein Gesuch an den Kardinalvikar zu richten, die Wohnung mieten zu dürfen. Der Kardinal kam jetzt dem Wunsch nach. Am 1. Dezember zogen die Schwestern in das neue Heim. Es gefiel ihnen, denn es lag sozusagen im Schatten von Sankt Peter. Allerdings war es als Mietshaus gebaut und daher für die Zwecke der Gemeinschaft unpraktisch. Die Schwestern hätten gern einige Räume umgestaltet, aber als bloße Mieter durften sie keine baulichen Veränderungen vornehmen.

Dr.Jacquemin wollte die Schwestern von allen Zweifeln über ihren Fortbestand befreien. Die älteren Schwestern sollten recht bald Profeß auf die neuen Satzungen ablegen. Er berichtete dem Kardinalvikar, alle Schwestern seien vom besten Geist erfüllt, und empfahl die Zulassung zur Profeß. Gleichzeitig bat er darum, beim Heiligen Vater eine Dispens für Schwester Franziska zu erbitten, daß sie ihr Noviziat vorzeitig abschließen und mit den andern Schwestern die Profeß ablegen dürfe. Der Kardinalvikar kam der Bitte nach, und in einem Dekret vom 12. Dezember 1885 gab der Heilige Vater die gewünschte Dispens.

Der Tag, an dem Schwester Franziska die Gelübde ablegte, sollte ein Festtag für die ganze Gemeinschaft werden. Man wählte den 6. Januar 1886, das Fest der Erscheinung des Herrn. Zusammen mit ihr erneuerten an diesem Tag achtzehn Schwestern die früher auf die Lehrgesellschaft P.Jordans

gemachten Gelübde, die der Papst gelöst hatte, jetzt als Schwestern von der Schmerzhaftan Mutter. Am Abend wurden drei Kandidatinnen eingekleidet. Es war das erste Mal, daß Dr.Jacquemin die Feier einer Profeß und Einkleidung im Orden vornahm. Für die vorbereitenden Tage der Besinnung hatte man einen Franziskaner, P.Bernhard Döbbing, gewonnen, dessen Vorträge bei den Schwestern einen tiefen Eindruck hinterließen.

Nun galt es, Schwester Franziska wieder als vollwertige Oberin einzusetzen. Dr.Jacquemin befragte jede Schwester einzeln und stellte fest, daß alle einstimmig ihre Mutter wiederhaben wollten. Manche waren sogar zum Kardinalvikar gegangen und hatten ihn weinend um die Wiedereinsetzung gebeten. Dr.Jacquemin reichte ein entsprechendes Gesuch ein, und am 20. Januar 1886 setzte der Kardinalvikar Schwester Franziska wieder als Oberin ein.

Am 1. April kam er ins Haus zu einer Visitation. Bei der damit verbundenen Befragung der Schwestern stellte er fest, daß sich unter der Leitung Mutter Franziskas und dem Einfluß Dr.Jacquemins die Dinge beruhigt hatten. Was der Kardinal aber nicht übersehen konnte, war die Enge des Hauses, zumal noch Gesuche um Aufnahme vorlagen. Auf die Frage, was man tun könne, verwies er die Oberin an Monsignore de Waal, der vielleicht eine Lösung wüßte.

Am 20. April 1886 ernannte der Papst Dr.Jacquemin zum Päpstlichen Geheimkämmerer. Damit erhielt er den Titel Monsignore. Im Oktober des gleichen Jahres übernahm er im Auftrag des Kardinalvikars anstelle von Monsignore de Waal das Amt des Geschäftsführers im Institut der Schwestern. Zwei Monate später verlegte er seinen Wohnsitz von der 'Anima' in das Haus der Schwestern, denn nur so war es ihm möglich, seine Pflichten als geistlicher Leiter und Geschäftsführer zu erfüllen. Jetzt setzte er sich ganz für die Interessen des Ordens ein. Neben der Sorge um den Lebensunterhalt und das Vermögen der Schwestern hielt er

ihnen religiöse Vorträge, half bei der Ausgestaltung der Kapelle, richtete eine kleine Bücherei ein und war immer bereit zu helfen.

Während des Monats Oktober richtete Mutter Franziska die Bitte an den Kardinalvikar, ihre Gemeinschaft unter den Schutz des heiligen Josef zu stellen. Daraufhin ernannte der Kardinal in einem Dekret vom 31. Oktober 1886 diesen Heiligen zum besonderen Schutzpatron der Schwestern von der Schmerzhaften Mutter.

Auf den persönlichen Wunsch Monsignore Jacquemins hin gab der Kardinalvikar im März 1887 die Erlaubnis, daß Mutter Franziska die ewigen Gelübde ablegen durfte, obwohl erst ein Jahr und zwei Monate seit ihrer ersten Profeß verstrichen waren. Die Feier fand am Gründonnderstag (7. April) in der Kapelle des Mutterhauses statt. Monsignore leitete die Zeremonie als Delegat des Kardinals und hielt eine ergreifende Ansprache über die Fügungen des barmherzigen und allgütigen Gottes.

Am 1. Oktober 1887 lief der Mietvertrag für das Haus im Borgo Santo Spirito ab. Am besten wäre es gewesen, ein anderes Haus zu mieten oder zu kaufen. Es bot sich auch eine Gelegenheit, aber die Verhandlungen zerschlugen sich. Nach längeren Bemühungen gelang es schließlich Monsignore Jacquemin, das Haus, in dem sie wohnten, zu kaufen. Bisher durfte man keine Veränderungen vornehmen. Jetzt, da das Haus Eigentum war, konnte man es umbauen. Sofort wurde begonnen. Die Schwestern übernahmen alle Arbeiten, die sie selbst tun konnten. Monsignore fühlte sich als Architekt, die Schwestern wurden zu Bauhandwerkern. Sie schleppten Sand, Steine und Ziegel herbei und schafften sie bis in den dritten Stock hinauf. Selbst den Kalk rührten sie an. Das Wichtigste war die Erweiterung der Kapelle, die man möglichst schön gestalten wollte. Das Werk gelang, und am 8. Dezember 1887 konnte die Kapelle eingeweiht werden.

Mutter Franziska war über die Entwicklung ihrer Gemeinschaft erfreut. Sorgen machte ihr aber der Gedanke an die Zukunft. Die Tätigkeit der Schwestern in der ambulanten Krankenpflege brachte wenig ein. Oft wurde ihnen dabei die Beaufsichtigung von Kindern, Haushaltsarbeit und Kochen übertragen. Gerade die Leute, die das wünschten, zahlten wenig oder nichts. Die einzelnen Schwestern waren zwar zufrieden, vieles um Gotteslohn zu tun, das stärkte ihren Idealismus. Von der Leitung her gesehen mußte man aber an eine solide Sicherung des Lebensunterhalts denken. Gewiß, da waren die Almosen. Durfte man aber auf die Dauer die besten Kräfte für Kollektenreisen einsetzen? War der Rahmen des Arbeitsgebietes nicht zu eng? Mutter Franziska ging zu Monsignore Jacquemin, um mit ihm ihre Sorgen zu besprechen. Er empfing sie in seinem Arbeitszimmer.

"Nun, Mutter Franziska, was führt Sie zu mir? Sie sind sicher so zufrieden wie ich. Jetzt haben wir ein eigenes Haus, den Segen der Kirche und viele Kandidatinnen."

"Sie haben recht, Hochwürdigster Herr, und ich danke Gott jeden Tag für die Gnaden, die er uns besonders in letzter Zeit geschenkt hat. Aber mir kommen auch andere Gedanken. Will Gott nicht mehr von uns als ein geregeltes Ordensleben? Sicher, wir haben die Krankenpflege und andere Werke der Barmherzigkeit. Reicht das aber aus als Ziel für unsere Ordensgemeinschaft?"

"Ich verstehe. Sie machen sich Sorgen um den Fortbestand. Wirtschaftlich gesehen sind wir hinreichend gesichert. Wenn die Schwestern auch schlecht bezahlt werden, haben wir doch einen guten Rückhalt in den Almosen, die sie sammeln. Zudem habe ich mich bemüht, einige Quellen im Kreis meiner Freunde zu erschließen. Wir konnten immer die Miete für unser Haus bezahlen und es jetzt sogar kaufen."

"Dank Ihrer Sorge war uns das alles möglich. Ich meine aber nicht so sehr die wirtschaftliche Sicherung. Sie wissen, Hochwürdigster Herr, ich war seinerzeit im Karmel, also in einem beschaulichen Orden, und bin dort weggegangen, weil ich klar erkannte, daß ich dazu berufen war, das aktive Leben mit dem beschaulichen zu verbinden. Die Pflege einzelner Kranken genügt da nicht. Ich hatte so große Hoffnungen, als mich P.Jordan nach Rom rief. Seine Idee von der Lehrtätigkeit bezog sich auf einen weiten Kreis. Die Mitglieder seiner Gesellschaft sollten überall eingesetzt werden, wo sich ein Feld für diese apostolische Arbei auftat. Wie gern hätte ich an diesem weltweiten Ziel mitgearbeitet. Jetzt sind wir auf uns gestellt und müssen aufs neue danach suchen, welche größeren Ziele uns Gott steckt."

"Ich muß offen gestehen, Mutter Franziska, solche Gedanken sind auch mir schon gekommen. Aber wo setzen wir an? Ob wir hier in Italien, über Rom hinaus, weiterkommen, erscheint mir fraglich. Die meisten Schwestern kommen aus Deutschland und sind weder mit der italienischen Sprache noch mit den Landessitten vertraut. Das Gegebene wäre ein Einsatz in Deutschland. Aber auch Ihnen sind die Schwierigkeiten bekannt, die man dort den Orden macht. Die staatliche Genehmigung für Niederlassungen eines neuen Ordens zu erhalten, ist fast unmöglich. Ich hätte noch einen Gedanken, aber er scheint mir reichlich gewagt. Ich habe Freunde in Amerika, in den Vereinigten Staaten..."

"O, Monsignore, das könnte eine Eingebung von oben sein. Schon seit einiger Zeit beten wir in der Kommunität zum heiligen Josef, unserem Schutzpatron. Vielleicht will er uns diesen Wink geben."

"Bedenken Sie, Ehrwürdige Mutter, es ist ein weiter Weg nach Amerika. Schwestern, die dorthin gesandt würden, hätten eine wochenlange Seereise vor sich, die dazu nicht billig ist."

"Vor solchen Dingen habe ich keine Angst. Wenn Gott uns ruft, gibt er auch die Mittel."

Monsignore war überrascht, wie sich die Mutter für den Gedanken begeisterte. Amerika lag schließlich nicht aus der Welt. Sein Tatendrang erwachte, aber auch sein praktischer Sinn.

"Wir können natürlich nicht einfach nach Amerika gehen, Niederlassungen gründen, Krankenhäuser übernehmen oder andere Tätigkeit entfalten. Wir müßten erst die Möglichkeiten erkunden."

Mutter Franziska dachte eine Weile nach.

"Ich habe eine Idee, Hochwürdiger Herr. Wir schicken doch Schwestern nach Deutschland, um Almosen zu sammeln. In derselben Weise könnten wir es auch in Amerika versuchen. Ich hätte keine Bedenken, zwei Schwestern dorthin zu senden."

Monsignore schaute auf.

"Wie kommen Sie nur darauf? Das wäre tatsächlich eine Möglichkeit. Warten Sie!"

Er stand auf und ging ein paarmal auf und ab.

"Lassen Sie uns überlegen, wie wir das durchführen können. Als erstes werde ich an einen mir bekannten Geistlichen nach New York schreiben. Er soll mir mitteilen, wo die Schwestern fürs erste unterkommen können. Sobald ich die Antwort habe, gehe ich zum Herrn Kardinalvikar und bespreche mit ihm die Angelegenheit. Wir müssen seine Erlaubnis für eine Kollektenreise nach Amerika einholen. Ich rechne aber mit seinem Einverständnis. Überlegen Sie sich inzwischen, welche Schwestern Sie für die Reise auswählen, damit sie sich vorbereiten und etwas Englisch lernen. Sie erhalten von mir Bescheid."

Mit großen Hoffnungen ging Mutter Franziska. Ihren Mitschwestern sagte sie, sie sollten in den nächsten Tagen die Gebete zum heiligen Josef verstärken. Es stehe eine wichtige Entscheidung bevor.

Es dauerte eine Weile, bis Monsignore Jacquemin die Antwort aus Amerika erhielt und mit dem Kardinalvikar sprechen konnte. Am 15. Februar 1888 kam dann die Erlaubnis, daß Schwestern nach Amerika gehen und dort Almosen für die eigenen Bedürfnisse und die Armen Roms sammeln durften. Der Kardinal äußerte noch den Wunsch, die für die erste Entsendung ausgewählten Schwestern vor ihrer Abreise zu sehen und ihnen seinen Segen zu erteilen. Mutter Franziska gab den Schwestern die Entscheidung bekannt.

"Sie haben gut gebetet, liebe Schwestern. Gott hat uns auf die Fürbitte des heiligen Josef eine Tür aufgetan. Der Herr Kardinalvikar hat die Erlaubnis gegeben, daß wir nicht nur in Deutschland sammeln dürfen, sondern auch in den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Das ist zwar weit weg, aber ein Land der Möglichkeiten, vielleicht auch für uns. Also, meine lieben Schwestern, Sie müssen sich auf neue Dinge gefaßt machen. Es kann Opfer kosten, denn es wird nicht leicht sein, in diesem fremden Land mit einer unbekannten Sprache zu arbeiten. Es ist wie bei Missionaren, die fern der Heimat sich um die Ausbreitung des Glaubens mühen. Wir brauchen den gleichen Mut und das gleiche Gottvertrauen, und wir wollen Gott danken, daß er uns dazu auserwählt."

Die Schwestern waren erstaunt. Was hatten sie da gehört? Das war wirklich etwas Neues. Da konnten Dinge auf sie zukommen, an die sie nie gedacht hatten. In ein fremdes Land zu gehen war reizvoll, aber es bedeutete sicher auch manche Entsagung. Doch das konnte sie nicht stören. Das waren sie von ihrem Leben hier in Rom gewöhnt. Die Begeisterung für einen solchen Einsatz überdeckte jedes andere Gefühl. Wenn sie nur dabeisein könnten! Wen wird die Mutter wohl als erste auswählen? Schon sprach sie weiter.

"Es besteht natürlich eine große Schwierigkeit. In Amerika spricht man Englisch, und diese Sprache müssen wir

erst lernen. Ich habe deswegen einen Pater, der viele Jahre Missionar in Amerika war, gebeten, uns Unterricht zu geben. Es ist P.Paul Wehrle. Er wird jetzt öfter herkommen. In einer Besprechung mit Monsignore sind wir zu dem Entschluß gekommen, zunächst zwei Schwestern zu entsenden: Schwester Scholastika und Schwester Joachima."

Freudiger Schreck durchfuhr Schwester Scholastika. Das war ein Einsatz, wie er ihr gefiel. Mit ganzem Herzen nahm sie diesen Auftrag an. Mit den Schwierigkeiten wird sie schon fertig werden. Schwester Joachima nahm ihre Erwählung ruhiger auf. Sie war im Mai 1885 nach Rom gekommen und hatte die kritische Periode der Kommunität miterlebt, war aber dadurch um so mehr mit der Mutter verbunden. Wenn sie es für gut fand, sie zu entsenden, war sie bereit. Mutter Franziska nahm die beiden Schwestern mit auf ihr Zimmer.

"Meine lieben Schwestern, Sie wissen, daß eine schwere Aufgabe auf sie wartet. Sie sollten sich aber nicht fürchten, sondern daran denken, daß Sie immer zu unserer Gemeinschaft gehören, auch wenn Sie längere Zeit allein sind. Das Gebet der Schwestern wird Sie begleiten. Noch etwas. Wenn Sie jetzt hinfahren, haben Sie den Auftrag, Almosen zu sammeln. Daran müssen Sie an erster Stelle denken. Es ist Ihnen aber nicht verboten, die Augen für Möglichkeiten neuer und größerer Aktivität offenzuhalten. Meine lieben Schwestern, Ihre Abreise steht unmittelbar bevor. Am nächsten Dienstag werden Sie nach Neapel fahren und dort bei Bekannten von Monsignore warten, bis das Schiff abfährt. Machen Sie sich reisefertig."

Sie gab ihnen ein Büchlein, eine kurze Anleitung zum Erlernen der englischen Sprache. Während der langen Seereise sollten sie fleißig darin lesen.

Nach dem Besuch beim Kardinalvikar und einem letzten herzlichen Zusammensein mit der Gemeinschaft bestiegen die beiden Schwestern den Zug nach Neapel. Der Abschieds-

schmerz war schnell überwunden. Es war schön, durch den leise beginnenden Frühling zu fahren. Je mehr sie nach Süden kamen, um so mehr zeigte sich das neu erwachende Leben der Natur. Als dann Neapel auftauchte, überragt vom Vesuv mit seiner leichten Rauchwolke, kamen sie aus dem Staunen nicht heraus. Als sie ausstiegen und das wimmelnde Leben der Hafenstadt sahen, hatten sie das Empfinden, bereits in einer anderen Welt zu sein. Sie verbrachten einige Tage bei den Bekannten von Monsignore und bestiegen am 26. Februar 1888 das Schiff.

Nun begann das Abenteuer der Seereise. Erst verlief sie friedlich und erholsam. Als sie aber erst einmal im Atlantik waren, gab es manchen stürmischen Tag. Das Leben auf einem Schiff und die Seekrankheit, die auch die Schwestern nicht ausließ, machten ihnen zu schaffen. Sie dachten oft an ihre Mitschwestern zu Hause, die sicher in Gedanken und Gebeten bei ihnen waren, und schrieben ihnen über ihre Erlebnisse Briefe, die sie in Amerika gleich zur Post geben wollten. Endlich, nach langen vier Wochen Fahrt, erreichten sie am 27. März ihr Ziel. Das Stadtbild von New York mit seinen Wolkenkratzern entrollte sich vor den staunenden Blicken der Schwestern. Das war wirklich ein fremdes Land.

In Hoboken, gegenüber der City von New York, legte das Schiff an. Ein geistlicher Herr holte sie ab, John Reuland, der Freund Monsignore Jacquemins, und brachte sie in das Haus der deutschen Franziskanerinnen. Sie nahmen die Schwestern gastfreundlich auf. Als sie aber hörten, sie seien nach Amerika gekommen, um zu sammeln, machten sie ein ernstes Gesicht.

"Da werden Sie wohl umsonst gekommen sein. Es gibt hier so viele Schwestern, die alle leben wollen, daß der Herr Bischof schon seit längerem Kollekten untersagt hat. Am besten fahren Sie gleich wieder nach Hause."

Doch so schnell ließ sich eine Schwester Scholastika nicht entmutigen. Sie fühlte sich der Mutter und den Mit-

schwestern verpflichtet, ihre Sendung zu erfüllen, selbst unter Schwierigkeiten. Pfarrer Reuland riet ihnen, nach Philadelphia zu fahren und dort zu den Christlichen Schulbrüdern zu gehen. Sie könnten ihnen weiterhelfen.

Sie fuhren hin und hatten Glück, denn sie trafen dort Bruder Ferdinand Hörling, einen Bruder ihrer Mitschwester Sebastiana. Er nahm sich der Schwestern an und versprach ihnen jede Hilfe. Zunächst besorgte er ihnen eine Unterkunft bei einer Witwe names Elisabeth Heck. Die Frau freute sich, Schwestern in ihr Haus aufnehmen zu können, und sorgte für sie in jeder Weise. Sie vermittelte ihnen sogar die Erlaubnis des dortigen Erzbischofs, zwei Wochen lang Kollekte machen zu dürfen.

Nun hatten die Schwestern ein Heim und eine Basis, von der aus sie hier und in anderen Städten für ihre Zwecke sammeln konnten. Sie fürchteten sich nicht, stundenlange Bahnfahrten in Kauf zu nehmen, und kamen so nach Rochester, Buffalo und Pittsburg. Gottes Segen war mit ihnen, wenn es auch Mißerfolge gab. In besonderer Weise erfuhren sie die Hilfe Gottes in Baltimore, wo sie bei den Schulschwestern von Notre-Dame herzliche Aufnahme fanden. Die Generaloberin dieser Schwestern, Mutter Carolina, war ihnen sehr gewogen. Sie sollten sich in allen Häusern der Schulschwestern als Mitglieder der Kommunität betrachten. Mutter Carolina empfahl ihnen, das Mutterhaus in Milwaukee aufzusuchen. Hier mußten sie einen längeren Aufenthalt nehmen, denn Schwester Scholastika erkrankte. Es brauchte mehrere Monate, bis sie so weit hergestellt war, daß die Schwestern weiterreisen konnten.

Auf Empfehlung der Schulschwestern fuhren sie in den Süden nach St.Louis. Dort trafen sie Generalvikar Mühlsiepen. Er war neben seinem Amt mit der Wahrnehmung der Deutschenseelsorge beauftragt. So waren sie an der richtigen Stelle und konnten ihre Probleme in der Muttersprache darlegen.

"Selbstverständlich, meine lieben Schwestern, können Sie hier in der Stadt sammeln. Damit Sie das auch anderswo in unserer Diözese können, werde ich Ihnen Empfehlungen an Niederlassungen von Schwestern geben."

"Wir sind Ihnen sehr dankbar, Hochwürdigster Herr," sagte Schwester Scholastika. "Es ist für uns und unsern Orden eine Frage des Lebensunterhalts. Aber das ist nicht der einzige Grund, daß wir hergekommen sind. Unsere Mutter Generaloberin hat uns die Anregung mit auf den Weg gegeben, nach eventuellem Einsatz in Krankenpflege oder anderen karitativen Diensten Ausschau zu halten."

"Soll das heißen, Schwester, Ihr Orden will hier eine Niederlassung eröffnen? Das ist bei den vielen in unserer Diözese bereits wirkenden Gemeinschaften nicht einfach. Es sei denn, Sie wären bereit, gegebenenfalls ein schon bestehendes Krankenhaus zu übernehmen. Ich denke da an eine bestimmte Sache. Mein Freund, Monsignore Hennessy, Bischof von Wichita, Kansas, etwa 600 km westlich von hier, sprach vor kurzem mit mir über ein kleines Hospital in Wichita. Es wird zur Zeit von drei Barmherzigen Schwestern geführt, aber sie wollen es aufgeben. Nun sucht der Herr Bischof nach einem anderen Orden. Wäre das nicht etwas für Sie? Ich werde Ihnen ein Empfehlungsschreiben an Herrn Henry Tihen, den Sekretär des Bischofs, mitgeben. Dann reisen Sie mit ihm nach Wichita, wo sich der Herr Bischof gegenwärtig aufhält. Herr Tihen wird Ihnen das Hospital zeigen und eine Audienz bei Seiner Exzellenz vermitteln."

Als die Schwestern das Krankenhaus sahen, waren sie von dem armseligen Zustand betroffen. Das Haus war als Mietshaus gebaut, hatte drei Stockwerke mit Mansarden und wurde von turmartigen Aufbauten flankiert. Ein tüchtiger Arzt, Dr.Andreas H.Fabrique, hatte den Bischof und die Barmherzigen Schwestern dafür gewonnen, in diesem Haus ein Hospital zu eröffnen. Mangels genügend zahlender Patienten hatte der Arzt seine Tätigkeit in dem Hospital aber wieder aufgegeben.

Die im Haus noch tätigen Schwestern freuten sich über den Besuch. Sie zeigten den Gästen das ganze Haus und erklärten, weshalb sie es aufgeben müßten. Das Geld reiche nicht, und auf finanzielle oder personelle Hilfe seitens ihres Mutterhauses sei nicht zu hoffen.

Schwester Scholastika kamen Bedenken, ob man aus diesem Haus etwas machen könne. Andererseits wußte sie, wie sehr Mutter Franziska die Armut schätzte. Vielleicht würde es ihr gefallen, gerade in diesem armseligen Haus anzufangen.

Bischof Hennessy empfing die Schwestern freundlich. Er fragte nach ihrem Orden, dessen Entstehen und Ziel.

"Sie haben sich das Hospital bereits angesehen und von den Schwierigkeiten erfahren, in denen sich die Barmherzigen Schwestern dort befinden. Glauben Sie, Sie könnten mir helfen, das Haus doch weiterzuführen? Es wäre mir sehr daran gelegen."

"Wir danken Ihnen, Hochwürdigster Herr, für das Vertrauen, das Sie uns schenken. Offen gestanden, wir haben einige Bedenken, ob es uns gelingen kann, das Haus zu einem guten Krankenhaus zu machen. Dafür sind wir mit den hiesigen Verhältnissen zu wenig vertraut. Schließlich hängt alles davon ab, wie sich die Generalleitung in Rom zu der Frage stellt."

"Sie lassen mich immerhin hoffen, Schwester. Teilen Sie bitte Ihrer Generaloberin meinen Wunsch mit. Auch ich werde mit ihr in Verbindung treten und bin bei einer positiven Antwort bereit, Schwestern Ihres Ordens in meine Diözese aufzunehmen."

Schwester Scholastika schrieb sofort nach Rom. Sie teilte Mutter Franziska den Wunsch des Bischofs mit, fügte aber hinzu, die Diözese sei arm und das St.Francis-Hospital befinde sich in einem trostlosen Zustand. Für Mutter Franziska waren diese Umstände ein gutes Zeichen. Wenn die Schwestern in echter Armut mit dem Einsatz in Amerika be-

gännen, wenn dazu noch das Hospital den Namen des heiligen Franziskus trage, sei das eine Garantie für die Hilfe Gottes. Sie gab die Einwilligung zu dem Projekt. Am 27. Juli 1889 teilte ihr Bischof Hennessy mit, er sei einverstanden, daß Schwestern ihres Ordens in seine Diözese kämen und das Hospital in Wichita übernähmen. Die Freude im Mutterhaus war groß, und Mutter Franziska ließ gleich am nächsten Tag ein Hochamt zu Ehren des heiligen Josef als Dank für die gewährte Hilfe feiern.

Monsignore Jacquemin schrieb an Herrn Tihen und bat um genauere Informationen über die Situation des Hospitals. Auch mußte die Genehmigung des Kardinalvikars und des Präfekten der Heiligen Kongregation für die Ausbreitung des Glaubens eingeholt werden; ihr unterstand damals noch dieses Gebiet in Amerika. Nachdem das alles erledigt war, wurden neun Schwestern ausgewählt, die nach Amerika fahren sollten. Fünf sollten nach Wichita gehen, die andern vier eine Filiale in Philadelphia eröffnen. In einer Audienz bei Papst Leo XIII. empfingen die Schwestern den Segen des Heiligen Vaters. Auf ihre Reise nahmen sie Reliquien des Heiligen Kreuzes mit und zwei Heiligenbilder für die Kapellen in den geplanten Niederlassungen. Monsignore Jacquemin hielt es für angebracht, die Schwestern nach Amerika zu begleiten. Die Abreise wurde auf den 29. Oktober festgelegt.

Neugründungen

Die Schwestern freuten sich auf die Reise. Für Mutter Franziska bedeutete es freilich kein geringes Opfer, nicht nur eine Reihe von Schwestern, sondern auch Monsignore Jacquemin für längere Zeit entbehren zu müssen. Die

Gruppe fuhr mit der Bahn nach Amsterdam, bestieg am 2. November 1889 die 'Nordland' und landete glücklich am 14. November in New York.

Am Pier warteten Schwester Scholastika und Schwester Joachima. Sie hießen ihre Mitschwestern herzlich willkommen. Jetzt waren sie nicht mehr allein. Schwester Scholastika freute sich besonders darüber, daß Monsignore mitgekommen war. Er konnte jetzt die äußeren Verhandlungen um die Neugründung führen. Die Gruppe begab sich zum Leo-Haus, einer von Schwestern geführten Unterkunft für katholische deutsche Auswanderer. Sogleich wurden die ersten Pläne gemacht. Schwester Scholastika sollte Monsignore und die für Philadelphia bestimmten Schwestern dorthin führen. Schwester Sebastiana durfte mitfahren und ihren Bruder bei den Schulbrüdern besuchen. Die andern blieben vorerst im Leo-Haus. Ein paar Tage später kam Monsignore mit Schwester Scholastika nach New York zurück, und alle machten sich fertig für die weite Reise nach Wichita. Nach einer Unterbrechung bei den Schulschwestern in Chicago kamen sie am 26. November dort an.

Schwester Scholastika führte sie zum St.Francis-Hospital. Die Barmherzigen Schwestern nahmen sie freundlich auf und gaben ihnen Zimmer im dritten Stock, wo sich auch eine kleine Kapelle befand. Monsignore Jacquemin setzte sich gleich mit den bisher hier arbeitenden Schwestern zusammen, um von ihnen die finanzielle Lage und den Grund ihres Weggehens zu erfahren. Die neu angekommenen Schwestern besichtigten inzwischen das Haus. Sie waren nicht wenig bestürzt. Es gab nur wenige Patienten, und die vielen leer stehenden Räume wirkten verwahrlost. Für die Hausarbeiten und den Hausputz hatte man ein paar Mädchen angestellt, eine Frau besorgte die Küche. Heizer und Tellerwäscher war ein Neger, der nicht gerade sorgfältig mit allem umging.

Am 11. Dezember verließen die Barmherzigen Schwestern das Haus mit den besten Wünschen für ihre Nachfolgerinnen.

Monsignore Jacquemin erklärte, er müsse noch einmal nach Philadelphia fahren, um zu sehen, was sich dort tue. Vorher gab er den Schwestern Anweisung, ein genaues Tagebuch über die Patienten zu führen und darauf zu achten, die monatlische Miete von 50 Dollar pünktlich zu bezahlen.

Das erste, was die Schwestern tun mußten, war, das Haus in Ordnung zu bringen. Die Angestellten wurden weggeschickt, und die Schwestern begannen mit der Reinigung. Das war nicht einfach, denn in manchen Räumen lag der Staub fingerdick, und der Fußboden mußte mehrmals geschrubbt werden, ehe die ursprüngliche Farbe wieder sichtbar wurde. Schlimmer und langwieriger war der Kampf gegen Insekten, vor allem gegen Wanzen. Erst nach monatelangem Bemühen und sorgfältigem Sauberhalten der Patienten konnte das Haus davon freigemacht werden.

Eine andere Sorge war der Mangel an Einkünften. Die wenigen Patienten zahlten fast nichts. Bei der ambulanten Krankenpflege sahen die Leute auch hier in den Schwestern billige Hilfskräfte für Nebenarbeiten wie Kochen und Hausputz. Wenn die Schwestern auch äußerst arm lebten, waren sie doch, schon um die Miete aufzubringen, auf Almosen angewiesen. Der Bischof half gelegentlich, indem er von seinen Kollekten einen Teil abzweigte. Farmer der Umgegend, denen die Schwestern geholfen hatten, versorgten sie mit Naturalien, schenkten ihnen sogar einmal eine Milchkuh.

Wichtig für die Schwestern war es, die einheimische Sprache zu lernen. Bei ihrem täglichen Einsatz blieb ihnen dafür wenig Zeit. Die in Rom bei P.Wehrle erlernten Anfangsgründe reichten nicht weit. Sie mußten sehen, wie sie aus dem Umgang mit den Kranken die gebräuchlichsten Redewendungen erfuhren. Aber mit solchen Schwierigkeiten hatten sie gerechnet und ließen sich nicht entmutigen.

In Philadelphia hatten sich die Hoffnungen auf eine Gründung nicht erfüllt. Monsignore wußte andererseits, daß die Schwestern in Wichita neben der Tätigkeit im Hospital

ambulante Krankenpflege übernommen hatten. So beschloß er, die für Philadelphia vorgesehenen Schwestern nach Wichita mitzunehmen. Im Januar reiste er mit ihnen dorthin. Mit neun Mitgliedern bestand jetzt eine richtige Kommunität. Monsignore hielt ihnen die ersten Exerzitien in Amerika.

Den Aufenthalt in dem Haus nutzte er, um einen genauen Einblick in die Verhältnisse zu gewinnen. Er konnte den Eifer und Opfermut der Schwestern nur bewundern, sah aber auch voraus, wie schwer es sein würde, die Belastungen auf die Dauer zu tragen. Auf der Rückreise nach Rom dachte er darüber nach, welche Aussichten nach diesem nicht gerade ermunternden Anfang für eine Weiterentwicklung in Amerika blieben. Die Frage mußte mit Mutter Franziska in aller Offenheit besprochen werden. Am besten wäre es, sie käme selbst nach Wichita, um sich ein Urteil zu bilden.

Zu seinem Erstaunen fand er die Mutter nicht abgeneigt, die Reise zu unternehmen. Nach dem, was er ihr erzählte und was die Schwestern geschrieben hatten, gefiel ihr der unscheinbare Anfang, und sie war überzeugt, der Segen Gottes werde darauf ruhen. Andererseits begriff sie die Bedenken, die ihr Monsignore vortrug. Wenn sie selbst hinging, konnte sie mit den Schwestern alles besprechen. Sie verabschiedete sich vom Mutterhaus, fuhr mit drei anderen Schwestern nach Antwerpen und bestieg mit ihnen am 3. Mai 1890 das Schiff. Über das Erlebnis dieser ersten Seereise schrieb sie an ihre Eltern:

> Welchen Eindruck die Seele empfindet, wenn sie sieht, wie Europa sich entfernt, kann ich nicht beschreiben. Unwillkürlich hatte ich Mißtrauen vor dem Wasser, das immer in Bewegung ist. Etwa drei Tage litt ich unter Seekrankheit, aber jetzt ist alles wieder gut.

Am 17. Mai kam das Schiff in New York an. Mutter Franziska war gespannt auf den neuen Kontinent, während sich das Schiff dem Hafen näherte. Das vor ihren Augen sich entfaltende Stadtbild erinnerte so gar nicht an gewohnte

europäische Städte, und die gezackte Linie der Wolkenkratzer, die als Schattenbild gegen die untergehende Sonne stand, war wie eine schwer zu deutende Schicksalslinie. Was mochte sie in Amerika erwarten? Aber in ihrem Herzen lebte die Überzeugung, daß Gott sie und ihre Schwestern in dieses Land rief.

In New York suchten sie, wie man ihnen empfohlen hatte, das Leo-Haus auf. Sie blieben einige Tage dort, um sich von der Reise zu erholen. Man erklärte ihnen, wie sie mit der Bahn nach Wichita reisen konnten. Wie vor einem halben Jahr die Gruppe um Monsignore Jacquemin unterbrachen sie die Fahrt bei den Schulschwestern in Chicago und kamen am 23. Mai in Wichita an. Die Freude der Schwestern über den Besuch der Mutter war groß, zumal sie neue Schwestern mitbrachte.

Die Mutter besichtigte das Haus und erfuhr im Gespräch mit den Schwestern von ihren Sorgen. Als sie hörte, wie gering die Einkünfte waren, bestimmte sie zwei Schwestern, auf Kollekte zu gehen. Die beiden reisten durch Kansas und Iowa bis nach Wisconsin. In La Crosse trafen sie zwei aus Deutschland stammende Priester, Pfarrer Paul Geyer von Marshfield und Pfarrer Louis Kaluza von Menomonie. Als sie hörten, daß die Schwestern von einer Kommunität kamen, die in Wichita in einem Hospital arbeitete, zeigten sie sich interessiert und sagten, sie hätten die Absicht, auch in ihren Gemeinden Krankenhäuser zu eröffnen.

Wieder zu Hause berichtete Schwester Columba von der Reise:

"Wir haben viel erlebt, Mutter Franziska, und die Fahrt hat sich gelohnt. In La Crosse haben wir zwei Pfarrer getroffen. Sie wollen in ihren Pfarreien Krankenhäuser errichten, fragten nach unserm Orden und ob wir nicht bereit seien, ihnen dabei zu helfen. Sollten wir nicht auf dieses Angebot eingehen?"

"Es klingt vielversprechend, Schwester. Wir müssen aber erst Genaueres in Erfahrung bringen."

Mutter Franziska schrieb an die beiden Pfarrer. Auf die zufriedenstellenden Antworten hin und nach Rückfrage bei Monsignore Jacquemin übernahm sie die neuen Niederlassungen: Marshfield am 3. August 1890, Menomonie am 21. September. Die Frage nach der benötigten Anzahl von Schwestern bereitete keine Schwierigkeit. Im August waren wieder fünf Schwestern von Rom gekommen, weitere vier wurden im November erwartet.

Ende September fuhr die Mutter mit den für die neuen Stationen ausgewählten Schwestern nach Menomonie. Pfarrer Kaluza holte sie am Bahnhof ab. Er führte sie in ein Haus der Franziskanerinnen. Das für das neue Hospital ausersehene Armenhaus stand schon längere Zeit leer, es fehlte aber jede Einrichtung. Deswegen sollten die Schwestern noch ein paar Tage warten. Mutter Franziska gefiel das nicht. Sie wollte sobald als möglich mit der neuen Aufgabe beginnen, auch den Franziskanerinnen nicht unnötig zur Last fallen. So zogen die Schwestern in das leere Haus ein. Die erste Nacht mußten sie auf Stroh schlafen. Von Wichita her hatten sie aber Erfahrung im Einrichten eines verwahrlosten Hauses. Mit dem mitgebrachten Geld, unter Ausnutzung der vorhandenen Möglichkeiten und durch milde Gaben wohlgesinnter Anwohner konnten bald Patienten aufgenommen werden.

Von Menomonie aus sollte dann die Gründung der Niederlassung in Marshfield erfolgen. Dort stand kein geeignetes Haus für ein Hospital zur Verfügung. Pfarrer Geyer hatte im Jahr zuvor zusammen mit interessierten Leuten aus der Stadt den Plan gefaßt, ein Haus für diesen Zweck zu bauen. Das brauchte Zeit.

Bei ihrem Weggang von Wichita hatte Mutter Franziska Schwester Scholastika dort als Oberin eingesetzt. Sie nahm die Leitung des Hauses energisch in die Hand. Als Pfarrer

John Loevenich aus Aleppo, 30 Meilen von Wichita entfernt, an sie herantrat mit der Bitte, eine Pfarrschule zu übernehmen, gab sie mit Einverständnis von Mutter Franziska eine Schwester dafür frei. Bei einer günstigen Gelegenheit sprach sie bei Bischof Hennessy vor.

"Entschuldigen Sie, Hochwürdigster Herr, daß ich wieder zu Ihnen komme. Als Bittstellerin kennen Sie mich bereits. Jetzt hat mich Mutter Generaloberin zur Oberin des Hauses in Wichita ernannt. Ich darf wohl hoffen, daß Sie uns weiter mit Rat und Tat helfen."

"Damit können Sie rechnen, Schwester Oberin. Ich hoffe aber auch umgekehrt auf Ihre Hilfe. Sehen Sie, Schwester, ich bewundere den Einsatz und Opfermut, mit dem Ihre Schwestern sich für das Hospital und die Krankenpflege einsetzen. Dazu haben Sie mir noch eine Schwester für die Pfarrschule in Aleppo gegeben. Ich bin Ihnen dafür dankbar, und die Schwester hat sich erstaunlich schnell in diese Aufgabe eingelebt. Und doch habe ich einige Bedenken. Die Schwester steht mitten unter diesen amerikanischen Kindern. Sie hat außerdem mit vielen Leuten zu verhandeln, da eine Ecke der Schule noch als Poststelle dient. Mit der Sprache kommt die Schwester einigermaßen zurecht, aber die Lebensgewohnheiten hierzulande sind ihr fremd. Ihre strenge Ordensregel ist da manchmal hinderlich. Sollten Sie sich nicht etwas umstellen auf unsere Verhältnisse? Wenn Sie vorhaben, in den Staaten noch mehr Niederlassungen zu gründen - und das weiß ich positiv von Ihrer Mutter Generaloberin -, müßten Sie hier eine zentrale Leitung haben. Man kann nicht mit allem nach Rom gehen. Es wäre zu überlegen, ob man nicht die hier tätigen Schwestern als selbständigen Zweig von Rom trennen sollte."

"Ich muß Ihnen offen gestehen, Hochwürdigster Herr, daß mir selbst schon solche Gedanken gekommen sind. Ein Mutterhaus hier in Amerika gäbe unserer Tätigkeit sicher größeren Aufschwung. Und wenn man bedenkt, daß bald auch amerikani-

sche Mädchen bei uns eintreten werden, müßte unsere Regel wirklich in manchen Punkten geändert werden. Die für den ersten Eifer vielleicht gute, aber übertriebene Pflege der Armut kann meiner Ansicht nach bei wachsender Zahl der Schwestern nicht beibehalten werden."

Schwester Scholastika war von der Vorstellung, Wichita zu einem Mutterhaus zu machen, begeistert, zumal auch andere geistliche Herren entsprechende Andeutungen gemacht hatten. Die Mutter würde das aber sicher nicht wollen. Sollte man es da nicht ohne sie machen und einfach die Schwestern in Amerika vom Mutterhaus in Rom trennen? Sie trug diesen Gedanken ihren Mitschwestern vor, fand aber wenig Verständnis; manche waren entsetzt. So etwas durfte man nicht ohne die Mutter tun. Zu Schwester Scholastika hielt Schwester Hechthildis. Sie war gerade daran, nach Rom zu fahren, um im Auftrag der Mutter neue Kandidatinnen herüberzubringen.

"Das trifft sich gut," meinte Schwester Scholastika. "Dann können Sie mit den dortigen Schwestern sprechen. Ich gebe Ihnen einen Brief an Monsignore mit. Er hilft uns vielleicht."

Als Mutter Franziska von den Bestrebungen hörte, erschrak sie. Eine Trennung konnte dem jungen Orden nur schaden. Sie kam sofort nach Wichita, stellte Schwester Scholastika zur Rede und erklärte sie als Oberin abgesetzt. An ihre Stelle ernannte sie Schwester Johanna.

Für Schwester Scholastika war das ein schwerer Schlag. Sie hatte doch nur das Beste gewollt und war der festen Überzeugung, daß man die Häuser in Amerika selbständiger machen mußte.

"Mutter Franziska, überlegen Sie doch, was es bedeutet, wenn wir in jeder wichtigen Sache nach Rom schreiben müssen. Es wäre ein dauerndes Hemmnis für die Entwicklung hier."

"Damit mögen Sie in etwa recht haben, Schwester Scholastike, aber die Einheit unseres Ordens ist so wichtig, daß

man diese Schwierigkeiten in Kauf nehmen muß. Man könnte den einen oder anderen Punkt unserer Regel überdenken, für Einzelfälle auch manchem Haus gewisse Vollmachten geben, aber ein eigenes Mutterhaus in Amerika hätte eine nicht wieder gutzumachende Spaltung zur Folge."

"Dann ist es gut, Mutter Franziska, daß Sie mich hier nicht als Oberin belassen. Ich könnte unter diesen Umständen nicht mit vollem Herzen weitermachen."

"Wollen Sie denn nicht mehr bei uns bleiben, Schwester Scholastika? Das würde mich sehr schmerzen. Sie waren mir von Anfang an eine gute Stütze, und ich hatte mein ganzes Vertrauen auf Sie gesetzt. Ich bin auch jetzt überzeugt, daß hinter Ihren Bestrebungen zuletzt doch die Sorge um unsere Gemeinschaft steht."

"Dessen können Sie versichert sein, Mutter. Es ging mir nur darum, vorliegende Schwierigkeiten zu beheben. Wie mühsam war doch der Anfang hier in Wichita, und wir haben durchgehalten. Warum sollten es die Schwestern mit der Zeit nicht etwas leichter haben?"

"Wenn ich an das denke, was sie hier geleistet haben, kann ich Gott nicht genug danken, daß er ihnen dazu die Kraft gab. Er wird uns auch weiter helfen, wenn wir auf der rechten Linie und in der Treue zu unserer Regel bleiben. Schwester Scholastika, wenn ich Sie hier abberufe, will ich Sie nicht auf die Seite stellen. In den neuen Stationen in Wisconsin stehen wir vor ähnlichen Anfangsschwierigkeiten wie seinerzeit hier. Da brauche ich Sie und baue auf Sie. Kommen Sie mit dorthin."

"Ach, Mutter, es tut mir leid, daß ich zu weit gegangen bin und Ihnen Kummer bereitet habe. Ich komme gern mit Ihnen."

Zusammen fuhren sie nach Menomonie. Dort warteten die Schwestern darauf, nach Marshfield gehen zu können. Pfarrer Geyer war es nicht gelungen, das neu zu erbauende Haus, wie

er versprochen hatte, bis zum 1. Dezember fertigzustellen. Er mietete ein anderes Haus als vorläufiges Hospital, und am 9. Dezember konnte Mutter Franziska mit fünf Schwestern nach Marshfield kommen. Im Februar konnten sie in das neue Haus einziehen. Es erhielt den Namen St.Joseph's Hospital.

Schwester Mechthildis hatte in Rom keine Schwester für den Gedanken einer Trennung gewinnen können. Monsignore Jacquemin erklärte ihr, sie dürfe in solchen Dingen nur auf Weisung von Mutter Franziska handeln. Die Schwester ließ daraufhin von ihrem Vorhaben ab. Sie reiste mit fünf neuen Schwestern nach Amerika zurück. Als sie mit ihnen in Marshfield ankam, berichtete sie der Mutter von ihren Versuchen in Rom, und ihr wurde alles verziehen. Die Mutter freute sich, daß die Schwestern in Rom treu zu ihr standen. Die unmittelbare Gefahr für die Einheit des Ordens war abgewendet.

Der Helfer

In Marshfield traf die Mutter einen Pfarrer: Josef Joch. Er stellte sich ihr vor als der vom Bischof für die Schwestern ernannte außerordentliche Beichtvater. Sie dankte ihm, daß er das Amt übernehme.

Pfarrer Joch stammte aus Böhmen, wo er am 17. März 1861 in Trebitsch geboren war. Während seines theologischen Studiums in Linz (Österreich) kam ihm der Gedanke als Missionar nach Amerika zu gehen. Er begann einen Briefwechsel mit Bischof Flash von La Crosse, der ihn einlud, in seine Diözese zu kommen. Der junge Theologe erklärte sich dazu bereit, und der Bischof bezahlte ihm die Reise nach Amerika. Nach Beendigung der Studien in Milwaukee empfing Josef Joch in La Crosse 1886

die Priesterweihe. Der Bischof gab ihm die Seelsorgsstelle Auburndale, nicht weit von Marshfield. Und da er die deutsche Sprache beherrschte, hatte er ihn zu den Schwestern geschickt.

Während Mutter Franziska und die nach Marshfield gekommenen Schwestern noch alle Hände voll zu tun hatten, um das neue Haus einzurichten, kam ein neuer Bittsteller, Pfarrer Roman Scholter von der auch in Wisconsin gelegenen Stadt Oshkosh. Er hatte von den in Marshfield und Menomonie eröffneten Krankenhäusern gehört und für seine Gemeinde die gleiche Absicht. Er sprach mit Mutter Franziska, erklärte ihr, Oshkosh sei immerhin die drittgrößte Stadt in Wisconsin und müsse daher ein von Schwestern geleitetes Hospital haben. Mutter Franziska äußerte starke Bedenken: sie hätten in den letzten zwei Jahren drei neue Krankenhäuser begonnen und in allen dreien noch um die bloße Existenz zu kämpfen. Die Zahl der Schwestern reiche nicht aus für ein viertes Hospital, und wenn neue kämen, müßten sie erst die englische Sprache lernen und in die Krankenpflege eingeführt werden. Pfarrer Scholter ließ sich nicht so leicht abweisen. Er verstand es, mit Eifer und Geschick die Notwendigkeit der Errichtung des Hospitals darzulegen. Er versprach auch, ein passendes Grundstück zu kaufen. Dort stehe bereits ein Haus, das als Hospital umgebaut werden könnte. Mutter Franziska erklärte sich schließlich bereit, einmal hinzukommen und sich die Situation anzusehen.

Am 25. Februar fuhr sie mit den Schwestern Scholastika und Alphonsa nach Oshkosh. Von dem Haus waren sie enttäuscht. Es hatte zwei Stockwerke, früher als Laden und Gaststätte gedient und war jetzt unbewohnt und verwahrlost. Schwester Alphonsa schreibt darüber:

> Wir verließen Marshfield am Morgen, kamen gegen Abend in Oshkosh an und fanden ein leeres Haus. Es gab weder Bett noch Tisch noch Stühle, nicht einmal Schüsseln, nur ein paar Tonkrüge und Löffel, die wir mitgebracht hatten. Wir saßen auf den Koffern in einer kleinen Hütte, die dem Haus angebaut war, und aßen unsere Reisebrote. Die drei Bettdecken, die wir auch von Marsh-

field mithatten, breiteten wir für den Rest der Nacht auf dem Fußboden aus.

Nur auf die Zusage Pfarrer Scholters hin, für die nötige Ausstattung des Hauses zu sorgen und die Kosten für erforderliche Umbauten zu übernehmen, eröffnete Mutter Franziska am 1. März 1891 die Niederlassung und holte noch vier Schwestern nach, um gleich mit der Arbeit zu beginnen.

Die Nachrichten, die Schwester Mechthildis von Rom mitgebracht hatte, reichten nicht aus, Mutter Franziska ganz zu beruhigen. Kurzerhand faßte sie den Entschluß, nach Rom zu fahren. Sie nahm Schwester Columba mit und bestieg am 14. März das Schiff. Am 23. März kamen sie in Bremen an. Schwester Columba blieb in Deutschland, um neue Kandidatinnen zu gewinnen. Die Mutter besuchte kurz ihre Angehörigen in Bamberg, nahm von dort zwei Kandidatinnen mit und war am 3. April in Rom.

Mit Monsignore Jacquemin gab es wichtige Dinge zu besprechen. Die Regeln wurden überprüft, vor allem, ob die anderen Verhältnisse in Amerika Änderungen verlangten. Bis auf eine von Bischof Hennessy vorgeschlagene Umgestaltung des Schleiers wollte Mutter Franziska von Lockerungen nichts wissen, sondern bestand nach wie vor auf strenger Einhaltung der Regel. Dann wurden wirtschaftliche Fragen besprochen. Die Neugründungen gerieten immer wieder in Schwierigkeiten. Nach Ansicht von Monsignore konnte man dem nur abhelfen, wenn man die am jeweiligen Ort bestehenden Möglichkeiten ausfindig machte und nutzte.

Deshalb und um zugleich den Ordensgeist der Schwestern in Amerika zu festigen, entschloß sich Mutter Franziska zu einer neuen Reise. Am 4. Juni 1891 fuhr sie mit elf Schwestern von Rom ab und kam zehn Tage später in New York an. Sie visitierte die Niederlassungen, gab den Schwestern Hinweise zur Behebung ihrer finanziellen Sorgen und mahnte sie zur Treue, auch unter den Gegebenheiten und Sitten des fremden Landes. Auf ihren Reisen begegnete sie wieder Pfarrer Joch. Viel-

leicht konnte dieser mit den amerikanischen Verhältnissen vertraute Mann den Schwestern aus den Geldnöten helfen.

Noch etwas anderes war ihr klar geworden. Es gab hier viele lohnenswerte Aufgaben, aber dafür brauchte man noch mehr Schwestern. Die Nachwuchsfrage war wichtig. Die meisten Kandidatinnen kamen immer noch aus Deutschland. Der Orden müßte dort eine Niederlassung haben. Bald mußte sie wieder nach Rom zurück und dort berichten. Dabei konnte sie den Weg über Deutschland nehmen. Vielleicht tat sich dort trotz allem eine Tür auf. Am 30. September reiste sie mit Schwester Scholastika ab. Am 12. Oktober kamen sie in Antwerpen an und fuhren sofort nach Deutschland weiter.

In Bayern hatten sich wieder junge Mädchen gemeldet, um in den Orden aufgenommen zu werden, darunter die Tochter des Bürgermeisters Schübel von Abenberg, einem Städtchen nicht weit von Nürnberg. Diesen Ort wählte die Mutter als erstes Ziel. Gleich nach der Ankunft besuchten die Schwestern den Bürgermeister. Er führte sie an das Grab der heiligen Stilla, wo sie heiße Gebete in ihrem Anliegen verrichteten. Zusammen mit dem Bürgermeister hatten sie eine längere Besprechung mit Pfarrer Alois Hoffmann. Beide versprachen ihre Hilfe. Hoffnungsvoll reiste Mutter Franziska mit den Kandidatinnen nach Rom weiter. Schwester Scholastika kam einen Tag später nach.

In Rom trat man zu einer Besprechung der wirtschaftlichen Schwierigkeiten in Amerika zusammen. Schwester Scholastika durfte daran teilnehmen, ebenso Schwester Johanna, die zur Abholung von Kandidatinnen nach Europa gekomen war. Beide Schwestern konnten von ihren Erfahrungen und Sorgen berichten. Die Mutter erzählte, wie Pfarrer Joch den Schwestern in Marshfield helfe,und regte an, ihm die Verwaltung des dortigen Hauses, vielleicht auch die Aufsicht über die Finanzen aller Häuser in Amerika zu übertragen.

"Schwester Scholastika hat mich auf die Schwierigkeit hingewiesen, daß die Häuser in Amerika zu weit vom Mutterhaus in Rom entfernt liegen. Auf meiner Visitationsreise habe ich

selbst festgestellt, wie notwendig es ist, jemanden im Land zu haben, der sich unmittelbar um die Bedürfnisse der Schwestern kümmert."

"Mir ist das auch klargeworden," fügte Monsignore Jacquemin hinzu. "Ich sehe mich bei den vielen Anfragen, die von drüben kommen, überfordert. Die Anfangsschwierigkeiten in Wichita habe ich mit eigenen Augen gesehen, was aber jetzt in den anderen Häusern zu tun ist, kann ich von hier aus nicht beurteilen. Vor nächstem Jahr werde ich nicht wieder nach Amerika fahren können. So halte auch ich die Ernennung von Pfarrer Joch für richtig. Wir müßten uns zu diesem Zweck an den zuständigen Bischof von La Crosse wenden."

Die Mutter freute sich, daß Monsignore ihre Ansicht teilte. Sie meinte:

"Pfarrer Joch könnte dann auch das Amt eines geistlichen Leiters der Schwestern übernehmen. Ich halte ihn für einen strebsamen jungen Priester. Schwester Johanna, Sie fahren doch nächsten Monat wieder hinüber. Fragen Sie bitte den Herrn Pfarrer, ob er geneigt ist, einen solchen Posten zu übernehmen."

Schwester Scholastika gefiel dieser Vorschlag nicht ganz.

"Mutter Franziska, darf ich dazu etwas bemerken? Ich habe vorhin von den Verhältnissen in Amerika berichtet. Wenn man jetzt einen geistlichen Herrn mit der Sorge für die Schwestern beauftragt, werden sie einen Rückhalt nach außen und eine Stütze in den finanziellen Sorgen haben. Auch als geistlicher Leiter mag er gut sein. Er hat aber zu wenig Einblick in unser Ordensleben. Unsere Lebensweise an die anderen Verhältnisse drüben anzupassen, kann nur von uns selbst ausgehen. Liebe Mutter Franziska, Sie haben mir in Wichita gesagt, die genaue Beobachtung unserer Regel sei vorrangig. Gerade da werden sich auf die Dauer Schwierigkeiten ergeben, und die notwendigen Überlegungen kann man sicher nicht in jedem Falle schriftlich mit Rom erledigen. Sollte nicht eine zuverlässige

Schwester für die Häuser in Amerika Vollmachten erhalten, daß sie - eventuell nach Beratung mit Herrn Pfarrer Joch - notwendige Entscheidungen treffen kann?"

Gespannt wartete Schwester Scholastika auf die Antwort. Vielleicht konnte sie doch ihr Anliegen ein wenig weiterbringen. Und wenn man auf ihren Vorschlag einging, wäre dann nicht sie die gegebene Schwester für eine solche Vertrauensstellung? Die Antwort der Mutter enttäuschte sie.

"Schwester Scholastika, ich bin Ihnen dankbar für die Anregung. Aber ich halte das unbedingte Festhalten an der Regel um der Einheit unseres Ordens willen für so wichtig, daß man alle Dinge, die das interne Leben der Schwestern betreffen, von hier aus regeln muß."

Auf Monsignore Jacquemin hatte der Vorschlag von Schwester Scholastika immerhin Eindruck gemacht.

"Ehrwürdige Mutter, ich teile Ihre Sorge um den Zusammenhalt der Gemeinschaft. Andererseits kann ich die Einsetzung einer Vikarin tatsächlich als nützlich ansehen. Wenn sie vom richtigen Geist getragen ist, wird sie sicher in Ihrem Sinne entscheiden. Durch gelegentliche Visitationen könnte das abgesichert werden. Wir müssen die Angelegenheit noch miteinander besprechen."

Schwester Scholastika freute sich, daß Monsignore auf ihre Seite getreten war. Als sie aber sah, daß nach seiner Besprechung mit der Mutter nur Schwester Johanna zu ihm gerufen wurde und auch die Mutter keine Andeutung machte, wurden ihre Hoffnungen wieder schwächer. Auf Monsignore war offenbar auch kein Verlaß. Er hätte doch ihren Namen nennen können. Bisher hatte sie ihm immer vertraut. Oder war hier ein Wandel eingetreten? Verschiedentlich rief er Schwester Johanna zu sich, einmal war sie sogar bis spät in die Nacht bei ihm. Freilich, sie sollte in der nächsten Zeit nach Amerika fahren, aber dazu waren doch keine besonderen Vorbesprechungen mit ihm nötig, es sei denn, er wollte sie zur Vikarin machen.

Am 24. November reiste Schwester Johanna mit sieben andern Schwestern nach Amerika. Beim Abschied fiel kein Wort von der Einsetzung einer Vikarin. Sie hatte nur den Auftrag, die Angelegenheit mit Pfarrer Joch zu erledigen. Gleich nach ihrer Ankunft in Marshfield ging sie zu ihm und unterbreitete die Wünsche von Mutter Franziska. Er erklärte sich bereit, die Aufgabe zu übernehmen, machte seine Einwilligung aber von der Zustimmung seines Bischofs abhängig. Auf die Mitteilung davon bat die Mutter Monsignore Jacquemin, an den Bischof zu schreiben.

Die ganze Angelegenheit verzögerte sich, da Pfarrer Joch krank geworden war und zur Erholung bei den Schulschwestern in Milwaukee weilte. La Crosse hatte inzwischen einen neuen Bischof erhalten: Monsignore Schwebach. Ihm war bekannt, daß in Wörishofen in Deutschland Pfarrer Kneipp eine neue Heilmethode mit Wasserkuren eingeführt hatte. Er empfahl Pfarrer Joch, dorthin zu gehen, um wieder zu Kräften zu kommen und nebenbei die Methode von Pfarrer Kneipp zu studieren. Vielleicht konnte man sie auch in Amerika anwenden. Im Mai 1892 fuhr Pfarrer Joch nach Wörishofen und kam im September zurück. Bei Bischof Schwebach lag das Schreiben Monsignore Jacquemins, und so ernannte er Pfarrer Joch zum Kirchenrektor und Verwalter bei den Schwestern in Marshfield.

Mitte Juni 1892 reiste Monsignore selbst wieder nach Amerika. Schwester Scholastika hatte keine Aussprache mehr mit ihm gehabt. Ein kleiner Erfolg war ihr jetzt vergönnt: an Stelle des abwesenden Monsignore wurde P.Fulgentius zu seinem Vertreter als ordentlicher Beichtvater der Schwestern vom Ordinariat ernannt. Er war Kapuziner und seit 1891 Definitor seines Ordens in Rom. Schwester Scholastika kannte und schätzte ihn. In gelegentlichen Aussprachen hatte sie bei ihm Verständnis gefunden, ihn auch der Mutter als Vertreter Monsignores vorgeschlagen.

Am 15. Dezember 1892 nahm Pfarrer Joch bei den Schwestern in Marshfield Wohnung. Schwester Johanna, die zu der Zeit

Oberin des Hauses war, tat alles, um ihm den Aufenthalt angenehm zu machen, er war doch gekommen, um zu helfen. Als Verwalter gewann er Einblick in die finanzielle Lage des Hauses und überlegte, wie sie aufgebessert werden könnte. Er dachte an seine Kenntnisse der Kneipp'schen Kuren und ging zu Schwester Johanna.

"Schwester Oberin, mir ist der Gedanke gekommen, ob wir hier nicht mit Wasserkuren beginnen können, wie ich sie von Wörishofen her kenne. Sicher kommen dann interessierte Patienten, vielleicht so zahlreich, daß sie das Haus füllen."

"Das könnte sein, Herr Pfarrer, aber die Schwestern haben doch keine Ahnung, was sie bei diesen Kuren tun müssen."

"Da kann ich helfen. Ich werde den Schwestern die Grundregeln erklären. Sie werden schnell begreifen, worauf es dabei ankommt."

Der Plan wurde durchgeführt und hatte Erfolg. Es kamen Patienten nicht nur aus Wisconsin, sondern auch aus benachbarten Staaten. Die Schwestern fanden nicht mehr die Zeit, in die Häuser zur Pflege zu gehen. Die Finanzen des Hauses waren bald gesichert, das Hospital konnte fertiggebaut und eingerichtet werden. Selbst die Schulden wurden bezahlt.

Wien

In Rom hatte Mutter Franziska den Schwestern von ihrem Besuch in Abenberg erzählt und von der Absicht gesprochen, dort eine Niederlassung zu gründen, vielleicht das Noviziat dorthin zu verlegen. Sie hatte die Schwestern aufgefordert, dieses Anliegen in ihr Gebet einzuschließen. Jetzt sollte Schwester Scholastika eine kranke Frau auf der Reise nach München begleiten und bei der Gelegenheit bei Bischof Leopold von

Eichstätt, zu dessen Diözese Abenberg gehört, vorsprechen, womöglich auch den Gesundheitsminister in München aufsuchen, um die Möglichkeiten einer Gründung in Abenberg zu erkunden. Beim Bischof hatte die Schwester einigen Erfolg. Er zog Erkundigungen bei dem Pfarrer von Abenberg ein und legte im Juli 1893 einen Vertragsentwurf über Einsatz und Eigentumsübertragung der 'Marienburg' in Abenberg vor. Der Gesundheitsminister äußerte sich zurückhaltend. Er müsse erst die Genehmigung der bayerischen Regierung einholen. Und dort blieb die Sache hängen. Man erklärte, es gebe bereits genug Schwestern im Land und man wolle den dort arbeitenden Orden nicht die Existenzgrundlage schmälern. Die gewünschte Genehmigung wurde nicht erteilt, und der Plan eines Hauses in Abenberg mußte fallengelassen werden. Erst viele Jahre später (1920) kam die Niederlassung zustande.

Im Herbst 1892 waren zwei Frauen aus Wien, Maria und Elisabeth Kuppelwieser, als Pilgerinnen nach Rom gekommen und hatten einige Tage im Mutterhaus der Schwestern Wohnung genommen. Bei der Gelegenheit sprachen sie mit Mutter Franziska.

"Schwester Oberin, wir sind sehr erbaut von dem Geist, der in Ihrem Hause herrscht. Wir haben auch gehört, wie gut Ihre Schwestern in Amerika arbeiten. Solche Schwestern müßten wir in Wien haben."

"Meine lieben Fräulein, es ehrt mich, wenn Sie einen guten Eindruck von unseren Schwestern gewonnen haben. Ich muß zugeben, daß mir an einer Niederlassung in Österreich sehr gelegen wäre. Wir brauchten notwendig ein Haus, besser, ein Noviziat in einem deutschsprachigen Land. Das Klima in Rom ist den jungen Mädchen mitunter wenig zuträglich. Unsere Versuche, nach Deutschland zu kommen, haben bisher nicht zum Ziel geführt. Sie werden verstehen, daß ich daher auch Zweifel habe, ob sich in Österreich eine Möglichkeit bietet."

"Vielleicht können wir in dieser Hinsicht etwas für Sie tun," warf Maria Kuppelwieser ein. "Wir haben Beziehungen zu höheren Kreisen in Wien. Ich selbst bin mit Kaiserin

Elisabeth bekannt. Schicken Sie ein paar Schwestern nach Wien, und wir werden sehen, was sich erreichen läßt."

Nach der Abreise der Damen teilte Mutter Franziska den Schwestern mit, daß die Vorsehung sie vielleicht nach Österreich rufe. Sie bat um eifriges Gebet in diesem Anliegen. Sie selbst besprach sich mit erfahrenen Leuten und sandte im November zwei Schwestern zur Erkundung nach Wien, auch Schwester Scholastika. Sie fuhr gern hin. Den Weg nach Deutschland kannte sie. Schon des öfteren hatte sie die Alpen überquert. Nun ging es in ein anderes Land. Als die Schwestern in Rom den Zug bestiegen, lag ein schöner, sonniger Herbstabend über der Stadt. Doch bis sie in das Gebiet der Ostalpen kamen, wurde es winterlich kalt; auf dem Semmering lag Schnee. Als sie aber in der Morgenfrühe auf dem Wiener Westbahnhof ankamen, schien es ein schöner Tag werden zu wollen. Sie wußten, daß die Damen Kuppelwieser nicht weit vom Stephansdom wohnten. Für die Straßenbahn reichte ihr Geld nicht. Sie hatten gerade noch sechs Kreuzer in der Tasche. Ein freundlicher Herr bemerkte ihre Verlegenheit und gab ihnen das Geld für die Fahrt. Vom Stephansplatz gingen sie zu Fuß zu der angegebenen Adresse.

Die Damen freuten sich über ihr Kommen und gaben ihnen ein gutes Frühstück. Dann überlegten sie, wo die Schwestern Unterkunft finden könnten und welche nächsten Schritte zu tun seien. Sie sprachen mit den Herz-Jesu-Schwestern, die ein Haus am Rennweg hatten. Sie waren bereit, die Schwestern aufzunehmen. Durch Vermittlung von Fräulein Kuppelwieser bekamen die Schwestern eine Audienz bei Kardinal Anton Joseph Gruscha, der seine Hilfe für die Gründung einer Niederlassung in Wien versprach, wenn die Regierung ihre Zustimmung gebe. Ähnlich äußerte sich Erzbischof Angerer, machte aber darauf aufmerksam, daß weder er noch der Herr Kardinal den nötigen Einfluß bei Hofe hätten. Kaiser Franz Joseph habe verschiedentlich erklärt, es gebe bereits genug Schwestern in Wien und er wolle keine neuen zulassen.

Das klang wenig verheißungsvoll. Doch die Damen Kuppelwieser gaben die Sache nicht verloren. Um in ihrem Bekanntenkreis die Aufmerksamkeit auf das Anliegen zu lenken, nahmen sie Schwester Scholastika zu einem Besuch mit. Fräulein Kuppelwieser erzählte, eine wie gute Aufnahme sie bei den Schwestern in Rom gefunden habe und daß sie sich freue, eine von ihnen vorstellen zu können. Die hochgestellten Damen sahen es nicht gerade gern, daß eine Schwester im Ordenskleid bei ihnen auftauchte. Doch wenn Fräulein Kuppelwieser sie mitbrachte, ließ sich nichts dagegen sagen, und da die Schwester nun einmal da war, wurde man neugierig und fragte sie nach ihrer Herkunft, ihrem Orden, ihrer Lebensweise. Schwester Scholastika wußte nicht recht, wie sie sich verhalten sollte. Es machte sie befangen, daß sie von Damen wie Baronin Gabis oder Baronin Coudenhove ins Gespräch gezogen wurde. So gut sie konnte, versuchte sie, die an sie gestellten Fragen nach den Regeln der Höflichkeit zu beantworten.

Es blieb nicht bei dem einen Besuch. Die offene Art der Schwester fand Gefallen, und man lud sie des öftern zu Empfängen ein. Es währte nicht lange, und sie überwand die Scheu. Sie lernte, sich in diesen Kreisen zu bewegen. Sie entdeckte in sich ungeahnte Fähigkeiten, wurde gelöster und selbstbewußter. Das wirkte sich auf ihr Ordensleben aus. Sie hielt sich für berechtigt, manche Regel freier auszulegen. Doch sie vergaß nicht, weswegen sie hier war, und bemühte sich, die Damen für ihr eigentliches Anliegen zu interssieren. Sie zeigten sich verständnisvoll und zu jeder Hilfe bereit, wiederholten aber nur, was der Erzbischof schon gesagt hatte: die Regierung wolle in Wien keine Ordensniederlassungen mehr genehmigen, besonders nicht solche einer Neugründung.

Ein glücklicher Zufall half weiter. Eines Tages fuhr der kaiserliche Wagen vor dem Herz-Jesu-Konvent vor. Ein Hofbeamter stieg aus und wünschte die Oberin des Hauses zu sprechen. Er komme mit der Bitte, eine von den römischen Schwestern in den Palast zu schicken. Baronin Coudenhove habe

einen Unfall gehabt und brauche eine Schwester zur Pflege und Massage ihres Fußes. Die Baronin war Gouvernante der Enkelin des Kaisers. Voll Freude lief die Oberin zu Schwester Scholastika.

"Schwester, Sie haben gewonnen. Das ist die Fügung Gottes."

Obwohl Schwester Scholastika nicht viel von Massage verstand, ließ sie sich doch mit dem kaiserlichen Wagen zum Palast fahren. Die Baronin empfing sie lächelnd, drückte ihr die Hand und sagte:

"Grüß Gott, liebe Schwester. Sehen Sie, was mir passiert ist."

Die Schwester machte die vom Arzt verordneten Umschläge, die alle fünf Minuten wiederholt werden mußten. Man unterhielt sich über viele Dinge und kam auch auf das Anliegen der Schwestern zu sprechen. Die Baronin versprach, bei Besuchen des Kaisers darauf anzuspielen. Als er kam, erzählte sie ihm von ihrem Mißgeschick und wie gut sie von der Schwester behandelt werde. Es wäre ein schönes Zeichen der Dankbarkeit, wenn diesen Schwestern gestattet würde, in Wien ein Haus zu haben. Der Kaiser zeigte sich entgegenkommend; er werde den Wunsch der Schwestern erfüllen. Sie sollten eine entsprechende Eingabe über den Bürgermeister an das Ministerium richten. Die Baronin schickte Schwester Scholastika zu Erzbischof Angerer, der gern mit Hinweis auf den Wunsch des Kaisers eine schriftliche Empfehlung, auch im Namen Kardinal Gruschas, gab. Damit ging die Schwester zum Bürgermeister. Als dieser das Schreiben las, sagte er:

"Österreich, und insbesondere Wien, ist überschwemmt mit Schwestern, und jetzt noch neue! Wenn allerdings der Kaiser, der Kardinal und der Bischof nichts dagegen haben, kann ich auch nichts anderes tun. Die Eingabe geht jetzt zur endgültigen Genehmigung an das Ministerium."

Voller Freude schrieben die Schwestern nach Rom. Mutter Franziska sandte sofort fünf Schwestern nach Wien und zwei

Wochen später weitere vier. So viele Schwestern konnten nicht im Herz-Jesu-Konvent bleiben. Man mietete eine Wohnung in dem Haus Bäckerstraße 14. Als Oberin der neu entstandenen Gemeinschaft und, da auch Novizinnen gekommen waren, als Novizenmeisterin wurde Schwester Scholastika ernannt.

Wieder einmal war sie Oberin. Sie dachte zurück an ihre Tätigkeit in Wichita. Wie damals sah sie in diesem Amt vor allem die Pflicht, für das Wohl der ihr anvertrauten Kommunität zu sorgen. Die Beziehungen zu den Hofdamen hielt sie aufrecht und war bestrebt, durch Mittel, die sie von dort bekam, ihren Mitschwestern das Leben leichter zu machen und nicht so streng bei den Regeln der Armut zu bleiben. Von Wichita her wußte sie freilich, daß das nicht ganz im Sinne von Mütter Franziska war. Und was wird Monsignore Jacquemin zu ihrem Verhalten sagen? Aber er war ja in Amerika, und mit seinem Vertreter konnte sie gut zurechtkommen. Sie schrieb ihm oft, und seine Antworten zeigten, daß er auf ihrer Seite stand. Ihr Verhältnis zu Monsignore war dagegen kälter geworden. Jetzt hatte er sogar durchgedrückt, daß seine Lieblingsschwester Johanna Vikarin für Amerika wurde. P.Fulgentius hatte ihr geschrieben, Mutter Franziska habe Schwester Johanna als ihre Stellvertreterin eingesetzt mit dem Recht und der Pflicht, in ihrem Namen die Filialen in Amerika sooft als nötig zu visitieren und ins Mutterhaus nach Rom zu berichten. Monsignore Jacquemin habe die Schwestern in Amerika aufgefordert, der neuen Vikarin den gleichen Gehorsam entgegenzubringen wie der Mutter Stifterin selbst. Kardinal Parocchi habe die Ernennung approbiert.

Das war zuviel für Schwester Scholastika. Dem nächsten Antwortschreiben an P.Fulgentius legte sie eine Anklage gegen Monsignore Jacquemin bei. Er mische sich in alle Angelegenheiten des Ordens ein. Selbst die Mutter könne nichts tun ohne seine Genehmigung. Die Schwestern müßten für alles und jedes bei ihm um Erlaubnis fragen. Es sei sicher nicht richtig,daß sie alle zu ihm hinliefen und stundenlange Ausspra-

chen mit ihm hätten. Schwester Johanna habe sogar bis tief in die Nacht bei ihm gesessen.

Im Frühjar 1893 waren beunruhigende Nachrichten aus Amerika gekommen. Eine Wirtschaftskrise hatte mehrere Staaten betroffen und die Stadt Wichita an den Rand des Untergangs gebracht. Pfarrer Joch berichtete von einem Besuch dort:

> Als ich in Wichita ankam, bot die Stadt ein Bild des 'Greuels und der Verwüstung'. Die Straßen waren zwar großzügig angelegt, aber jetzt vernachlässigt, die Gehsteige an vielen Stellen beschädigt. Ich erinnere mich an die Grand Avenue, auf der man Kohl gepflanzt hatte. Die Bewohner waren mutlos und niedergeschlagen.

Das Hospital blieb von der allgemeinen Not nicht verschont. Die finanzielle Hilfe der Stadt und die Almosen der Farmer blieben aus. Schwester Pia, die derzeitige Oberin, kam zu der Überzeugung, das beste sei, das Hospital aufzugeben. In diesem Sinn schrieb sie nach Rom. Mutter Franziska sandte daraufhin ein Telegramm an Pfarrer Joch, er solle das Haus verkaufen und alles regeln. Pfarer Joch begab sich nach Wichita und fand ein altes Gebäude, das sich Hospital nannte. Kein Arzt wollte dort arbeiten. Die Eigentumsverhältnisse waren verworren, die Schwestern hatten kein Geld, keinen Kredit, nichts zu heizen. Aber sie erschraken und weinten, als sie hörten, sie sollten Wichita verlassen. Hier hatten sie so viele Opfer gebracht und vielen Menschen geholfen. Sie flüchteten ins Gebet, Gott möge ihnen das Haus erhalten; sie wollten so gern dableiben. Auch für Bischof Hennessy war es ein schwerer Schlag, als ihm Pfarrer Joch das Telegramm zeigte. Er bat den Pfarrer, doch noch alles zu versuchen, und versprach zu helfen, soweit er könne.

Pfarrer Joch beeilte sich nicht mit dem Verkauf des Hauses. Er studierte genau die Verhältnisse und kam zu dem Schluß, man solle das Haus halten. Die Stadt biete trotz des armseligen Zustandes Aussichten für eine glänzende Zukunft. Er fand den Eigentümer des Hauses und kaufte es für 6.000 Dollar. Mit der tatkräftigen Hilfe von Schwester Pia brachte er die Fi-

nanzen in Ordnung. Dem Pfarrer von Wichita gelang es, Dr. Fabrique wieder für das Hospital zu gewinnen. Er war bereit, mit den Schwestern das arme Leben zu teilen, wurde der erste Chefarzt und blieb bis ins hohe Alter im Hospital tätig.

In Rom war man hoch erfreut, als Pfarrer Joch schrieb, nach genauem Studium der Situation des Hospitals sei er zu dem Schluß gekommen, es diene der Ehre Gottes und dem Wohl der Gemeinschaft, wenn die Schwestern ihre Arbeit in Wichita fortsetzten. Der Bischof war dankbar für die Wendung der Dinge. Die Schwestern in Wichita vergossen Tränen der Freude und gingen mit neuem Eifer an ihre Arbeit.

Die Wohnung der Schwestern in Rom mußte wegen Raummangels erweitert werden. Man mietete ein Stockwerk des Nachbarhauses und ließ eine Tür durchbrechen. Am Neujahrstag 1894 nahm Monsignore Jacquemin die feierliche Weihe vor.

Nach der Rückkehr Monsignore Jacquemins aus Amerika hatte P.Fulgentius sein Amt als Beichtvater bei den Schwestern wieder abgegeben. Während seiner Amtszeit hatte er bemerkt, welchen Einfluß Monsignore bei den Schwestern hatte. Vielleicht ging er darin zu weit. Da war auch noch die Anklageschrift von Schwester Scholastika. P.Fulgentius fühlte sich verpflichtet, mit dem Kardinalvikar darüber zu sprechen. Er ging hin, erwähnte seine Bedenken und legte den Brief der Schwester vor. Der Kardinal las ihn.

"Mir ist auch schon einiges zu Ohren gekommen, Herr Pater, und ich sehe mich veranlaßt, demnächst eine Visitation im Schwesternhaus durchführen zu lassen. Dabei könnte man auch feststellen, ob die Anklagen der Schwester berechtigt sind, was nicht von vornherein der Fall sein muß. Es wäre am besten, wenn ich Sie, Herr Pater Fulgentius, mit der Visitation beauftragte."

"Wenn ich dazu etwas sagen darf, Eminenz: ich fühle mich sehr geehrt durch das Vertrauen, das Sie mir schenken. Man sollte aber auf den Brief hin wohl nicht gleich eingreifen.

Die Generaloberin hat mich eingeladen, im August den Schwestern die Exerzitien zu halten. Bei der Gelegenheit wollte ich mit ihr sprechen und auf einige Dinge hinweisen. Vielleicht erübrigt sich dann die Visitation."

"Ich lasse sie auf alle Fälle durchführen, Herr Pater, will aber dann bis nach diesen Exerzitien warten. Es wird gut sein, wenn Sie inzwischen mit der Generaloberin sprechen."

Mutter Franziska war von dem, was ihr P.Fulgentius bei seinem Besuch erzählte, nicht allzusehr überrascht. Sie hatte Briefe aus Wien von den dortigen Schwestern bekommen und dadurch manches über Schwester Scholastika erfahren.

"Ich muß gestehen, Herr Pater, daß ich mir Sorgen mache um Schwester Scholastika. Sie ist als Oberin sehr tüchtig und hat ein wesentliches Verdienst daran, daß wir in Wien Fuß fassen konnten. Jetzt werden wir in der Simmeringer Hauptstraße ein Haus als Niederlassung ausbauen. Dank der Rührigkeit der Schwester arbeiten wir auch im Maria-Theresia-Hospital. Aber gerade durch ihren Tätigkeitsdrang und besonders wegen ihrer engen Beziehungen zu hochgestellten Damen hat ihr Ordensgeist nachgelassen. Sie ließ sich einreden, unsere Lebenshaltung sei zu streng, und das wirkt sich auf die Kommunität aus. Ich habe ihr geschrieben und versucht, sie zu bessern. Nach ihrer Antwort zweifle ich an einem Erfolg. Eigentlich wollte ich sie als Oberin abberufen, aber wen kann ich an ihre Stelle setzen? Sie hat Beziehungen zum Herrn Weihbischof, die für uns sehr nützlich sind. Bald werde ich selbst nach Wien fahren müssen, um die Ordnung wiederherzustellen. Aber dann diese Anklage gegen Monsignore Jacquemin! Sie ist natürlich unberechtigt. Man sollte sie gar nicht beachten."

"Das kann ich nicht, Ehrwürdige Mutter. Im Gegenteil: ich fühlte mich verpflichtet, die Angelegenheit dem Herrn Kardinalvikar vorzutragen."

"Aber, Hochwürdiger Herr Pater, da tun Sie Monsignore unrecht. Ich werde mich selbst an den Herrn Kardinalvikar wenden, um die Sache richtigzustellen."

Doch bevor die Mutter etwas in dieser Richtung unternehmen konnte, erhielt sie aus Bamberg die Nachricht, ihr Vater sei schwer erkrankt. Sie machte sich sofort auf die Reise. Als sie in später Nacht am 9. Juni 1894 ankam, war der Vater zwei Stunden zuvor verschieden. Mutter Franziska blieb eine Woche in Bamberg, um ihre Mutter und die Geschwister über den schweren Verlust zu trösten. Dann reiste sie sofort nach Wien, wo sie am 20. Juni ankam.

Die Schwestern hatten sich in dem neuen Haus gut eingerichtet, aber der Geist, der in der Gemeinschaft herrschte, gefiel der Mutter nicht. Sie stellte Schwester Scholastika zur Rede, fand aber wenig Gehör. Die Schwester beharrte darauf, daß man den Lebensstil der Schwestern den Verhältnissen anpassen müsse. Sie beklagte sich über das mangelnde Vertrauen, das man ihr schenke. Die Mutter erklärte ihr allen Ernstes, daß sie sie eigentlich als Oberin absetzen müsse. Aber das sei aus mancherlei Gründen vorerst nicht möglich. Als Novizenmeisterin werde sie aber ab heute durch Schwester Valeria abgelöst.

Alle Mißstimmungen wurden überdeckt, als gerade in diesen Tagen das lang erhoffte Schreiben der österreichischen Regierung eintraf mit der amtlichen Mitteilung, die Schwestern von der Schmerzhaften Mutter dürften in Österreich arbeiten mit dem Mutterhaus in Wien. Auf der Rückreise nach Rom dachte Mutter Franziska aber wieder an das Problem um Schwester Scholastika. Daß sie Monsignore nicht liebte, war der Mutter bekannt. In allem aber, was den Orden anging, konnte man sich auf sie verlassen. Vielleicht hatten die Ermahnungen doch Erfolg. Sie entschloß sich, vorläufig von einer Absetzung abzusehen.

Die Schwester tritt aus

Im Laufe des Juli kam ein Schreiben vom Kardinalvikar, in dem die Visitation des Mutterhauses angekündigt wurde. P.Fulgentius war damit beauftragt und sollte sie im Anschluß an die von ihm gehaltenen Exerzitien vornehmen. Zu den Exerzitien war auch Schwester Scholastika mit anderen Schwestern und Novizinnen von Wien nach Rom gekommen. Als die Tage des heiligen Schweigens zu Ende waren, fanden sich alle Schwestern bei einem frohen Essen zusammen. Auch P.Fulgentius nahm daran teil. Schwester Clarella erzählt:

> Als P.Fulgentius bemerkte, daß Schwester Scholastika nicht mit uns speiste, fragte er die Mutter, wo die Schwester sei. Die Mutter schickte mich, Schwester Scholastika zu rufen. Ich fand sie in ihrem Zimmer und sagte ihr, man wünsche, daß sie zum gemeinsamen Essen käme. Sie erklärte, sie komme nicht. Ich spürte, daß da etwas zwischen ihr und der Mutter nicht stimmte. Als ich den Bescheid ausrichtete, sagte niemand etwas, auch P.Fulgentius schwieg.
>
> Später gab mir die Mutter den Auftrag, Schwester Scholastika und eine andere Schwester, die nach Wien zurückfuhren, dorthin zu begleiten. Die Mutter ging mit uns zum Bahnhof. Bevor wir den Zug bestiegen, verabschiedete sie sich von einer jeden von uns. Schwester Scholastika wollte der Mutter aber die Hand nicht reichen. Ich dachte darüber nach, während wir schon fuhren. Es mußte doch eine ernste Unstimmigkeit vorliegen, und mir kamen die Tränen. 'Hören Sie auf zu weinen, Schwester! Sonst muß ich Sie von Wien gleich wieder zurückschicken', fuhr mich Schwester Scholastika an.

Im Anschluß an die Exerzitien nahm P.Fulgentius die Visitation vor. Er überprüfte die Haus- und Tagesordnung und befragte alle Schwestern, ob sie mit der Mutter Generaloberin zufrieden seien, auch, wie oft und wann sie zu ihrem Beichtvater, Monsignore Jacquemin, gingen. Am 28. August 1894 reichte er seinen Bericht ein. Darin hieß es, Monsignore Jacquemin übe einen zu großen Einfluß auf die Generaloberin aus, da sie ihm blind gehorche, er auch keinen Widerspruch dulde. Das sei nicht gut für die Entwicklung des Ordens. Die Leitung müsse

dem Generalat überlassen bleiben. Als Beichtvater sei Monsignore Jacquemin abzusetzen, auch soll seine Wohnung von dem Haus der Schwestern völlig getrennt sein. Als geistlicher Leiter dürfe er, wenn auch mit Einschränkungen, weiterhin tätig bleiben und die Verwaltung führen.

Das Vikariat entzog daraufhin Monsignore Jacquemin die Beichtvollmacht für die Schwestern und legte ihm die geforderten Vorschriften bezüglich der Wohnung auf. Eine entsprechende Mitteilung ging an die Generaloberin.

Mutter Franziska war von der Entscheidung schmerzlich berührt. An Pfarrer Joch schrieb sie:

> Hochwürdiger Herr, von Seite des Vikariates in Rom wurde mir eröffnet, daß Monsignore Jacquemin nach den Kirchensatzungen die Stellung bei den Schwestern verlassen müsse. Die Schwestern erfahren von mir nur, daß er einige Zeit von uns abwesend ist... Diese äußere Trennung bewirkt innere Heiligung. Die demütige Unterwerfung unter die kirchliche Autorität wird uns Segen bringen, und nach kurzer Zeit wird alles wiedergewonnen sein. Wir halten täglich drei Anbetungsstunden um Licht und Hilfe.

Dann ging sie zu Monsignore Jacquemin.

"Hochwürdigster Herr, ich bekam die Nachricht vom Vikariat, daß Sie abgesetzt seien. Ich kann Ihnen nicht sagen, wie leid mir das tut. Ich hatte zwar von den Verdächtigungen gehört, die gegen Sie vorgebracht wurden, und wollte deswegen mit dem Herrn Kardinalvikar sprechen, war aber bisher verhindert. Ich hoffe, Monsignore werden selbst gegen die ungerechten Anklagen Stellung nehmen."

"Nein. Ich werde nichts in dieser Richtung tun. Da ich jetzt nicht mehr Beichtvater Ihrer Gemeinschaft bin, werde ich auch meine Wohnung hier verlassen und versuchen, eine andere zu mieten. Lassen wir es gehen, Ehrwürdige Mutter, es ist alles gut. Ich weiß, woher die Verdächtigungen kommen. Sie sind falsch. Die Richtigstellung überlasse ich aber der göttlichen Vorsehung."

"Ich bewundere Ihre Einstellung, Hochwürdigster Herr. Ich kann Ihnen nur versichern, daß Ihnen meine tiefste Hochachtung bleibt. In Gebet und Opfer will ich versuchen, Ihnen in dieser Demütigung beizustehen. Im übrigen hoffe ich fest, daß Sie wieder zurückkommen werden."

Mutter Franziska war der festen Überzeugung, daß hier nur ein Irrtum vorliege. Sie ließ daher während der Abwesenheit des Monsignore für ihn im Mutterhaus eine passende Wohnung mit getrenntem Eingang einrichten.

Jetzt gab sich auch die Gelegenheit, mit dem Kardinalvikar zu sprechen. Sie erklärte ihm, die Anschuldigungen Schwester Scholastikas seien unbegründet, ja ungerecht. Sie bitte sehr darum, ihnen ihren geistlichen Vater wiederzugeben.

"Sie mögen recht haben, Schwester Generaloberin," erklärte der Kardinal. "Der Rektor vom Campo Santo, Monsignore de Waal, sagte mir, er habe einen Brief von einer Schwester aus Wien bekommen, in dem sie ihn bat, Monsignore Jacquemin zu verteidigen. An den Verdächtigungen ist also wohl nichts daran. Damit ist aber nicht alles aus der Welt geschafft. Die Visitation hat andere Mißstände aufgedeckt. Monsignore Jacquemin ist mir da noch einige Erklärungen schuldig."

"Es ist meine Überzeugung, Eminenz, daß Monsignore immer in bester Absicht gehandelt hat. Er hat uns gut geführt, und die Schwestern gehen gern zu ihm beichten."

"Als Beichtvater kann ich ihn nicht belassen. Ich will Ihnen aber entgegenkommen, Schwester Generaloberin. Da seine Wohnung bei Ihnen jetzt einen getrennten Eingang hat, kann er wieder zu Ihnen kommen. Ich werde gleich ein entsprechendes Schreiben an ihn aufsetzen lassen."

Zur großen Freude aller kehrte Monsignore Jacquemin am 7. September 1894 ins Mutterhaus zurück.

Für Schwester Scholastika war es eine Genugtuung gewesen, daß nach der Visitation Monsignore Jacquemin als Beichtvater

abgesetzt wurde. Sie hatte aber mehr erwartet. Daß sie als Novizenmeisterin durch Schwester Valeria ersetzt worden war, gefiel ihr zwar nicht, aber sie war der Meinung, dies sei nur eine vorbereitende Maßnahme gewesen. Sie wußte nämlich, daß P.Fulgentius vorhatte, sie als Generaloberin anstelle von Mutter Franziska vorzuschlagen. Aber nichts dergleichen geschah. Was sie nicht wußte: Schwester Valeria hatte von den Absichten des Paters gehört und mit Mutter Franziska darüber gesprochen. Die Mutter hatte ihr erklärt, sie halte Schwester Scholastika für den Posten einer Generaloberin für völlig ungeeignet. Durch Schwester Valeria ließ sie P.Fulgentius ausrichten, sie werde alles tun, eventuell bis zum Heiligen Vater gehen, um das zu verhindern. Schwester Scholastika erfuhr davon, und ihr Unmut wuchs.

Mutter Franziska ahnte, in welcher inneren Verfassung Schwester Scholastika nach Wien zurückgegangen war. Es mußte etwas geschehen. Zugleich drückte sie aber die Sorge um die Häuser in Amerika. Es ging nicht nur um die finanziellen Nöte, in die einige Häuser gerieten; da konnte sie sich weitgehend auf Pfarrer Joch verlassen. Belastender waren Personalfragen. In letzter Zeit waren viele neue Schwestern nach Amerika geschickt worden. Ihr richtiger Einsatz erforderte Klugheit und Menschenkenntnis. Pfarrer Joch hatte bereits den Wunsch geäußert, die Mutter solle bald wieder hinkommen. Wien war im Augenblick wichtiger, Amerika mußte abgesagt werden. Wenn sie aber nach Wien fahren wollte, brauchte sie in Rom eine Vertretung. So schrieb sie an Pfarrer Joch:

> Hochwürdiger Vater Joch! Die Ordensverhältnisse in Wien erfordern dringend für einige Zeit meine Anwesenheit dortselbst. An eine Amerikareise ist für jetzt nicht zu denken. Unser Ehrwürdiger Vater, welcher sich Ihnen in Ehrfurcht empfehlen läßt, hielt es für das beste, Schwester Johanna jetzt nach Rom zu berufen, damit sie in meiner Abwesenheit meine Stelle im Mutterhaus vertrete und im Juni wieder nach Amerika zurückkehre. Heute ging ein Telegramm nach Marshfield mit den Worten: 'Johanna come Rome!'

Die Dinge in Wien hatten sich zugespitzt. Die Mutter hatte erfahren, daß sich zwischen Schwester Scholastika und Schwester Dolorosa eine ungünstige Freundschaft entwickelte, und diese Schwester nach Rom zurückgerufen. Das gab Schwester Scholastika den Rest. Lieber wollte sie austreten, als sich von ihrer Freundin trennen. Und wenn sie ging, würde sie Schwester Dolorosa mitnehmen. Am 9. Februar 1895 war es so weit. Schwester Scholastika hatte eine kleine Kapelle im Haus einrichten lassen, die morgen eingeweiht werden sollte. Das wollte sie nicht mitmachen. Während die Schwestern beim Abendgebet waren, verließ sie mit fünf anderen Schwestern in weltlichen Kleidern den Konvent. Eine ihrer Begleiterinnen, Schwester Clarella, erzählt davon:

> Als ich eines Abends nach Hause kam, sagte mir Schwester Scholastika, wir müssen die Kommunität verlassen. Ein paar Tage später fuhr Schwester Scholastika mit vier anderen Schwestern, darunter auch ich, nach München. Eine andere Schwester kam einige Tage später nach. Noch in Wien legten wir den Habit ab und kleideten uns als Damen. Nach zwei Tagen in München ging ich nach Hause zu meinen Eltern. Der dortige Pfarrer hatte meine Schwester nach München geschickt, um mich abzuholen. Ich wußte nicht, daß Schwester Scholastika an den Pfarrer geschrieben hatte. Der Pfarrer sagte mir, er nehme an, in meinem Konvent sei etwas nicht in Ordnung. Ich solle in einen anderen Orden eintreten, am besten in den, in dem sich seine Schwester als Ordensfrau befinde. Ich antwortete ihm, ich möchte in meinen Konvent zurückgehen. So schrieb ich einen Brief an Mutter Franziska, ich hätte den Wunsch zurückzukommen, sie solle meine Gelübde nicht annullieren. Anstelle einer Antwort erhielt ich einen Brief des zuständigen Pfarrers in Wien: der Kardinalvikar in Rom habe verfügt, die in Wien ausgetretenen Schwestern dürften nicht wieder aufgenommen werden. Nur ich sei ausgenommen. Die Unerfahrenheit meiner siebzehn Jahre ließ man als Entschuldigungsgrund gelten. In Begleitung meiner Schwester und eines Verwandten fuhr ich nach Wien zurück. Mutter Franziska, die sich dort befand, nahm mich liebevoll auf und stellte keine Fragen. Sie nahm mich mit nach Rom, und im Mai wurde ich nach Amerika geschickt.

Vom Austritt Schwester Scholastikas wurde das Mutterhaus durch ein Telegramm benachrichtigt. Der Schrecken war groß. Mutter Franziska bewahrte die Ruhe und erklärte, die göttli-

che Vorsehung lasse solche Prüfungen zu, um alle zu größerer Treue und Wachsamkeit zu rufen.

"Wir wollen für die weggegangenen Mitschwestern beten und Sühne leisten. Deswegen halten wir bis auf weiteres jeden Abend eine Andacht und singen das Miserere."

Schwester Scholastika lebte elf Jahre in München als armes Dienstmädchen. Sie schrieb vorwurfsvolle, ja beleidigende Briefe an Mutter Franziska und Monsignore Karpf nach Wien, bereute aber später ihren Austritt und faßte ihr entbehrungsreiches Leben als Buße und Sühne auf. Schließlich bat sie um Wiederaufnahme in den Orden und durfte mit päpstlicher Dispens zurückkehren. Sie lebte als willige und opferbereite Schwester von allen geachtet noch dreißig Jahre im Orden und starb 1937 in Wien eines erbaulichen Todes.

Sobald Schwester Johanna von Amerika her nach Rom kam, machte sich die Mutter zusammen mit sechs Schwestern nach Wien auf. Sie fand die Kommunität in großer Verwirrung, denn es war ja die Oberin, die sie verlassen hatte. Mit ihrer ruhigen, verzeihenden, aber bestimmten Art gelang es der Mutter, wieder Ordnung ins Gemeinschaftsleben zu bringen, die Schwestern zu trösten und zu ermutigen. Als neue Oberin setzte sie Schwester Valeria ein.

Die Mutter blieb etwa zwei Monate in Wien, um auch die letzten Folgen der von Schwester Scholastika eingeführten Lockerungen zu beseitigen und den Ordensgeist wieder zu beleben. Während dieser Zeit wurde den Schwestern ein Haus in Kukus, Diözese Königgrätz, angeboten. Die Mutter fuhr hin und leitete die Neugründung in die Wege. Am 19. April 1895 kehrte sie nach Rom zurück. Das Haus in Kukus wurde zwei Jahre später durch einen Brand zerstört, die Schwestern kehrten nach Wien zurück.

Noch einmal Amerika

In Amerika arbeiteten die Schwestern jetzt in sechs Krankenhäusern, einem Sanatorium, zwei Schulen und einem Waisenhaus. Nach der Abberufung von Schwester Johanna fühlte sich Pfarrer Joch verunsichert und bat nochmals die Mutter, möglichst bald nach Amerika zu kommen. Sie schrieb ihm, Monsignore Jacquemin werde mit Schwester Johanna und dreizehn Schwestern in nächster Zeit nach drüben abreisen, sie selbst werde nachkommen. Die erste Gruppe bestieg am 20. Mai 1895 das Schiff und kam am 1. Juni in New York an. Die Mutter folgte am 7. August. Dieses Mal begleiteten sie einundzwanzig Schwestern. Am 20. August landeten sie in New York. Schwester Johanna und Schwester Seraphina hatten es sich nicht nehmen lassen, zusammen mit Pfarrer Joch die Mutter zu empfangen.

Schwester Johanna fühlte sich erleichtert, die Sorgen, die sie als Vikarin bedrückten, an Ort und Stelle mit der Mutter besprechen zu können.

Besonders freute sich Pfarrer Joch. Es gab vieles, was er der Mutter zeigen wollte und was nicht ohne sein Zutun entstanden war, vor allem die im Mai eröffnete Niederlassung in Denville (New Jersey). Ihm war es zu verdanken, daß man dort ein Kneipp-Sanatorium errichten konnte. Unwillkürlich kam ihm jener Wintertag in Erinnerung, an dem er dort mit zwei Benediktinerpatres auf dem zugefrorenen See gestanden und vor Begeisterung ein deutsches Lied in die kalte Luft geschmettert hatte.

Eigentlich war alles einem reinen Zufall zu verdanken. Pfarrer Joch hatte einen befreundeten Kapuziner, P.Bonaventura, in Fond du Lac (Wisconsin) besucht. Der Pater erzählte von seinen Reisen, die er durch die Häuser seines Ordens hatte machen müssen. Mit seinem Freund, einem Abt aus Newark, sei er häufig zur Erholung in einen Ort namens Denville gegangen. Beiläufig meinte er:

"Das halte ich für einen idealen Ort, um Wasserkuren zu machen."

Die Bemerkung ließ Pfarrer Joch aufhorchen.

"Glauben Sie, man könnte dort ein Sanatorium für solche Kuren einrichten?"

"Ja. Ich wüßte sogar ein geeignetes Grundstück."

P.Bonaventura fertigte schnell eine Skizze an, die in groben Zügen das Gelände mit Haus, Fluß und See darstellte.

"Wir müßten uns natürlich mit den Benediktinern in Newark in Verbindung setzen, denn ihnen gehört das Haus. Soviel ich weiß, haben sie keine rechte Verwendung dafür. Ich habe vor, in einigen Tagen nach New York zu fahren. Wenn Sie mich begleiten könnten, würden wir von dort nach Newark zu den Benediktinern weiterreisen."

In Newark ging es rasch. Der Abt war nur zu gern bereit, das Anwesen loszuwerden. Sei Plan war gewesen, dort ein Kolleg zu errichten, aber das hatte sich als unmöglich erwiesen. Das Haus blieb ihnen wie ein Schwarzer Peter in den Händen. Schließlich hatten sie es einem Farmer verpachtet.

Dann war man nach Denville gefahren, um das Haus zu besichtigen. Der Farmer benutzte es als Lagerschuppen, es war heruntergekommen und machte keinen einladenden Eindruck. Aber Pfarrer Joch sah es im Geiste renoviert und als Kurhaus eingerichtet. Und als er dann den Fluß und den See erblickte, konnte er nicht anders als vor Freude singen.

Es folgte der Besuch bei Bischof Wigger von Newark. Ihm gefiel die Absicht, dort ein Schwesternhaus zu errichten, und er bot jegliche Hilfe an.

Pfarrer Joch schrieb nach Rom. In begeisterten Worten sprach er von der Möglichkeit, in Denville das erste Sanatorium nach Kneipp in Amerika zu errichten; es könnte ein zweites Wörishofen werden. Mutter Franziska ließ sich beeindrukken und vertraute dem klugen Urteil des Pfarrers. So gab sie

die Genehmigung. Er selbst dürfe sich die Schwestern aussuchen, die er für geeignet halte,die Arbeit dort zu übernehmen. Sieben Schwestern erklärten sich bereit mitzugehen. Nach einer gemeinsam gefeierten heiligen Messe in Oshkosh traten sie unter Führung von Pfarrer Joch am 21. Mai 1895 die Reise nach Denville an. Auf dem Weg vom Bahnhof zum Haus blieb er stehen, wies auf das vor ihnen liegende Gelände und rief:

"Das hier vor uns, das wird nun euer neues Heim sein!"

Die Schwestern waren nicht gerade entzückt beim Anblick dieses Hauses. Es hatte lange unbewohnt gestanden. Fenster und Türen waren zerbrochen, und Wind und Wetter hatten das Weitere getan. Es wimmelte von Ungeziefer; Mäuse und Ratten betrachteten das Haus als Eigentum und Tummelplatz. Aber die Schwestern ließen sich nicht entmutigen. Sie gingen sofort an die Arbeit, es wohnlich zu machen. Mit Stroh, das sie vom Farmer bekamen, richteten sie sich Schlafgelegenheiten im Dachgeschoß ein. Dann setzten sie einen Raum instand, der seinerzeit von den Benediktinern als Kapelle verwendet worden war. Da standen noch der Altar und ein paar wacklige Gestelle. Alles wurde gereinigt, die Figuren der Schmerzhaften Mutter und des heiligen Josef auf die Gestelle gesetzt und deren unschönes Aussehen mit Handtüchern verhüllt. Leere Weinflaschen, die sie im Keller fanden, dienten als Kerzenständer. So feierte man, so gut es ging, am Tag nach der Ankunft das Fest Christi Himmelfahrt. Bald danach erschienen Handwerker, um das Notwendigste in Ordnung zu setzen. Pfarrer Joch besorgte die wichtigsten Einrichtungsgegenstände.

Vergangen waren all diese Mühen, und für Pfarrer Joch kam jetzt der große Augenblick, sein Werk der Mutter zu zeigen. In Hochstimmung führte er die Schwestern zum Bahnhof in Hoboken und bestieg mit ihnen den Zug nach Denville. Die Schwestern waren ein wenig bestürzt, als sie ausstiegen und diesen Ort sahen. Er bestand nur aus ein paar kleinen Häusern und Lagerschuppen. Bis zum Schwesternhaus war es ein ziemlich weiter Weg. Von dort hatte man ein Pferd mit einem Wägelchen ge-

schickt, so daß wenigstens Mutter Franziska und Pfarrer Joch fahren konnten.

Die Schwestern im Haus freuten sich über den Besuch der Generalmutter. In den vorausgehenden Tagen hatten sie sich bemüht, das Äußere des Hauses zu verschönen, indem sie überall grüne Girlanden aufgehängt hatten. Die angekommenen Schwestern begaben sich in die Kapelle, um den eucharistischen Heiland zu begrüßen. Zum Essen und Schlafen war es in dem kleinen Haus für so viele reichlich eng, aber die neuen Schwestern spürten den guten Geist der Kommunität, fühlten sich glücklich und zufrieden, und es machte ihnen nichts aus, in der Küche oder auf einem Gang zu übernachten.

Nach wenigen Tagen begaben sich fünfzehn Schwestern und Kandidatinnen auf die Reise nach Marshfield. Mutter Franziska blieb noch zwei Wochen da. In dieser Zeit gewann sie Einblick in die Verhältnisse des Hauses. Wenn auch manches noch primitiv und klein war, so waren doch schon vom ersten Tag an Patienten gekommen. Pfarrer Joch hatte dafür gesorgt, daß die Presse über das neu gegründete Sanatorium mit Kuren nach Kneipp berichtete. Selbst in New Yorker Zeitungen wurde das Haus in Denville als Erholungsheim empfohlen.

Von den Patienten erfuhr Mutter Franziska, was für sie getan wurde, sah es aber auch von seiten der Schwestern. Da gab es einige Dinge, die ihrem leiblichen und geistlichen Wohl weniger zuträglich waren. Für die von der Kneippkur geforderten Güsse und Wickel brauchte man kaltes Wasser. Viele Patienten waren zu schwach, um in den Fluß zu steigen. So mußten die Schwestern Wasser in großen Behältern aus dem Fluß holen. Im Sommer erwärmte es sich zu schnell, also waren Eisblöcke zur Kühlung nötig, und sie mußten mitunter bis in den zweiten Stock hinaufgetragen werden. Auch die Küche hatte es nicht leicht. Schwester Agnes klagte:

"Zu der Kur gehört außer den Wasserbehandlungen noch eine eigene Kost. Alle möglichen Kräuter müssen wir haben um Tee daraus zu kochen oder für Kräuterbäder, auch besonderes Mehl für das Vollkornbrot."

Die Betreuung der Patienten war ein weiteres Problem. Gewiß führten die Schwestern die Wasseranwendungen nur bei weiblichen Kranken durch, aber auch da war manches nach Ansicht der Mutter reichlich amerikanisch und modern. Ihr kamen Bedenken, und sie machte Pfarrer Joch einige Andeutungen, aber er wies nur darauf hin, wie bereitwillig, ja freudig sich die Schwestern einsetzten. Besonders lobte er Schwester Wendelina:

"Mit ihrem gewinnenden Lächeln zaubert sie alle Krankheiten und Unzufriedenheiten weg. Die Patienten sind dankbar und kommen immer wieder her."

Für jetzt ließ es Mutter Franziska dabei bewenden. Sie wollte erst die anderen Stationen besuchen. Wenn sie später wieder hierher kam, würde sie mit Pfarrer Joch darüber sprechen.

Anfang September 1895 fuhr sie mit einer Gruppe von Schwestern nach Marshfield. Die weite Bahnfahrt machte ihr viel zu schaffen; sie fühlte sich krank und mußte alle Kraft zusammennehmen, um durchzuhalten. Auf keinen Fall wollte sie die in Marshfield beginnenden Exerzitien versäumen. Als sie hinkam, wurde sie herzlich aufgenommen, und die Freude über den guten Geist dieser Gemeinschaft und den Eifer der Schwestern richteten sie wieder auf. Die Exerzitien hielt Monsignore Jacquemin. Sie endeten am 15. September mit der Feier der Einkleidung und Profeß in der Kapelle des Hospitals. Mehrere Schwestern legten die ersten Gelübde ab, Schwester Sophronia und Josephina die ewigen, fünfzehn Postulantinnen wurden eingekleidet. Über das anschließende Festessen berichtet Schwester Cyrilla:

> Diejenigen von uns, die eingekleidet waren oder die ewigen Gelübde abgelegt hatten, nahmen das Mittagessen im Speiseraum der Kneippanstalt ein. Monsignore Jacquemin hatte den Ehrenplatz in der Mitte des Tisches. Zu seiner Rechten nahmen Mutter Franziska, die zwei Schwestern, die die ewigen Gelübde, und jene, die die ersten abgelegt hatten, Platz. Links von Monsignore saß Pfarrer Eisen, der wegen seiner Scherze bekannt war, dann Herr Klinkhammer, der Leiter der Wasserkuren, und Herr Oswald, der Vater einer Novizin. Die neuen Novizinnen saßen an einem andern Tisch mit Herrn Dr. Schmitz an der Spitze.

Die Festfreude hielt an, denn am 17. September, dem Fest der Stigmata des heiligen Franziskus, beging die Mutter ihren Namenstag, und am Sonntag danach wurde das Fest der Schmerzhaften Mutter vom ganzen Konvent feierlich begangen.

Im Betrieb des Hospitals hatte sich einiges geändert. Seit Pfarrer Joch nach Denville gegangen war, hatten die Wasserkuren, die dem Haus während der ersten Zeit von großem Nutzen gewesen waren, an Anziehungskraft verloren. Die Zahl der Kurgäste ließ nach. Die Ärzte sahen, daß das Hospital als mitten in der Stadt gelegenes allgemeines Krankenhaus wachsende Bedeutung gewann. Beide, Kurhaus und Krankenhaus, ließen sich auf die Dauer nicht nebeneinander halten. Man wollte mit den Kneippkuren aufhören. Mutter Franziska erklärte sich einverstanden, und das Haus konnte sich jetzt zu einem mit allen modernen Einrichtungen versehenen Krankenhaus entwickeln.

In Marshfield erhielt die Mutter einen Brief von Pfarrer Joch, in dem er um weitere Schwestern für Denville bat. Besonderen Wert legte er auf Schwester Cornelia, die zu dieser Zeit in Oshkosh war. Mutter Franziska wollte ihm den Wunsch erfüllen und gab Schwester Bonifatia, der Oberin von Oshkosh, den Bescheid, diese Schwester nach Denville zu schicken.

Mit der Absicht, die Niederlassungen in Oshkosh und Menomonie zu besuchen, verließ die Mutter Marshfield. Auf der Reise wollte sie zwei auf die Initiative Pfarrer Jochs hin eröffnete Häuser kennenlernen: das Sacred Heart Hospital in Tomahawk und das St.Mary's Hospital in Rhinelander. Nach Tomahawk nahm sie Schwester Petrina mit als Englischlehrerin der dortigen Schwestern. In Tomahawk wie in Rhinelander hielt Monsignore Jacquemin die Exerzitien mit anschließender Profeßfeier.

Ende Oktober kam die Mutter mit Monsignore in Oshkosh an. Der Oberarzt im StMary's Hospital freute sich, den geistlichen Direktor der Schwestern kennenzulernen und ein paar Worte mit der Generaloberin sprechen zu können. Mutter Fran-

ziska erinnerte sich daran, wie sie vor vier Jahren zum ersten Mal hierhergekommen war und mit zwei Schwestern in einem alten Haus mit dem Hospital begonnen hatte. Jetzt stand hier ein neues Gebäude, und sie dankte Gott von Herzen für das Aufblühen nach dem armseligen Anfang. Erstaunt war sie, hier Schwester Cornelia anzutreffen. Sie wandte sich an die Oberin:

"Schwester Bonifatia, warum wurde Schwester Cornelia nicht nach Denville geschickt, wie ich angeordnet hatte?"

Die Oberin geriet ein wenig in Verlegenheit.

"Sie müssen verzeihen, Ehrwürdige Mutter, aber unsere zwei besten Ärzte kamen zu mir mit der Bitte, die Schwester hier zu lassen; sie sei für die Entwicklung des Krankenhauses unbedingt nötig. Ich gab nach in der Hoffnung, mit Ihrem Einverständnis eine andere Schwester nach Denville schicken zu können."

Mutter Franziska war das unangenehm. Pfarrer Joch wird es nicht recht sein, wenn sie seinen Wunsch nicht erfüllte. Da kam ein Telegramm von Schwester Johanna, der Oberin in Denville: "Schickt Cornelia nicht her."

Die Mutter kannte Schwester Johanna zu gut, um nicht ernste Gründe für ihre Ablehnung anzunehmen. Sie besprach sich mit Monsignore Jacquemin, und er erklärte sich bereit, dem Pfarrer zu schreiben. Er teilte ihm mit, Mutter Franziska habe seinen Wunsch erfüllen wollen und Schwester Bonifatia den Auftrag gegeben, wenn es möglich sei, Schwester Cornelia nach Denville zu schicken. Die Umstände in Oshkosh und ein Telegramm von Schwester Johanna hätten sie aber veranlaßt, ihren Auftrag zurückzuziehen und die Schwester hier zu behalten. Er schloß mit den Worten:

> Bei dieser Sachlage werden Hochwürdiger Father Joch wohl nicht wünschen, daß die Schwester Oshkosh verlasse.

Einige Tage später schrieb Mutter Franziska selbst Pfarrer Joch. Sie dankte ihm für die schwere Verantwortung, die

er mit seinem Amt übernommen habe, und äußerte ihr Bedauern, daß sie ihm Schwester Cornelia nicht schicken könne, wie gern sie es auch täte. Er könne dafür eine Schulschwester auswählen, dann bekäme er sogar eine, die Englisch spreche. Es blieb Pfarrer Joch nichts anderes übrig, als auf Schwester Cornelia zu verzichten.

Von Oshkosh fuhr Mutter Franziska nach Menomonie. Auch hier dachte sie an die Opfer, die bei der Eröffnung des Hauses gebracht wurden, und sah jetzt den Segen, der daraus erwachsen war. Sie konnte nicht ahnen, daß die Schule 1896 geschlossen und die Niederlassung zwei Jahre später aufgegeben wurde.

Die Mutter hatte alle Stationen in Wisconsin besucht. Als nächstes stand Wichita in Kansas auf dem Programm. Es war eine weite und beschwerliche Reise dorthin (1.3oo km), aber sie brauchte nicht allein zu fahren: Monsignore und einige Schwestern begleiteten sie. Bischof Hennessy begrüßte den hohen Besuch und sprach seinen besonderen Dank dafür aus, daß das St.Francis Hospital nicht, wie in der Zeit der Wirtschaftskrise geplant war, aufgegeben wurde und dank des Eifers der Schwestern wieder aufblühte.

Nach Abschluß der Exerzitien in Wichita und Aleppo und Entgegennahme der Gelübdeerneuerung der Schwestern blieb noch der Besuch in Denville. Mitte Dezember 1895 reiste die Mutter mit Monsignore dorthin. Das Weihnachtsfest war ein großer Tag für das Sanatorium. Da waren alle beisammen: Mutter Franziska, Monsignore Jacquemin, Pfarrer Joch und Schwester Johanna, die Oberin des Hauses. Man feierte mit viel Freude und in bestem Einvernehmen.

In den nächsten Tagen galt das Interesse der Mutter wieder den Verhältnissen im Haus. Ihr kamen die gleichen Bedenken wie bei ihrem letzten Besuch. Vielleicht sollte man doch die Arbeit in einem solchen Sanatorium aufgeben. Ein neues Vorkommnis verschärfte die Situation.

Da war eine junge Schwester, Clarella, die nicht ganz gesund war und unter häufigem Nasenbluten litt. Um den Grund festzustellen, sollte sie ärztlich untersucht werden. Vielleicht war der Arzt gerade nicht anwesend, jedenfalls erklärte sich Pfarrer Joch bereit, eine allgemeine Untersuchung vorzunehmen. Er lud Mutter Franziska ein, dabei anwesend zu sein. Es gefiel ihr nicht, daß ein Geistlicher solche Dinge tat. Als er die Schwester auch noch den Oberkörper frei machen ließ, um die Lunge abzuhören, empfand die Mutter das als absolut ungehörig. Sie fühlte sich im Gewissen verpflichtet, Maßnahmen zu ergreifen, daß sich solche Vorkommnisse nicht wiederholten. Wieder fragte sie sich, ob man die Tätigkeit der Schwestern in Denville nicht ganz aufgeben solle.

Gerade um diese Zeit hatte ein Missionar, P.Anton Jöhren, der im Staat Washington tätig war, den Schwestern von der Schmerzhaften Mutter angeboten, eine Mädchenschule in Uniontown (Washington) zu übernehmen. Mutter Franziska erschien das wie ein Fingerzeig von oben. Sie hoffte, das Interesse Pfarrer Jochs dafür zu gewinnen. Vielleicht würde es ihm Freude machen, die Aufsicht über ein solches Erziehungsinstitut zu übernehmen, und man könnte ihn dazu bringen, das Sanatorium aufzugeben. Sie ging zu ihm.

"Hochwürdiger Vater, mir wurde ein interessantes Angebot gemacht. Ein Missionar wies mich auch die Möglichkeit hin, in Uniontown im Staat Washington eine Schule zu übernehmen. Es wäre zu überlegen, ob man da nicht zugreifen sollte. Wären Sie bereit, dorthin zu reisen und die Schule zu besichtigen? Sie könnten mir dann berichten, ob das Projekt für uns annehmbar ist und welche Aussichten es bietet."

"Das will ich gern tun, Mutter Franziska. Ich muß nur dafür sorgen, daß hier in Denville alles ordentlich weiterläuft. Aber die Schwestern haben sich inzwischen so gut in ihre Arbeit eingelebt, daß ich keine Bedenken habe."

"Weil Sie gerade von der Tätigkeit der Schwestern sprechen: ich habe inzwischen Einblick gewonnen in das, was die Schwe-

stern hier tun und bin zu der Überzeugung gekommen, daß diese Art Einsatz dem geistlichen Leben der Schwestern nicht zuträglich ist. Wäre es nicht besser, die Schwestern aus dem Sanatorium zurückzuziehen und für andere Tätigkeiten einzusetzen?"

Pfarrer Joch war erschrocken. Seine ganze Kraft hatte er für dieses Unternehmen eingesetzt und gehofft, Denville würde sich zum bedeutendsten Zentrum für die Kneippkur in den Vereinigten Staaten entwickeln. Sollte und konnte er diesen Plan aufgeben?

"Ehrwürdige Mutter, ich muß Ihnen sagen, daß mich Ihr Vorschlag aufs höchste überrascht. Sehen Sie doch, wie gut die Schwestern hier wirken, welche Anerkennung sie finden und wie gern sich die Patienten von ihnen behandeln lassen. Ich glaube, Sie sehen da zu schwarz. Manche Dinge hängen nur damit zusammen, daß wir noch in den Anfängen stecken. Das wird alles nicht mehr vorkommen, wenn wir das Sanatorium richtig ausbauen und erweitern. Dann wird es auch für die Schwestern leichter werden, und sie werden im geistlichen Leben nicht mehr als bei jeder anderen Krankenpflege gestört werden."

"Da ist noch etwas, Hochwürdiger Vater. Als ich hier die Bücher überprüfte, fand ich, daß kein Betrag als Honorar für Ärzte eingesetzt ist. Wie kommt das? Machen Sie vielleicht alle notwendigen Untersuchungen selbst wie jetzt bei Schwester Clarella? Ich halte das für äußerst unzuträglich für die Schwestern, und es war sicher ein Schock für die Schwester, von einem Geistlichen untersucht zu werden."

"Wollen Sie damit etwa meine priesterliche Ehre angreifen? Sehen Sie, es ging uns doch nur darum, die Kosten für den Arzt einzusparen. Ich war in Wörishofen, habe dort viel gelernt und übrigens auch mehrere Semester Medizin studiert. Die wichtigsten ärztlichen Handlungen sind mir bekannt, und sie wurden auch in Wörishofen von Pfarrer Kneipp selbst und den Barmherzigen Brüdern vorgenommen. Immer habe ich darauf geachtet, daß eine Schwester bei den Untersuchungen zugegen war. Einen Zusammenhang mit meinem Priesterberuf sehe ich nicht."

"Wir wollen das nicht weiter erörtern. Jedenfalls werde ich Schwester Clarella von hier wegnehmen und will nur hoffen, daß weitere Fälle dieser Art nicht vorkommen. Ich darf aber doch wohl damit rechnen, Hochwürdiger Vater, daß Sie sich einmal in Uniontown umsehen?"

"Das werde ich tun. Über alles andere sprechen wir später einmal."

Unbefriedigt gingen sie auseinander. Mutter Franziska fühlte die eigene Verantwortung, wollte aber unbedingt den Priester schonen. Wie immer in solchen Fällen suchte sie ihre Zuflucht im Gebet.

Pfarrer Joch bereitete sich auf die Reise vor. Da besuchte ihn Monsignore Jacquemin. Der Pfarrer wunderte sich etwas, denn das Verhältnis zu Monsignore war seit längerer Zeit ein wenig gespannt. In der Art, wie dieser Visitationen durchführte, sah Pfarrer Joch Eingriffe in seine Rechte.

"Was führt Sie zu mir, Monsignore?" fragte er und ließ durchblicken, daß er wenig Zeit habe.

"Entschuldigen Sie, Herr Pfarrer. Ich habe vor, in den nächsten Tagen nach Rom zurückzufahren, möchte aber vorher mit Ihnen über eine Sorge sprechen, die mich schon längere Zeit bedrückt. Unsere gute Mutter Franziska scheint mir in letzter Zeit unter stärkeren gesundheitlichen Störungen zu leiden. Gewiß, jetzt ist Schwester Johanna mit der Leitung der Häuser hier in Amerika beauftragt. Aber Mutter Franziska möchte doch alles genau prüfen, regt sich dabei seelisch auf und schafft Unruhe. Was meinen Sie, wäre es nicht Zeit, daran zu denken, sie als Generaloberin durch eine jüngere Kraft zu ersetzen? Man sollte vielleicht in Rom Schritte in dieser Richtung tun."

"Aber Monsignore, wie kommen Sie auf solche Gedanken? Wenn Mutter Franziska auch manchmal offensichtlich leidet und ihre Gesundheit strapaziert, manchmal vielleicht auch ihre Gewissenhaftigkeit übertreibt, ist sie noch voll in der Lage, die Übersicht zu behalten und notwendige Entscheidungen zu treffen."

"Haben Sie nicht den Eindruck, sie greife zuviel in bestehende Verhältnisse ein?"

"Ich gebe zu, daß sie Lebens- und Denkweise der Schwestern hier in Amerika nicht immer durchschaut, aber das läßt sich verstehen."

"Versetzt sie nicht zu häufig und unüberlegt Schwestern hin und her, was bestimmt nicht billig ist und den Schwestern nicht guttut?"

"Bedenken Sie, daß allein in den letzten sechs Monaten sechsunddreißig Schwestern nach Amerika gekommen sind. Sie richtig einzusetzen verlangt nun einmal Umgruppierungen. Übrigens hat sie mir von geplanten Versetzungen immer Mitteilung gemacht. Immer hat sie Schwester Johanna und mich dabei um Rat gefragt. Nein, Monsignore, ich finde nicht den geringsten Grund, Mutter Franziska als Generaloberin abzusetzen."

"Ich sehe in dem Verhalten der Mutter Anzeichen wirklicher Unfähigkeit. Ich möchte sagen, sie ist nicht mehr ganz richtig im Kopf."

"Schämen Sie sich, so etwas zu sagen. Mutter Franziska ist die Gründerin des Ordens und verdient eher Hochachtung, als so beurteilt zu werden. Sie müßte nur eine Ruhepause einlegen und etwas für ihre Gesundheit tun, aber das liegt ihr leider absolut fern."

Monsignore war wieder gegangen. Während Pfarrer Joch seine letzten Vorbereitungen traf, gingen ihm die Worte Monsignores durch den Kopf. Hatte er eigentlich so unrecht? Es war doch übertrieben, wenn Mutter Franziska meinte, die Arbeiten der Schwestern in Denville könnten ihrem geistlichen Leben schaden. Sie wird doch nicht wirklich das Kurheim schließen? In dem Falle wäre zu überlegen, ob man nicht einige Schwestern überreden könnte, in Denville zu bleiben. Er könnte unabhängig von Mutter Franziska das Haus weiterführen. Oder konnte man die Mutter vielleicht dazu bringen, von sich aus auf das Amt der Generaloberin zu verzichten? Doch er verschob diese

Gedanken auf später. Jetzt wollte er zunächst ihren Willen erfüllen und sehen, was in Uniontown zu erreichen war.

Mutter Franziska fuhr indessen mit Schwester Clarella nach Marshfield. Die junge Schwester bemerkte, wie niedergeschlagen die Mutter war. Auf eine bescheidene Frage nach ihrem Befinden erhielt sie die kurze Antwort:

"Bleiben Sie gut und beten Sie für mich. Bis Ostern wachsen mir die Schwierigkeiten wohl noch über den Kopf."

Bei der Ankunft in Marshfield zeigte sich, daß die Gesundheit von Mutter Franziska doch sehr geschwächt war. Manchmal konnte sie kaum aufrecht stehen. Zeitweise war auch ihr Gedächtnis gestört. Man riet ihr, nach dem nahegelegenen Rhinelander zu gehen, um sich in der besseren Luft dort zu erholen. Sie ließ sich überreden und fuhr hin, hielt es aber nur kurze Zeit aus. Wie sie in einem Brief an Pfarrer Joch bemerkte, sei das beste Klima für sie die Erfüllung des heiligen Willens Gottes. Sie kehrte nach Marshfield zurück.

Dort hielt sich zu der Zeit erholungshalber ein polnischer Priester auf. Mutter Franziska kam mit ihm ins Gespräch und war erbaut von seiner frommen Einstellung. Sie bat ihn, in Abwesenheit von Pfarrer Joch die seelsorgliche Betreuung der Schwestern zu übernehmen. An Pfarrer Joch schrieb sie, sie wolle nach Oshkosh gehen und dann nach Denville zurückkehren, um Schwester Johanna noch vor ihrer Abreise nach Rom sprechen zu können. Vielleicht werde sie dann auch ihn treffen, falls er von der Reise in den Westen zurück sei. Auf jeden Fall danke sie ihm für seine Bemühungen um die eventuelle Neugründung. Inzwischen kam ein Telegramm aus Uniontown: "Nicht annehmen." Der Besuch in Oshkosh unterblieb, und die Mutter kehrte früher als geplant nach Denville zurück. Sie glaubte, Pfarrer Joch sei noch unterwegs und war erstaunt, ihn in Denville zu sehen. Bei der Überprüfung der Bücher fielen ihr die nicht geringen Auslagen des Pfarrers für seine Reise nach Uniontown auf. Sie mußte ihn fragen.

Pfarrer Joch wartete schon darauf, mit der Mutter sprechen zu können. Sie mußte schließlich entscheiden, was mit dem Kurhaus geschehen sollte. Da die Pläne mit der Mädchenschule in Uniontown sich als undurchführbar herausgestellt hatten, dürfte sie eher geneigt sein, Denville zu halten und auszubauen. Er kam gleich zur Sache.

"Es ist schön, daß Sie wieder hier sind, Ehrwürdige Mutter. Ich danke Ihnen für Ihren Brief, mußte Ihnen allerdings mitteilen, daß die Mädchenschule in Uniontown für uns nicht in Frage kommt. Herr P.Jöhren will uns die Schule für 5.000 Dollar übereignen; sie ist nicht mehr wert als 1.000. Deswegen habe ich abgelehnt. Wir hätten soviel Geld in das Haus stecken müssen, daß es sich nie rentiert hätte."

"Da Sie gerade von Geld sprechen, Herr Pfarrer: ich habe mit Schwester Johanna die Bücher eingesehen. Dort finden sich auch Angaben über die von Ihnen beanspruchten Reisespesen. Sie scheinen mir etwas hoch zu sein."

"Ich bitte Sie, Ehrwürdige Mutter, es war eine weite Reise, und ich habe nicht einmal Speise- oder Schlafwagen benutzt. Von den dafür benötigten 150 Dollar habe ich von den Schwestern nur 76 genommen. Ich kann nicht alles aus meiner Tasche bezahlen. Woher soll ich es haben? Von den Schwestern nehme ich nichts für meine Arbeit, und die paar Meßintentionen reichen nicht weit. Sie sollten doch mehr Vertrauen zu mir haben, Ehrwürdige Mutter."

"Sie tun mir unrecht, Herr Pfarrer. Ich habe Ihnen die Sorge für unsere Häuser in Amerika übertragen und Ihnen dabei freie Hand gelassen, bin auch, soweit es ging, auf Ihre Vorschläge eingegangen. Gerade im Vertrauen auf Ihr Verständnis habe ich auf die Spesen hingewiesen."

"Das ist es ja nicht allein, Ehrwürdige Mutter. Es gibt noch andere Dinge. Ich habe zum Beispiel erfahren, daß Sie in Marshfield einen polnischen Priester als Spiritual eingesetzt haben. Das war und ist noch immer meine Aufgabe, und so sehe

ich in Ihrer Maßnahme kein Zeichen großen Vertrauens. Zudem ist der Mann in geistiger Verwirrung aus einer Anstalt entwichen."

"Das ist mir unbekannt. Wahrscheinlich sind Sie da falsch unterrichtet."

"Es kommt nicht darauf an. Aber Sie wollten mich offenbar aus meinem Posten herausdrängen."

"Nein, Herr Pfarrer, das hätte ich gar nicht tun können. Einen neuen Spiritual einzusetzen ist Sache des Bischofs. Ich wollte nur dafür sorgen, daß die Schwestern während Ihrer Abwesenheit einen Seelsorger haben, an den sie sich wenden können."

"Immer wieder arbeiten Sie gegen mich, Ehrwürdige Mutter. Wie soll ich da..."

Es klopfte. Schwester Johanna trat ein. Die Unterhaltung war so laut geworden, daß die Schwestern sich Sorge machten und die Oberin vorschickten. Sie fragte unbekümmert nach etwaigen Wünschen, bekam aber keine Antwort. Nach ihrem Weggang nahm Pfarrer Joch das Gespräch wieder auf.

"Entschuldigen Sie, Ehrwürdige Mutter, daß ich etwas scharf geworden bin. Worüber ich eigentlich mit Ihnen sprechen wollte, ist das Sanatorium. Sie werden es jetzt doch weiterführen wollen?"

"Meine Entscheidung werde ich Ihnen zu gegebener Zeit mitteilen. Auf Wiedersehen, Herr Pfarrer."

Die Mutter ging zu Schwester Johanna, die am 9. März nach Rom fahren sollte.

"Wissen Sie, Schwester Johanna, ich habe die größte Hochachtung vor Herrn Pfarrer Joch und schätze seine Arbeit für uns. Er kann aber zuweilen recht hitzig werden."

"Ich weiß das, Ehrwürdige Mutter. Wenn ich etwas sagen darf: wir sollten die Frage nach dem Fortbestehen des Sanatoriums in aller Ruhe im Generalat besprechen."

"Ja, Schwester Johanna, das halte auch ich für das einzig richtige. Herr Pfarrer Joch möchte natürlich das Sanatorium erhalten, ich aber muß Prinzipien vertreten und möchte nicht zu einer Entscheidung gedrängt werden, die ich später bereuen müßte. Informieren Sie in Rom schon einmal Monsignore. Ich hoffe, meine Abreise so einrichten zu können, daß ich weitere Diskussionen mit Herrn Pfarrer Joch vermeide."

Mitte März 1896, einige Tage nach der Abreise von Schwester Johanna, bestieg Mutter Franziska ein Schiff nach Europa. Es fuhr ab, und die Mutter sah Amerika nicht wieder.

Pfarrer Joch war über die plötzliche Abreise der Mutter erschrocken. Was sollte das bedeuten, daß sie ihm nichts davon gesagt hatte und einer Unterredung mit ihm offensichtlich und absichtlich ausgewichen war? Es sah so aus, als habe sie sich entschlossen, Denville aufzugeben, und sich gescheut, ihm das geradeheraus zu sagen. Vielleicht wollte sie sich hinter einen Beschluß des Generalrates verschanzen, um ihn nicht zu kränken. Aber sie war doch sonst immer offen zu ihm. Es konnten auch andere Gründe vorliegen. Sie war wirklich sehr geschwächt, und es fiel ihr sichtlich schwer, den Aufgaben der Leitung des Ordens so nachzukommen, wie es sein mußte. So wird es sein, dachte er. Sie ist nach Rom gegangen, um den Posten der Generaloberin abzugeben.

Doch da war noch etwas anderes. Die Sache mit Schwester Clarella war wohl nur ein Einzelfall. Sie konnte aber den allgemeinen Eindruck gewonnen haben, daß sein Verhalten den Schwestern gegenüber nicht einwandfrei sei, und sich jetzt verpflichtet fühlen, über ihn in Rom Klage einzureichen. Das würde seiner Priesterehre schaden, und dem mußte vorgebaut werden. Er wird den Schwestern ein offenes Wort sagen. Er konnte auch selbst nach Rom fahren, um jede Anklage von vornherein abzubiegen. Einige Tage nach der Abreise der Mutter versammelte er die Schwestern und erklärte ihnen:

"Sie wissen, daß die Ehrwürdige Mutter nach Rom gereist ist. Es ist möglich, daß sie dort Klage führt über mich. Sie

hat mich hier bereits in meiner priesterlichen Ehre angegriffen, und ich werde gegebenenfalls selbst hingehen müssen, um mich zu verteidigen. Sie wissen auch, daß die Ehrwürdige Mutter gesundheitlich sehr geschwächt ist und daß das Amt der Generaloberin sie schwer belastet. Ich glaube, sie wird in Rom um Befreiung von diesem Posten bitten. Das wäre sicher das beste für sie, und man sollte sie in diesem Vorsatz bestärken."

Die Schwestern waren erstaunt, denn sie waren immer der Meinung gewesen, der Pfarrer und die Mutter ständen in bestem Einvernehmen. Geradezu empört waren sie über den Vorschlag, sie zur Niederlegung ihres Amtes zu bewegen. Das war doch nicht Sache des Pfarrers. Wenn er aber selbst nach Rom ging, war nicht abzusehen, was er dort in die Wege leitete. Dagegen mußten sie etwas tun. So sammelten sie unter sich Unterschriften für eine Eingabe nach Rom, die Mutter in ihrem Amt zu belassen.

Nicht mehr Mutter

Pfarrer Joch entschloß sich tatsächlich, auch nach Rom zu reisen. Er packte alles Notwendige ein, fuhr nach New York und bestieg das Schiff. Zwei Wochen hatte er nun Zeit, über die Generaloberin nachzudenken und weitere Schritte zu überlegen. Mehr und mehr festigte sich in ihm der Gedanke: sie fuhr hauptsächlich seinetwegen nach Rom. Bei einer Rückschau auf die letzte Zeit mußte er sich eingestehen, daß sein Verhalten gegenüber den Schwestern wirklich nicht immer einwandfrei war. Manchmal war er sicher zu schroff mit ihnen umgegangen. Auffällig war schon, daß einige von seinen Beichtkindern nicht

mehr zu ihm kommen wollten. Dann die letzten Auseinandersetzungen mit Mutter Franziska. Offenbar gefiel ihr der Betrieb im Sanatorium nicht. Sie wird darüber in Rom am Generalat und bei den Behörden reden, vielleicht sogar seine Absetzung als Leiter der Schwestern in Amerika veranlassen. Gut, daß er vorgesorgt hatte. In seiner Tasche befanden sich Empfehlungen von Bischöfen, Kontenaufstellungen, die von seinem erfolgreichen Einsatz für die Schwestern Zeugnis gaben, und eine Reihe von Briefen der Mutter selbst, in denen sie ihm Dank und Lob für seine Tätigkeit aussprach. Wenn das nicht half, blieb nichts anderes übrig als auf ihre Absetzung als Generaloberin hinzuarbeiten. Sonst fiel es ihr schließlich noch ein, ihn bei den amerikanischen Bischöfen anzuklagen. Er mußte in Rom unbedingt und sofort mit Monsignore Jacquemin sprechen. Hoffentlich kam er noch früh genug an.

Auch Mutter Franziska wünschte ein rasches Ende der Reise. Die See war um diese Jahreszeit recht unruhig, und das stimmte sie bei den quälenden Gedanken, die ihr durch den Kopf gingen, nicht freudiger. Sie hatte sich in Wien angemeldet. Während sie an dieses Haus dachte, kam die Erinnerung wieder an die bittere Enttäuschung, daß Schwester Scholastika, der sie solches Vertrauen geschenkt hatte, weggegangen war. Als neue Oberin hatte sie Schwester Valeria gewählt. Es war eine gute Schwester. Vor ihrem Eintritt Novizenmeisterin in einem Kloster der Benediktinerinnen, war sie mit dem Ordensleben vertraut. Jetzt als Oberin bemühte sie sich, in den ihr unterstellten Schwestern durch Wort und Beispiel den rechten Ordensgeist aufrechtzuerhalten. Sie hatte freilich auch ihre eigenen Ansichten und war oft mit den Anordnungen Monsignore Jacquemins nicht einverstanden, der Mutter aber treu ergeben. Sie wird sie auch jetzt wie eine mütterliche Freundin aufnehmen, mit der sie sich aussprechen konnte, bevor sie ihre Sorgen dem Generalrat in Rom vortrug. Bei ihr wird sie wieder Mut und Vertrauen finden. Es wird sein, dachte sie, wie letztes Jahr, als sie mit ihr nach Wien gefahren war, und sie sich bereit erklärt hatte, die Sorge für das dortige Haus zu übernehmen.

Oder sollte sie direkt nach Rom gehen? Ja, wenn sie wie früher alles mit Monsignore Jacquemin besprechen könnte, brauchte sie nur nach seinen Anweisungen zu handeln. Darin hatte sie immer den Willen Gottes gesehen und sich geborgen gefühlt. Aber seit seiner Absetzung als Beichtvater der Schwestern war er reichlich zurückhaltend geworden. Sie erinnerte sich an seinen Vorwurf, sie habe Schwester Dominica unnötig lange von der Profeß zurückgehalten, wo diese doch mit dem Gedanken gespielt hatte, die Gemeinschaft zu verlassen. Er war auch nicht einverstanden mit ihrem Verhalten Schwester Anastasia gegenüber. Um diese Schwester machte sie sich Sorgen. Sie war Konvertitin, und ihre protestantischen Eltern hatten sich dem Eintritt ihrer Tochter in den Orden heftig widersetzt. Trotzdem hatte Mutter Franziska sie letztes Jahr einkleiden lassen, es dann aber für besser gehalten, daß sie weltliche Kleidung trug, solange sie nicht einundzwanzig Jahre alt war und die Eltern noch alles zu sagen hatten. Nächstes Jahr konnte sie auch ohne deren Einwilligung ins Noviziat aufgenommen werden. Monsignore hatte es als unrecht angesehen, der Schwester das Kleid wieder zu entziehen.

Ob er der Meinung war, sie sei schuld gewesen an seiner Absetzung? Sie hatte doch alles getan, sich sogar an den Kardinalvikar geandt, um ihn für die Gemeinschaft zu behalten. Nein. Sie wird doch erst nach Wien fahren. Wenn sie mit Schwester Valeria alles besprach, war sie besser vorbereitet auf die Begegnung mit Monsignore.

Die Reise wurde ihr lang, und sie war von Herzen froh, als das Schiff in Hamburg anlegte. Dann kam noch die lange Bahnfahrt, auf der sie viel um Erleuchtung betete. Am Gründonnerstag lief der Zug endlich in Wien ein.

Schwester Valeria war am Bahnhof. Sie sah gleich, daß es der Mutter nicht gut ging und empfing sie mit aller Herzlichkeit. Dann führte sie sie zu ihrem Haus in Simmering und sorgte dafür, daß sie ein ruhiges Zimmer erhielt. Es waren die Tage der Karwoche, die alle Schwestern in stiller Sammlung

verbrachten. In ihrer Gemeinschaft konnte die Mutter an den Feiern der heiligen Tage teilnehmen und fand in der Betrachtung des Leidens des Herrn Kraft und Trost.

An einem dieser Tage sprach sie mit Schwester Valeria. Nachdem sie sich anerkennend über ihr Wirken als Oberin geäußert hatte, kam sie auf ihre Sorgen zu sprechen.

"Es ist nicht leicht, liebe Schwester Valeria, mit Pfarrer Joch zurechtzukommen. Auf meinen Reisen in Amerika gab es verschiedene Differenzen mit ihm. Besondere Sorge mache ich mir um die Zustände in Denville. Ob es recht ist, die Schwestern für die Kneippkur einzusetzen, erscheint mir fraglich. Pfarrer Joch hängt aber sehr an dem Haus und wäre aufs tiefste enttäuscht, wenn ich die Schwestern dort wegnähme."

"Ehrwürdige Mutter, wenn ich offen sein darf: mir gefällt der große Einfluß des Pfarrers nicht. Ich war immer der Meinung, wir sollten uns nicht abhängig machen von den geistlichen Herren. Auch Monsignore Jacquemin greift zuviel in unsere Gemeinschaft ein. Er ist eher ein Hindernis für die Entwicklung des Ordens. Ich glaube, der heilige Paulus schreibt einmal, Frauen sollten von Frauen regiert werden. So sollten auch wir über die Verhältnisse in Denville ganz unter uns reden. Wir brauchen dazu keinen Monsignore. Es sieht fast aus, als könne man in unserem Generalat nichts besprechen, ohne daß er dabei ist. Sollte man nicht die Leitung des Ordens von Rom wegnehmen und anderswohin verlegen? Das Mutterhaus wäre irgendwo in Amerika, sogar hier in Wien denkbar."

"Nein. Wir müssen schon in Rom bleiben. Und was Monsignore betrifft: Wenn er auch manche Dinge anders beurteilt als ich, bin ich immer noch überzeugt, daß er nur das Wohl der Schwestern will."

"Hoffentlich täuschen Sie sich nicht, Ehrwürdige Mutter. Ich habe freilich auch hier einen guten Berater, Monsignore Karpf, den Dekan von Simmering. Er ist vom Herrn Erzbischof Angerer mit der Sorge für die Schwestern beauftragt und unser

Beichtvater. Wäre es nicht gut, wenn Sie, Ehrwürdige Mutter, einmal bei ihm vorsprächen?"

"Ich halte das nicht für gut, Schwester. Wie Sie selbst sagten, sollten wir alles erst unter uns besprechen. Deswegen fahre ich, sobald möglich, nach Rom. Es würde mich freuen, wenn Sie mich dorthin begleiteten. Wären Sie dazu bereit?"

"Das will ich gern tun."

Die lange Fahrt nach Rom benutzte Mutter Franziska, um noch einmal alles durchzudenken. Sie wird trotz der Warnungen Schwester Valerias zu Monsignore Jacquemin gehen. Er ist erst vor zwei Monaten von Amerika zurückgekommen, weiß um die Verhältnisse drüben und hat auch Pfarrer Joch kennengelernt. Er wird ihre Sorgen verstehen.

Es war später Nachmittag, als die beiden Schwestern am 7. April 1896 in Rom ankamen[6]. Man hatte sie nicht erwartet. Daher empfing sie nur die Oberin. Am nächsten Morgen nach der heiligen Messe versammelte sich dann die Kommunität, um die Mutter zu begrüßen. Alle waren erfreut, sie wieder in ihrer Mitte zu haben, fühlten aber bald, daß schwere Sorgen sie bedrückten. Sobald es möglich war, begab sich Mutter Franziska zu Monsignore Jacquemin.

"Ich freue mich, Ehrwürdige Mutter, daß Sie wieder bei uns sind. Die Schwestern fühlten sich manchmal verlassen und werden froh sein, wieder mit Ihnen reden zu können. Wie sind Sie in Denville zurechtgekommen?"

"Was ich dort erlebt habe, Monsignore, beunruhigt mich mehr, als Sie glauben. Geht Herr Pfarrer Joch in seiner Begeisterung für das Sanatorium nicht zu weit? Ich muß an die Schwestern denken und an ihren Einsatz. Kann man es verantworten, daß sie diese Arbeit weiter verrichten?"

"Das ist zu überlegen. Auch ich bin nicht mit allem einverstanden, was der Pfarrer tut. Aber ich glaube, Ehrwürdige Mutter, daß die Schwestern noch durch andere Dinge verwirrt werden. Wenn ich es sagen darf: gibt es in Amerika nicht zu-

viel Hin und Her? Manche Versetzungen haben Sie doch wohl etwas eilig betrieben und manchmal ohne hinreichenden Grund. Das halte ich nicht für gut, ist außerdem mit unnötigen Auslagen verbunden."

"Den Vorwurf darf ich zurückweisen, Monsignore. Nur im Notfall sah ich mich veranlaßt einzugreifen. Sonst war, wie Sie wissen, Schwester Johanna verantwortlich für die Häuser in Amerika und damit für die Verteilung der Schwestern. Bedenken Sie, wieviel Schwestern letztes Jahr hinübergingen, und es ist nicht leicht, sie alle an der rechten Stelle einzusetzen."

"Das mag sein, aber Anordnungen wie die Entlassung einiger kranker Schwestern wollen mir nicht gefallen. Dann haben Sie einer von mir eingekleideten Novizin das Ordenskleid wieder entzogen. So etwas wirkt nicht gut und regt die Schwestern auf."

"Ich hatte meine Gründe dafür und will mich nicht weiter dazu äußern. Es geht um ganz andere Schwierigkeiten, die so schwerwiegend sind, daß ich mich veranlaßt sah, deswegen nach Rom zu kommen, um sie mit Ihnen und den Ratsschwestern zu besprechen."

"Gut. Aber warum bringen Sie dann Schwester Valeria von Wien mit? Sie spielt doch mit dem Gedanken, sich von Rom zu trennen."

"Das sollten Sie nicht so leichtfertig behaupten, Monsignore. Dinge werden oft beim Weitererzählen entstellt. Schwester Valeria hat eine lebhafte Phantasie und sucht bei der Verantwortung, die sie zu tragen hat, nach neuen Wegen. Jedenfalls hat sie mein Vertrauen. Ich habe mich noch jetzt in Wien mit ihr ausgesprochen und schätze sie sehr."

"Dann soll sie sich wenigstens entschuldigen, daß sie, ohne aufgefordert zu sein, mitgekommen ist. Das verlange ich."

"Das werde ich ihr bestellen. Auf Wiedersehen, Monsignore."

Nach dem Gespräch fühlte sich die Mutter mehr bedrückt als vorher. Auf ihr eigentliches Anliegen, die Frage um Denville,

war er gar nicht eingegangen, hatte nur irgendeinen Ärger an ihr losgelassen und Dinge genannt, die ihm an ihrem Verhalten offenbar nicht gefallen haben. Vielleicht ergab sich später eine Gelegenheit, in Ruhe mit ihm zu sprechen. Im Vorbeigehen gab sie Schwester Valeria den Auftrag, Monsignore aufzusuchen und sich zu entschuldigen. Dann zog sie sich ins Gebet zurück.

Schwester Valeria wunderte sich. Wofür sollte sie sich denn entschuldigen? Aber sie ging hin. Als sie bei Monsignore Jacquemin eintrat, fand sie ihn wenig freundlich gestimmt. Sogleich trat er auf sie zu.

"Schwester Valeria, Sie hatten keinen Auftrag, nach Rom zu kommen. Wenn man Sie hier gebraucht hätte, hätte man es Ihnen mitgeteilt."

"Verzeihen Sie, Hochwürdigster Herr, aber unsere Ehrwürdige Mutter hat mich ausdrücklich gebeten, sie zu begleiten. Das war für mich wie ein Befehl im Gehorsam. Man konnte die Mutter mit ihren Sorgen und bei ihrem Gesundheitszustand auch nicht allein reisen lassen."

"Natürlich. Eine Schwester mußte mitfahren, aber ich hätte nicht erwartet, daß gerade Sie diese Gelegenheit ergreifen. Aber nun sind Sie einmal hier, und wir lassen es dabei."

Er wandte sich dem Schreibtisch zu, und Schwester Valeria fühlte sich verabschiedet. Mit gemischten Gefühlen kehrte sie ins Kloster zurück. Offenbar war die Unterredung der Mutter mit Monsignore nicht günstig verlaufen. Aber sie hatte sie ja gewarnt.

Am Nachmittag wollte Mutter Franziska trotz des leichten Regens es nicht versäumen, die Peterskirche zu besuchen. Immer wenn sie nach langer Abwesenheit wieder nach Rom kam, ging sie dorthin. Es war wie eine Heimat, eine stille Zuflucht. Von dem Gebet am Grab des Apostelfürsten erwartete sie sich neue Kraft zum Durchhalten. Schwester Valeria begleitete sie.

Als sie nach Hause kamen, war die Pförtnerin gerade nicht da. Schwester Johanna öffnete ihnen. Alle drei hielten sich eine Weile im Pfortenzimmer auf. Schwester Valeria erzählte von ihrer gemeinsamen Reise und blickte dabei unwillkürlich aus dem Fenster. Plötzlich rief sie erschrocken:

"Pfarrer Joch!"

Sie hatte ihn zwar noch nie gesehen, wußte aber aus Erzählungen, daß er einen Bart trug, und in Rom war das bei einem Priester ungewöhnlich. Nun schauten auch die andern hinaus und sahen einen geistlichen Herrn unter dem Regenschirm vorbeigehen. Mutter Franziska reagierte nicht; sie war zu sehr erschrocken. Mit Unbehagen dachte sie daran, daß sie aus Denville abgereist war, ohne sich von ihm zu verabschieden. Dann war er also hinter ihr hergefahren. Was mochte er hier wollen?

Monsignore Jacquemin saß auf seinem Zimmer und dachte über das Gespräch nach, das er mit der Mutter geführt hatte. Sie war anders gewesen als früher. Es war vielleicht wirklich an der Zeit, sie als Generaloberin zu ersetzen. Gedankenvoll ging er im Zimmer auf und ab. Es klopfte, und auf der Schwelle erschien Pfarrer Joch. Diesen Besuch hatte er nicht erwartet. Überrascht bat er ihn, Platz zu nehmen.

"Wo kommen Sie her, Herr Pfarrer? Ich hätte nicht geglaubt, Sie so bald wieder begrüßen zu können, aber ich freue mich, Sie zu sehen. Gerade habe ich an Sie gedacht und mich an unser Gespräch in Denville erinnert. Gestern ist Mutter Franziska hier angekommen und hat mit mir gesprochen. Sie schien aufgeregt und irgendwie verwirrt."

"Dann ist sie also hierher gekommen. Das gefällt mir nicht, Monsignore. Sie ist von Denville weggegangen, ohne mit mir zu reden. Offensichtlich wollte sie es nicht. Sie muß etwas gegen mich haben, und ich fürchte, daß sie hier über mich Beschwerde führen will. Hat sie mit Ihnen über mich gesprochen?"

"Nein. Dazu sind wir gar nicht gekommen. Sie wollte, wie mir schien, über die Dinge in Amerika nicht sprechen."

"Das wird sie wohl noch tun, wenn nicht bei Ihnen, dann an anderer Stelle. Das muß ich verhindern. Es könnte unschöne Folgen haben für unsere ganze Arbeit drüben. Wenn sie erst gestern hier ankam, kann sie noch nicht viel unternommen haben. Ich muß unbedingt mit ihr sprechen. Aber wenn ich hingehe, wird sie mich nicht anhören wollen. Monsignore, könnten Sie mir einen Gefallen tun und ihr zureden, daß sie mich noch heute abend empfängt?"

"Das will ich versuchen, Herr Pfarrer. Bleiben Sie hier und warten, bis ich wiederkomme. Sie können es sich bequem machen und von den Strapazen der Reise ein wenig ausruhen. Ich gehe sofort zum Kloster."

Die Mutter war mit Schwester Valeria auf ihr Zimmer gegangen. Hoffentlich hatten sie sich geirrt und einen anderen Geistlichen mit dem Pfarrer verwechselt. Doch da wurde ihr gemeldet, Monsignore Jacquemin sei da mit der Bitte, Herrn Pfarrer Joch eine Unterredung zu gewähren. Was sollte sie tun? Sie konnte doch nicht einfach ablehnen. Schwester Valeria kam ihr zu Hilfe.

"Wir lassen ihm sagen, es sei heute abend zu spät, er solle morgen wiederkommen."

Unwillig ging Monsignore nach Hause zu Pfarrer Joch. Man habe ihm gesagt, eine Unterredung zu so später Stunde sei nicht angebracht. Die Ehrwürdige Mutter werde ihn morgen vormittag empfangen. Pfarrer Joch dankte Monsignore für seine Bemühungen und verabschiedete sich.

Mutter Franziska dachte mit Schrecken an morgen. Eines stand fest: eine Begegnung mit Pfarrer Joch durfte nicht stattfinden. Sie mußte einen Ausweg finden. Es gab eigentlich nur eine einzige Möglichkeit: die Abreise. Morgen früh wollte der Pfarrer kommen. Da mußte sie fort sein. Mit diesem Vorsatz begab sie sich zur Ruhe. Sie schlief unruhig und erwachte sehr früh. Die Schwestern schliefen noch. Sie erinnerte sich sofort an ihren Entschluß von gestern abend. Als sie

am Zimmer von Schwester Valeria klopfte, war sie nicht da, wohl in der Kapelle. Die Mutter ging hin und rief sie heraus.

"Wir fahren nach Wien zurück."

Schwester Valeria war sofort einverstanden, denn auch sie wollte Pfarrer Joch nicht begegnen. Vor kurzem hatte sie ihm einen Brief geschrieben, der ihm sicher nicht gefallen hat. Gleich ging sie ihre Reisetasche holen. Inzwischen rief Mutter Franziska Schwester Johanna zu sich. Aus dem Schlaf geschreckt kam sie in aller Eile herbei. Sie schlug die Hände zusammen, als sie die Mutter zur Abreise bereit vorfand. Schwester Valeria trat auf die Oberin zu, sah sie ernst an und sagte:

"Wir fahren weg, sagen aber nicht, wohin. Sie dürfen niemandem etwas davon sagen, nicht den Schwestern und keinem Priester. Das ist ein Auftrag im Gehorsam."

Ehe Schwester Johanna antworten konnte, waren beide hinausgeeilt. Bald danach kam Monsignore Jacquemin und las die heilige Messe für die Schwesterngemeinschaft. Er vermißte die Mutter und fragte die Oberin:

"Ist die Ehrwürdige Mutter krank?"

"Nein. Aber ich darf nichts sagen."

"Dann ist sie also nicht im Haus?"

"Nein."

Mehr war aus ihr nicht herauszubekommen. Ein wenig gekränkt verließ Monsignore das Haus.

Schwester Johanna sah sich in einer schwierigen Lage. Die Schwestern konnte sie schließlich damit beruhigen, daß die Mutter zu dringenden Amtstätigkeiten weggehen mußte, aber Monsignore Jacquemin wird darauf bestehen, alles zu erfahren. In ihrer Not ging sie nach Sankt Peter zu ihrem Beichtvater, P.Konrad. Sie wisse nicht, was sie tun solle. Mutter Franziska sei heute morgen mit Schwester Valeria abgereist. Sie habe nicht gesagt, wohin. Es sei wohl anzunehmen, daß sie nach

Wien gefahren sind, denn Schwester Valeria sei die Oberin dieses Hauses. P.Konrad erklärte ihr entschieden:

"Das muß gemeldet werden. Warum haben Sie es nicht gleich Monsignore Jacquemin mitgeteilt?"

"Schwester Valeria hat mich im Gehorsam zum Schweigen verpflichtet. Aber wenn es sein muß, könnten Sie, Hochwürden, das wohl für mich besorgen?"

Der Beichtvater versprach es.

Monsignore Jacquemin machte sich auf dem Weg nach Hause Gedanken über das Vorgefallene. Warum diese plötzliche Abreise der Mutter? Warum durfte niemand wissen, wohin sie gegangen ist? Oder war es nur eine Idee von Schwester Valeria, die Mutter fortzubringen, um sie seinem Einfluß zu entziehen? Das Ganze sah beinahe wie eine Flucht aus. Und wenn es so war, mußte er Anzeige beim Ordinariat machen. Seufzend setzte er sich an den Schreibtisch und begann, eine Eingabe zu entwerfen. Kaum hatte er angefangen, erschien Pfarrer Joch. Ärgerlich begann er sofort:

"Denken Sie nur, Monsignore, da bin ich gleich heute morgen zum Kloster gegangen, um mit Mutter Franziska zu reden, und erfuhr, daß sie verreist sei. Konnte sie mir das nicht gestern sagen? Das hätte wenigstens die Höflichkeit gefordert. Und dann weiß angeblich niemand, wohin sie gefahren ist."

"Ja, Herr Pfarrer, Sie erzählen mir da nichts Neues. Auch mir wurde im Kloster nur gesagt, daß sie nicht im Hause sei. Die Oberin wurde anscheinend im Gehorsam verpflichtet, über die Abreise der Mutter zu schweigen. Und wenn sie der Oberin nicht sagen will, wohin sie geht, ist das eine Flucht aus dem Kloster. Das gehört angezeigt. Gerade bin ich daran, eine entsprechende Mitteilung an das Ordinariat zu entwerfen."

Pfarrer Joch fühlte sich unbehaglich.

"Ich würde nicht von Flucht sprechen, Monsignore," warf er ein. "Immerhin hat sie als Generaloberin das Recht, mit einer Begleiterin zu verreisen, ohne Ziel und Zweck der Reise anzugeben."

Es klopfte. Ein Bote erschien und überbrachte ein Brieflein von P.Konrad, den Monsignore Jacquemin flüchtig kannte. Er warf einen kurzen Blick auf die Mitteilung.

"Da haben wir es. P.Konrad, Schwester Johannas Beichtvater, meldet in ihrem Auftrag amtlich den Weggang der Mutter. Die Oberin vermutet, sie sei mit Schwester Valeria nach Wien gefahren."

"Ich sehe nicht recht, warum sie gerade dorthin gegangen sein soll. Es ist aber möglich, daß Schwester Valeria sie dazu überredet hat. Sie hat einen ziemlich starken Einfluß auf die Mutter."

Monsignore ließ keine Bedenken gelten.

"Wir müssen sofort etwas tun. Erinnern Sie sich, Herr Pfarrer, ich habe Sie schon drüben in Amerika darauf hingewiesen, es könnte notwendig werden, die Mutter durch eine jüngere Kraft zu ersetzen. Da wir sowieso den Herrn Kardinalvikar benachrichtigen müssen, könnten wir ihm einen solchen Schritt nahelegen."

Die Anspielung auf das Gespräch in Denville weckte in Pfarrer Joch unangenehme Erinnerungen. Er versuchte einzulenken.

"Sie sollten sich das gut überlegen, Monsignore. Vielleicht wendet sich Mutter Franziska selbst an den Herrn Kardinalvikar. Ich glaube mich zu erinnern, daß sie davon gesprochen hat, ihn um Befreiung von ihrem Amt zu bitten."

"Davon habe ich nichts gehört. Wir könnten aber, bevor wir dorthin gehen, uns erst mit jemand anderm besprechen. Ich denke an P.Bernhard Döbbing. Er ist Rektor im Irischen Kolleg und gelegentlich Beichtvater bei den Schwestern. Bis zum Kolleg ist es nicht weit."

Pfarrer Joch stand seufzend auf.

"Das werden wir wohl tun müssen. Ich muß Ihnen freilich gestehen, der Weg wird mir nicht leicht werden. Ich fühle

mich nicht wohl, habe mich vielleicht bei diesem nassen Wetter erkältet. Aber ich komme mit."

Sie hatten Glück. P.Döbbing war zu Hause und empfing sie sofort. Pfarrer Joch fröstelte, als sie das kahle, unfreundliche Sprechzimmer des Kollegs betraten. Nach der Begrüßung kam Monsignore Jacquemin gleich auf sein Anliegen zu sprechen.

"Herr P.Bernhard, wir kommen in einer ernsten Angelegenheit. Vielleicht können Sie uns raten. Als Beichtvater der Schwestern von der Schmerzhaften Mutter kennen Sie die Verhältnisse im Mutterhaus und die Generaloberin. Sie kam dieser Tage aus Amerika zurück und suchte mich auf. Herr Pfarrer Joch, der drüben mit ihr zusammenarbeitet, folgte ihr nach Rom, um wichtige Fragen mit ihr zu besprechen, konnte sie aber nicht erreichen. Sie war plötzlich und ohne der Hausoberin Genaueres zu sagen, abgereist, vielleicht nach Wien. Trotz der Rechte einer Generaloberin scheint mir das doch zu weit zu gehen. Das sieht mir beinahe wie Flucht aus. Meinen Sie nicht auch, man müßte die Angelegenheit dem Herrn Kardinalvikar vortragen?"

P.Döbbing war überrascht.

"Ja, Monsignore, so wie Sie es darstellen, sieht es für die Mutter nicht gut aus. Sollte man aber wegen dieses Einzelfalles gleich zur höchsten Stelle gehen?"

Pfarrer Joch, der vor Fieber zitterte, warf ein:

"Sie glauben nicht, Herr Pater, wie enttäuscht ich war, die Mutter nicht sprechen zu können. Ich habe in letzter Zeit manches an ihr bemerkt, was mir nicht gefiel, aber den Herrn Kardinalvikar zum Eingreifen zu bewegen, ist vielleicht übereilt. Es könnte sein, daß Mutter Franziska bei ihrem schlechten Gesundheitszustand selbst um Enthebung von ihrem Amt bittet."

Monsignore Jacquemin griff sofort ein.

"Lieber Herr Pfarrer, ich sagte Ihnen schon, daß ich das für unwahrscheinlich halte. Denken Sie doch an die Schwierig-

keiten, die sie Ihnen in Amerika gemacht hat. Ich habe den Eindruck, daß sie uns gegenüber nicht ganz offen ist."

Pfarrer Joch riß sich zusammen.

"Sie mögen recht haben, Monsignore. Herr Pater, Sie werden mich jetzt entschuldigen. Ich fühle mich krank und muß unbedingt nach Hause. Überlegen Sie zusammen die Schritte, die zu tun sind. Ich bin mit allem einverstanden. Auf Wiedersehen."

Er nahm Hut und Schirm und ging. P.Döbbing erhob sich auch.

"Monsignore, ich halte es für gut, den Herrn Kardinalvikar wenigstens von der Angelegenheit zu unterrichten. Vielleicht kann er auf dienstlichem Wege die Rückkehr der Mutter nach Rom erwirken. Dann ließe sich die Sache sicher klären."

"Gut. Noch heute abend gehe ich hin. Ich danke Ihnen für Ihren Rat."

Der Kardinalvikar und Monsignore Jacquemin trafen sich des öftern abends zu einem freundschaftlichen Gespräch. Dieses Mal berichtete Monsignore von der unvermuteten Abreise der Generaloberin der Schwestern von der Schmerzhaften Mutter. Sie sei vermutlich nach Wien gereist. Sollte man sie nicht in Anbetracht der etwas zwielichtigen Situation zurückrufen? Der Kardinal war einverstanden. Monsignore solle in seinem Namen ein entsprechendes Telegramm nach Wien aufgeben. Als er von seiner Unterredung mit Pfarrer Joch und P.Döbbing berichtete, hielt der Kardinal es für angebracht, vor weiteren Schritten eine Visitation des Mutterhauses anzuordnen.

"Setzen Sie mir einen kurzen Bericht auf, Monsignore, über Ihre Beobachtungen in dem Haus und das, was Ihnen an der Generaloberin nicht gefällt. Danach kann ich die Visitation veranlassen."

Monsignore bedankte sich, gab im Vorbeigehen am Postamt das Telegramm auf und ging nach Hause.

In der Morgendämmerung (9. April) hatten Mutter Franziska und Schwester Valeria das Mutterhaus verlassen. Sie waren unterwegs zum Bahnhof. Der Weg durch den noch halbdunklen Borgo paßte zu der gedrückten Stimmung, in der sie daherschritten, ohne ein Wort zu sprechen. Auch als sie auf der Hauptstraße den ersten Leuten begegneten und muntere Eselskarren an ihnen vorbei zum Markt fuhren, waren sie noch immer schweigsam. Sie kamen an der Kirche Santa Maria Maggiore vorbei, und Mutter Fanziska wandte sich nach rechts in die Via Merulana.

"Wohin gehen wir?" fragte Schwester Valeria.

"Wir wollen nach Sant'Antonio gehen. Dort habe ich manchmal gebeichtet. Sicher sind schon Patres in der Kirche."

Sie fanden einen, und Mutter Franziska trat in den Beichtstuhl. Sie hatte ein langes Gespräch mit dem Pater, und als sie herauskam, war sie bleich und schien aufgeregt. Sie bat Schwester Valeria, auch den Pater aufzusuchen, und er legte ihr nahe, treu zur Mutter zu stehen und sie nicht allein zu lassen. Nach stundenlangem Gebet gingen sie endlich das letzte Stück zum Bahnhof. Sie mußten bis Mittag warten und saßen schon lange vor der Abfahrt im bereitgestellten Zug. Schwester Valeria wollte ein Gespräch anfangen, denn sie fühlte sich trotz allem durch den Reiz dieses Abenteuers angeregt. Sie stellte sich vor, wie jetzt Pfarrer Joch ins Mutterhaus kam und die Mutter nicht mehr antraf. Darüber konnte sie sich richtig freuen. Und erst einmal in Wien, würde die Mutter jetzt vielleicht einsehen, daß es besser wäre, sich von Rom zu trennen. Aber auf keines ihrer Worte bekam sie eine Antwort. Mutter Franziska war ins Gebet versunken. Sie sagte nur:

"Wir wollen die Fahrt in Padua unterbrechen. Beim heiligen Antonius werde ich Hilfe finden."

Am späten Nachmittag kamen sie dort an und verharrten im Gebet am Grab des großen Heiligen, bis die Kirche geschlossen wurde. Sie erreichten noch einen Nachtzug nach Venedig, wo sie wieder lange warten mußten, bis der Zug nach Wien einlief.

Samstag morgen (11. April) kamen sie endlich dort an. Schwester Valeria sorgte dafür, daß Mutter Franziska sich bald zurückziehen und ausruhen konnte. Ein Telegramm aus Rom erwähnte niemand.

Natürlich blieb ihre Ankunft nicht unbemerkt. Wie jeden Samstag erschien Monsignore Karpf, um die Beichten der Schwestern zu hören. Er wurde der Mutter vorgestellt. Sie erzählte ihm, warum sie zurückgekommen sei. Sie mache sich erste Sorge um das, was jetzt in Rom geschehe. Monsignore beruhigte sie. Er selbst werde an Monsignore Jacquemin nach Rom schreiben und ihr von der Antwort Mitteilung machen.

Am Morgen des 10. April saß in Rom der Kardinalvikar in seinem Arbeitszimmer und sah die eingegangene Post durch. Da lag auch ein Telegramm aus Wien. Aha, die Antwort auf die in seinem Auftrag gestern telegraphierte Aufforderung, die Generaloberin solle nach Rom zurückkommen. Da stand es: "Mutter Generaloberin nicht in Wien". Dann waren die Vermutungen Monsignore Jacquemins falsch. Der Fall wurde komplizierter. Wenn eine einfache Schwester wegläuft ohne zu sagen, wohin, gilt das als Flucht aus dem Kloster, und es lassen sich die vom Kirchenrecht vorgeschriebenen Schritte unternehmen. Aber eine Generaloberin? Bei ihr kann man nicht von Flucht reden, denn sie kann ohne Angabe von Gründen und Ziel verreisen, wird aber im Normalfall ihre Vertreterin oder die Hausoberin informieren. Unterläßt sie das bewußt, muß man annehmen, daß etwas nicht stimmt. Genausogut kann ein ganz harmloser Grund für ihr Verhalten vorliegen. Immerhin muß Monsignore Jacquemin von der Antwort benachrichtigt werden. Er rief seinen Sekretär und beauftragte ihn, einen Boten zu ihm zu schicken.

Monsignore war damit beschäftigt, den Bericht an den Kardinalvikar aufzusetzen, als der Bote erschien. Dann war Mutter Franziska also nicht in Wien. Das mußte er gleich mit Pfarrer Joch besprechen.

Als er hinkam, wurde ihm schon an der Tür gesagt, Pfarrer Joch sei sehr krank, der Arzt habe ein Typhusfieber festge-

stellt. Monsignore Jacquemin erklärte, er müsse ihn dringend sprechen und wurde vorgelassen. Der Pfarrer lag mit gerötetem Gesicht im Bett und schien ihn nicht einmal zu bemerken. Monsignore griff sich einen Stuhl und versuchte, die Aufmerksamkeit des Pfarrers zu erregen.

"Die Antwort aus Wien ist da. Mutter Franziska ist nicht dort."

Pfarrer Joch schien aus weiter Ferne zurückzukommen.

"Nicht in Wien? Mutter Franziska? Ach, jetzt weiß ich es. Sie ist nicht dort? Wo mag sie dann sein? Ich möchte beinahe annehmen, sie will nach Amerika zurück. Sie will wohl dort Beschwerde über mich führen. Das sollte man verhindern. Ich weiß, daß nächsten Donnerstag ein Dampfer in Genua abfährt; ich wollte eventuell selbst dieses Schiff benutzen. Der Kardinalvikar müßte jemanden nach Genua schicken, um die Mutter zurückzuhalten."

"Daß sie nach Amerika will, wäre möglich, Herr Pfarrer, aber ich glaube das nicht. Ich vermute etwas Anderes. Sie ist seinerzeit von den Franziskanerinnen in den Orden der Karmeliterinnen übergetreten, weil sie die franziskanische Armut in strenger Form wollte. Vielleicht ist die alte Sehnsucht wieder wachgeworden. Ich möchte deswegen annehmen, sie ist nach Assisi gefahren, um in den Orden der Klarissinnen einzutreten."

"Mag sie hingefahren sein, wohin sie will. Jetzt muß der Kardinalvikar etwas unternehmen. Sie werden sicher einen Bericht an ihn aufsetzen. Ich halte es für richtig, wenn Sie darin angeben, daß Mutter Franziska erklärt hat, sie wolle nach Rom gehen, um ihre Absetzung zu beantragen. Ich hatte Ihnen das wohl gestern schon gesagt."

"Ich werde daran denken. Leben Sie wohl, Herr Pfarrer. Ich wünsche Ihnen gute Besserung."

Am Nachmittag arbeitete Monsignore an seinem Bericht weiter. Es wurden sieben Anklagepunkte gegen die Generaloberin

daraus. Eine Reihe Schwestern wurden genannt, die sie nicht gut, ja ungerecht behandelt habe. Bemängelt wurden unnötige und kostspielige Versetzungen in Amerika. Den Schluß bildete der Hinweis auf die Abreise der Generaloberin mit unbekanntem Ziel. Waren die Punkte etwa zu scharf formuliert? Aber der Kardinalvikar wollte ein klares Bild der Situation haben. Immerhin konnte es gut sein, wenn noch jemand anders die Eingabe durchlas. Pfarrer Joch war zu krank. Kurz entschlossen packte Monsignore seine Ausarbeitungen zusammen, begab sich trotz vorgerückter Stunde ins Irische Kolleg zu P.Döbbing und legte ihm die Akte vor. Der Pater las sie sorgfältig durch.

"Da sind einige scharfe Vorwürfe darin, Monsignore. Sie sprechen von dem Verhalten der Mutter gegenüber bestimmten Schwestern. Sollte man nicht erst mit jeder von ihnen sprechen, damit kein Irrtum unterläuft?"

"Sie können sich darauf verlassen, Herr Pater, daß alles seine Richtigkeit hat. In fast alle genannten Fälle wurde ich persönlich hineingezogen und habe darüber mit der Mutter brieflich oder mündlich verhandelt. Die Tatsachen stimmen, sind aber im einzelnen nicht so wichtig. Es sind nur Beispiele, aus denen man die allgemeine Haltung der Mutter ablesen kann, vor allem ihre Unberechenbarkeit und Strenge, die mitunter bis zur Ungerechtigkeit geht. Ich meine, es müßte sich daraus die Notwendigkeit ergeben, sie in diesem Amt zu ersetzen. Herr Pfarrer Joch bat mich, in meine Eingabe hineinzunehmen, daß Mutter Franziska mit der Absicht nach Rom gekommen sei, als Generaloberin abzutreten. Ich kann das zwar nicht glauben, habe ihm aber den Gefallen getan. Lesen sie Punkt 6:

> Während sie noch in Amerika war, hat sie zweimal erklärt, sie wolle nach Rom fahren, damit Eure Eminenz sie ihres Amtes enthebe. Es ist in der Tat so: wenn ihrem abwegigen Vorgehen nicht wirksam Einhalt geboten wird, besteht die größte Gefahr, daß die gesamte Kongregation moralisch und materiell einen kaum wiedergutzumachenden Schaden erleidet.

"Ja, Monsignore, wenn man das liest, bietet sich als beinahe einziges Mittel die Absetzung der Generaloberin an. Haben Sie denn schon einmal überlegt, wer sie ersetzen könnte?"

"Ich kann Ihnen sofort eine Schwester nennen, die dazu geeignet wäre: Schwester Johanna. Sie ist bei allen Schwestern beliebt und hat die nötigen Fähigkeiten. In den Jahren, da sie in Amerika Vertreterin der Generalmutter war, hat sie sich bestens bewährt."

"Wie kommen Sie eigentlich in Punkt 7 dazu, als Reiseziel der Generaloberin Assisi anzugeben?"

"Sie hat es nicht ausdrücklich erklärt. Aber bei ihrer Liebe zur franziskanischen Armut nehme ich an, daß sie dorthin gegangen ist. Herr Pfarrer Joch ist da anderer Ansicht. Er glaubt, sie fahre nach Amerika zurück und werde am 16. April den Dampfer in Genua nehmen. Seine Gründe sind mir nicht einsichtig, aber er kann natürlich recht haben."

"Der Punkt ist schließlich nicht wesentlich. Lassen Sie alles stehen, wie es ist, und reichen den Bericht so ein."

Am nächsten Morgen (11. April) suchte Monsignore den Kardinalvikar auf und legte ihm seine Eingabe vor. Der Kardinal überlas sie und bedankte sich für die rasche Erledigung. Er werde entsprechende Schritte unternehmen.

Nachdem Monsignore Jacquemin gegangen war, überlegte der Kardinalvikar, was zu tun sei. Besser, erst die Visitation vornehmen zu lassen. Er rief seinen Sekretär.

"Fertigen Sie bitte ein Schreiben aus an P.Bernhard Döbbing, Franziskaner, wohnhaft im Irischen Kolleg, mit dem Auftrag, im Mutterhaus der Schwestern von der Schmerzhaften Mutter eine Visitation durchzuführen."

"Soll eine entsprechende Mitteilung auch an die Generaloberin gehen, Eminenz?"

"Nein. Sie ist nicht da. Außerdem ist es besser, wenn die Visitation unangemeldet erfolgt."

Montag morgen (13. April) erschien P.Döbbing im Mutterhaus, legte der Oberin das Schreiben des Kardinalvikars vor und bat, die Schwestern zur Eröffnung der Visitation zusammenzurufen.

"Aber, Hochwürdiger Herr Pater, unsere Mutter ist nicht da."

"Ich werde diese Visitation in ihrer Abwesenheit durchführen. Mein Auftrag gilt auch für diesen Fall."

Den versammelten Schwestern erklärte er, er komme im Auftrag der höchsten kirchlichen Stelle. Er werde ihnen einige Fragen stellen. Es sei ihre Pflicht, ihm nichts vorzuenthalten und die Fragen offen zu beantworten. Dann begab er sich mit Schwester Oberin ins Sprechzimmer. Sie ahnte, weswegen er kam.

"Herr Pater," begann sie sofort,"Sie kommen bestimmt wegen der Abreise unserer Mutter nach Wien."

"Ja, Schwester Oberin, aber dorthin ist sie nicht gegangen. Der Herr Kardinalvikar hat telegraphisch anfragen lassen, und die Antwort lautete, sie sei nicht dort."

"Dann weiß ich nicht, wohin sie gefahren sein könnte."

"Eine andere Frage. Wie laufen die Dinge hier? Was können Sie mir sagen über die Mutter Generaloberin? Sind Sie zufrieden mit der Art, wie sie die Gemeinschaft leitet, wie sie sich den Schwestern gegenüber verhält?"

"Da kann ich Ihnen nichts sagen, Herr Pater. Ich bin erst vor kurzem aus Amerika gekommen und habe noch zu wenig Einblick in die hiesigen Verhältnisse."

"Sie brauchen sich nicht zu fürchten, mir alles zu sagen. Einem Visitator darf man nichts verheimlichen."

"Ich weiß nichts zu sagen."

"Dann lassen wir es dabei. Rufen Sie mir jetzt bitte Schwester Canisia."

Schwester Johanna war froh, so rasch beim Visitator entlassen zu sein und schickte Schwester Canisia zu ihm. Die

Unterredung dauerte länger. Die Schwester beklagte sich über die Generalmutter und bemerkte, sie halte keine Ordnung in der Buchführung, berate sich auch mit keiner andern Schwester. Danach ließ P.Döbbing Schwester Irene rufen, die verschiedene Beschwerden über die Generaloberin vortrug. Unter anderm habe sie bei der Einkleidung Schwester Valeria ungebührlich bevorzugt. Auch sie kritisierte die Buchführung der Mutter. Der Visitator begnügte sich mit diesen Aussagen und ging nach Hause.

Nun galt es, einen klaren Bericht über die Ergebnisse der Visitation aufzusetzen. Er machte sich sofort ans Werk. Nach den Aussagen der Schwestern konnte er die Vorwürfe Monsignore Jacquemins nur bestätigen. Das Verhalten Mutter Franziskas war tatsächlich nicht mehr tragbar, zumal sie guten Worten nicht zugänglich war und sich sogar den geistlichen Leitern gegenüber ablehnend verhielt. Alles das ließ sich in einigen Sätzen zusammenfassen. Der Kardinalvikar erwartet aber von einem Visitator noch praktische Vorschläge. Der einfachste: die Generaloberin wird abgesetzt. Ein solcher Vorschlag hatte aber nur dann einen Sinn, wenn man eine Nachfolgerin empfehlen konnte. Nach dem, was er von Monsignore gehört hatte, kam dafür nur Schwester Johanna in Frage. Am besten nannte man sie gleich. Die Absetzung einer Generaloberin muß natürlich durch ein offizielles Dokument geschehen, das ihr zu überreichen ist. Aber wie kann man sie erreichen, wenn niemand weiß, wohin sie gegangen ist? In Wien ist sie nicht. Daß sie nach Assisi ging, ist in höchstem Maße unwahrscheinlich. Bleibt nur die Idee von Pfarrer Joch, daß sie das Schiff nach Amerika nimmt. Am besten schlägt man vor, einen Beauftragten oder Pfarrer Joch selbst nach Genua zu schicken, damit er sich die Fahrkarte aushändigen läßt und die Mutter nach Rom zurückbeordert. Nun noch ein paar lobende Schlußworte über den guten Geist der Schwestern und die väterliche Sorge der geistlichen Leiter, und der Bericht kann abgegeben werden.

Am Nachmittag bat P.Döbbing um eine Audienz beim Kardinalvikar. Er wurde sogleich vorgelassen. Gemeinsam gingen

sie die einzelnen Punkte des Berichtes durch. Der Kardinal war sichtlich beeindruckt von dem ungünstigen Bild, das von Mutter Franziska da gezeichnet wurde. Daß es so schlimm war, hatte er nicht erwartet.

"Unter diesen Umständen, Herr Pater Döbbing, sollte man wirklich etwas tun. Aber Ihre Vorschläge scheinen mir reichlich übereilt. Die Absetzung einer Generaloberin durch ein offizielles Dokument mit gleichzeitiger Ernennung der Nachfolgerin ist ungewöhnlich. Normalerweise läßt man von den Schwestern eine neue wählen."

"Wenn ich Eure Eminenz darauf hinweisen darf: eine Wahl würde Zeit brauchen, und inzwischen könnte der größte Schaden für den Orden entstehen. Aus Verantwortung für den Fortbestand und den vorerst noch guten Geist der Schwestern halte ich ein rasches Eingreifen für vertretbar, ja notwendig."

"Nach Ihrem Bericht sieht es wirklich so aus. Aber bei der Ernennung der neuen Generaloberin ist Vorsicht geboten. Haben tatsächlich beide, Monsignore Jacquemin und Pfarrer Joch, Schwester Johanna empfohlen?"

"Monsignore hat mir das klar zu verstehen gegeben. Mit Pfarrer Joch habe ich nicht persönlich gesprochen."

"Dann tun Sie das gleich, Herr Pater. Ich möchte da sichergehen. Den anderen Vorschlag, Herrn Pfarrer Joch nach Genua zu schicken, halte ich für wenig angebracht. Es ist doch sehr fraglich, ob die Generaloberin nach Amerika will. Die Suche nach ihr im Hafen von Genua könnte leicht lächerlich wirken. Davon wollen wir absehen. Mutter Franziska wird von ihrer Absetzung schnell genug erfahren. Gehen Sie jetzt erst zu Pfarrer Joch und berichten mir sofort, was er meint. Ich werde inzwischen überlegen, welche Form der Absetzung ich wählen werde."

P.Döbbing ging zu Pfarrer Joch und war erschrocken, ihn so krank vorzufinden.

"Entschuldigen Sie, Herr Pfarrer, daß ich Sie belästigen muß, aber der Herr Kardinalvikar besteht darauf, Ihre Meinung

zu hören. Ich war beauftragt, im Mutterhaus der Schwestern von der Schmerzhaften Mutter eine Visitation durchzuführen. Ich will Sie nicht mit den Ergebnissen belasten. Jedenfalls denkt der Kardinal daran, Mutter Franziska abzulösen und eine neue Generaloberin zu ernennen. Monsignore Jacquemin hat Schwester Johanna vorgeschlagen und gemeint, auch Sie würden sie empfehlen. Ich persönlich habe bei der Visitation allerdings das Gefühl gehabt, Schwester Johanna sei mir gegenüber nicht aufrichtig gewesen. Wie wäre es mit Schwester Canisia? Von ihren Aussagen und ihrer Einstellung hatte ich den besten Eindruck."

"Schwester Canisia würde ich nicht empfehlen. Nein. Wenn schon eine neue Generaloberin, dann nur Schwester Johanna."

P.Döbbing verabschiedete sich, begab sich zum Ordinariat und traf den Kardinalvikar noch an. Er berichtete von der Unterredung mit Pfarrer Joch. Der Kardinal erklärte, er habe sich alles überlegt und werde die Absetzung veranlassen.

"Morgen früh wird Ihnen mein Sekretär die Dokumente überbringen. Dann können Sie in meinem Auftrag im Konvent der Schwestern die Verfügung verlesen."

Am 14. April kam P.Döbbing ins Mutterhaus. Wieder bat er die Oberin, die Schwestern zusammenzurufen, er habe eine wichtige Mitteilung der höchsten kirchlichen Stelle zu verkünden. Bald saßen sie alle in dem kleinen Saal neben der Kapelle. Die Visitation von gestern hatte sie schon aufgeregt. Sie ahnten auch jetzt nichts Gutes. P.Döbbing betrat ernst und würdevoll den Raum, sprach mit den Schwestern ein gemeinsames Gebet und setzte sich.

"Meine lieben Schwestern, Sie wissen, daß Ihre Generaloberin, Mutter Franziska, letzten Donnerstag abgereist ist. In der Annahme, sie sei in Wien, ließ der Herr Kardinalvikar telegraphisch dort anfragen, und es kam die Antwort, sie sei nicht dort. Der Herr Kardinalvikar sieht sich daher veranlaßt, folgende Verordnung zu treffen, die ich Ihnen jetzt vorlese.

Generalvikariat der Diözese Rom. 14. April 1896

Aus Gründen und Motiven, die wir als wichtig erachtet und ernstlich erwogen haben, entbinden wir die Ehrwürdige Mutter Franziska vom Kreuz von dem Amt der Generaloberin des Ordensinstitutes, genannt von der Schmerzhaften Mutter. Allen Häusern dieses Institutes, gleich in welchem Land sie sich befinden, verbieten wir, ihr als Generaloberin Gehorsam und Unterwerfung zu geloben.

+ Luciano Maria Kardinal Parocchi.

Die Schwestern waren bestürzt. Mutter Franziska nicht mehr ihre Generalmutter? Das konnten sie sich nicht denken. Sie waren ihr so ergeben und liebten sie alle. Ein paar Schwestern begannen zu weinen. P.Döbbing griff nach einem zweiten Dokument.

Aufgrund der von uns verfügten Amtsenthebung der Generaloberin des Ordensinstitutes von der Schmerzhaften Mutter, der Ehrwürdigen Mutter Franziska vom Kreuz, ernennen wir hiermit als neue Generaloberin des genannten Institutes Schwester Maria Johanna Ankenbrand und bitten alle Häuser des genannten Institutes, ihr als Generaloberin den nach den Satzungen dieses Institutes schuldigen Gehorsam zu leisten.

Schwester Johanna hörte ihren Namen und erschrak. Sie sollte die gute Mutter Franziska ersetzen? Doch schon sprach P.Döbbing weiter:

"Schwester Johanna, Sie nehmen die Ernennung doch an?"

Der Schwester war es, als träume sie. Sie wußte nicht, was sie dazu sagen sollte.

"Hochwürdiger Herr Pater," brachte sie schließlich hervor, "das kann ich nicht. Sie müssen verstehen, dazu bin ich nicht geeignet. Ich kann das Amt nicht annehmen."

"Schwester, Sie haben doch Gehorsam gelobt."

"Ja."

"Dann müssen Sie der Aufforderung des Herrn Kardinalvikars Folge leisten. Sonst müßte ich dem Heiligen Vater berichten, Sie seien ungehorsam."

Der Gehorsam ging Schwester Johanna über alles. So gab sie unter Tränen ihre Zustimmung. Alle begaben sich in die Ka-

pelle, um Gott in einem Tedeum zu danken, wie es bei der Neuwahl einer Generaloberin Brauch ist. Schwester Johanna war es nicht zum Danken zumute. Während die Schwestern den Lobgesang anstimmten, legte sie schweren Herzens ihr großes Opfer dem Herrn zu Füßen. P.Döbbing berabschiedete sich von Schwester Johanna und sprach ihr Mut zu.

"Für Ihr neues Amt, Schwester Generaloberin, wünsche ich Ihnen den Segen Gottes. Nehmen Sie im Vertrauen auf seine Hilfe die neue Aufgabe auf sich. Für die ersten Schritte und die Benachrichtigung der Häuser setzen Sie sich am besten mit Monsignore Jacquemin in Verbindung."

Schwester Johanna konnte es immer noch nicht fassen, so von einem Tag auf den andern Generaloberin geworden zu sein. Es war, als sei die Mutter plötzlich gestorben. Nein, schlimmer. Denn dann hätte man in aller Ruhe eine neue Oberin gewählt. Warum nur diese überstürzte Anordnung? Die Abreise der Mutter konnte doch nicht der Grund dafür sein. Hatte sie vielleicht um Befreiung von ihrem Amt gebeten, und war ihr Weggang nur der äußere Anlaß? Es hatte keinen Zweck, darüber nachzugrübeln. Das Wichtigste war jetzt, die Schwestern zu beruhigen. Einige waren so aufgeregt, daß sie schon die Auflösung ihrer Gemeinschaft befürchteten, andere waren geradezu empört, wie man so mit ihrer geliebten Mutter verfahren konnte. Andere wollten beim Heiligen Vater Protest einlegen oder ein entsprechendes Schreiben an den Kardinalvikar richten. Schwester Johanna wies auf die unbegreiflichen Wege der Vorsehung hin. Sie sollten ihr Gottvertrauen nicht verlieren und treu zur Gemeinschaft stehen. Sie selbst werde sich mit Monsignore beraten, was zu tun sei.

Am nächsten Tage suchte sie ihn auf. Sie wollte vor allem etwas erfahren über die Motive der Maßnahme. Monsignore zeigte sich zurückhaltend. Der Herr Kardinalvikar habe ernste Gründe für den Wechsel. Mutter Franziska habe es bei ihrem Gesundheitszustand wirklich nötig, sich einmal zu erholen und von der Verantwortung als Generaloberin befreit zu sein.

"Ich weiß, Schwester Johanna, Ihr neues Amt ist schwer. Wenn Sie nicht weiterwissen, kommen Sie ruhig zu mir. Ich werde mein Möglichstes tun, damit der Orden keinen Schaden nimmt."

"Ja, Monsignore, aber was werden die Schwestern in den anderen Häusern zu der Änderung sagen? Viele werden mit mir als Generaloberin nicht einverstanden sein. Ich weiß nicht, wie ich ihnen das mitteilen soll."

"Machen Sie sich darum keine Sorgen, Schwester. Das werde ich in die Hand nehmen. Gleich in den nächsten Tagen setze ich ein Rundschreiben an die Häuser auf. Dann wird schon alles gut gehen."

Wieder allein überlegte Monsignore, welche Form er der Mitteilung von der Absetzung Mutter Franziskas geben konnte. Schwester Johanna hatte schon recht mit den Bedenken, wie es die Schwestern aufnehmen werden. Er mußte sein Schreiben so vorsichtig abfassen, daß es nicht zu einer Spaltung des Ordens kam.

Da erhielt er einen Brief aus Wien von Monsignore Karpf. Mutter Franziska war also doch dort. Ihr mußte von der Absetzung Mitteilung gemacht werden; das ging allem andern vor. Wie wird sie es aufnehmen? Monsignore wußte es: sie wird sich in heroischem Gehorsam der Entscheidung des Kardinalvikars unterwerfen. Aber in Wien war auch Schwester Valeria. Sie hatte großen Einfluß auf die Mutter und konnte sie eventuell dazu bewegen, nicht zu verzichten, Protest an höchster Stelle einzulegen und sich gegebenenfalls mit einem Teil der Schwestern vom Mutterhaus in Rom trennen. Er nahm noch einmal den Brief vor. Das Erzbischöfliche Ordinariat in Wien wollte Auskünfte. Es sollte sie bekommen. Er wird einfach eine Abschrift der Dekrete des Kardinalvikars über die Absetzung und die Ernennung der neuen Generaloberin als Antwort an Monsignore Karpf schicken. Dann war es Sache des dortigen Erzbischofs, Mutter Franziska und die dortigen Schwestern davon in Kenntnis zu setzen.

Am Montag schickte Monsignore Jacquemin den Rundbrief an alle Häuser des Ordens außerhalb Roms. Er wies die Schwestern darauf hin, die Vorsehung Gottes habe es gefügt, daß sie eine neue Mutter haben sollten. Er bitte daher alle, sobald als möglich einen gemeinsamen Brief an die neue Generaloberin, Mutter Maria Johanna, zu richten, darin ihre treue Ergebenheit zum Ausdruck zu bringen und der neuen Mutter Gehorsam zu geloben. Alle Schwestern sollten diesen Brief unterschreiben.

Reaktionen

In den Häusern in Amerika schlug der Brief Monsignore Jacquemins wie ein Blitz ein. Eine Schwester schrieb in ihr Tagebuch:

> Wir fühlten uns schrecklich. Wir redeten, weinten und besprachen uns miteinander. Wir wußten nicht, was wir tun sollten.

Niemand wollte den von Monsignore geforderten Brief der Unterwerfung unter die neue Generaloberin schreiben. Es wurde überlegt, wie man gegen die Absetzung der geliebten Mutter vor gehen könne. Die Oberinnen von Menomonie, Tomahawk und Rhinelander befragten ihren Bischof, ob und wie man Protest einlegen solle. Auf seinen Rat beschloß man in Menomonie, an Monsignore Jacquemin zu schreiben, um die Gründe der Absetzung zu erfahren, denn davon stand nichts in seinem Rundbrief.

Monsignore Jacquemin kam durch diese Anfrage in Verlegenheit. Die Abreise Mutter Franziskas durfte er nicht als Grund angeben. Nachdem feststand, daß sie in das Haus nach Wien gefahren war, konnte man nicht mehr von Flucht aus dem Kloster sprechen. So griff er auf den schon seinerzeit von ihm bemängelten Fall zurück, daß sie der Schwester Anastasia das

Ordenskleid entzogen habe. Er fügte einige allgemeine Dinge hinzu: sie habe die gemeinsamen Übungen versäumt, habe manchen Schwestern unberechtigt den Empfang der heiligen Kommunion verweigert. Schließlich wies er darauf hin, falls Mutter Franziska freiwillig auf den Posten verzichtet habe, könne sie ja wiedergewählt werden.

Die Schwestern konnten alles das nicht glauben. Die angegebenen Gründe waren zu fadenscheinig. Am besten sei es - zu diesem Schluß kamen sie -, an Mutter Franziska selbst zu schreiben. In ihre Überlegungen hinein kam ein Telegramm aus Wien: "Wien trennt sich von Rom. Valeria."

War das die Reaktion des Hauses in Wien? Das wollten die Schwestern in Amerika nicht mitmachen. Erst sollte Mutter Franziska selbst ihnen sagen, was sie tun sollten. Jede Schwester schrieb nun einen persönlichen Brief an Mutter Franziska und versicherte ihr unverbrüchliche Treue.

Seit der Ankunft Mutter Franziskas in Wien war eine Woche vergangen. Die ersten Tage der Ruhe hatten ihr gut getan. Dann aber kamen die Sorgen wieder. Der gefürchteten Unterredung mit Pfarrer Joch hatte sie ausweichen können. Wie wird er das hingenommen haben? Bei seinem Temperament sicher nicht ohne heftigen Protest. Sie erinnerte sich an seine Reaktion in Denville, als sie ihn wegen seiner Tätigkeit im Kurhaus zur Rede gestellt hatte. Ob in Wien ähnliche Gefahren bestanden? Auch hier waren Schwestern in einem Krankenhaus tätig. Als sie einmal von ihrer Arbeit nach Hause kamen, fragte sie die Mutter, ob sich der Hausgeistliche in die Pflege der Kranken einmische. Sie erhielt die beruhigende Antwort, daß das nicht der Fall sei.

Wieder war es Samstag (18. April) geworden, und Monsignore Karpf kam zu den Schwestern, um die Beichten zu hören. Danach traf er sich mit Mutter Franziska und Schwester Valeria im Sprechzimmer.

"Nun, Ehrwürdige Mutter, wie geht es Ihnen? Schwester Oberin hat sicher gut für Sie gesorgt. Ich habe an Monsignore Jacquemin nach Rom geschrieben, aber noch keine Antwort."

Das war wie ein Stichwort für Schwester Valeria. Sie griff sofort ein:

"Ich habe schon immer gesagt, Monsignore, daß Monsignore Jacquemin zuviel in unsere Gemeinschaft hineinregiert. Ich weiß aus sicherer Quelle, daß er die Schwestern in Amerika durcheinanderbringt. Monsignore, können Sie nicht den Hochwürdigsten Herrn Erzbischof beeinflussen, daß er gegen diese Umtriebe in Rom Protest einlegt?"

"Nein, Schwester, das kann er nicht tun, es läge außerhalb seiner Zuständigkeit."

Mutter Franziska lenkte ein.

"So scharf möchte ich nicht über Monsignore Jacquemin urteilen. Trotz mancher Meinungsverschiedenheiten habe ich den Eindruck, daß er sich für das Wohl unseres Ordens einsetzt. Ich hätte doch noch einmal mit ihm sprechen sollen."

"Lassen Sie es gut sein, Ehrwürdige Mutter. Ich erwarte seine Antwort auf mein Schreiben,dann werden wir weiter sehen."

Schwester Valeria war mit dem Ausgang des Gesprächs nicht zufrieden. Sie wäre gern noch auf ihren Plan zu sprechen gekommen, Wien und die Häuser in Amerika von Rom zu trennen, auch wenn die Mutter bisher jede in diese Richtung gemachte Andeutung zurückgewiesen und statt dessen die Schwestern gemahnt hatte, sie sollten darum beten, daß keine Spaltung in die Gemeinschaft komme. Sie mußte noch einmal mit ihr reden. Am nächsten Tag traf sie sie auf dem Gang vor der Kapelle und sprach sie an.

"Ehrwürdige Mutter, lassen Sie mich auf das zurückkommen, was wir gestern mit Monsignore Karpf besprochen haben. Glauben Sie nicht, es sei jetzt an der Zeit, sich von Rom zu trennen? Wer weiß, was dort geschieht. Bevor man gegen Sie vorgeht, sollten wir von hier aus etwas tun."

Mutter Franziska schien darüber nachzudenken. Sie blieb eine Weile still und sagte dann:

"Liebe Schwester Valeria, wir sollten nichts übereilen. Warten wir ab und beten wir."

Sie war voller Vertrauen auf die Vorsehung Gottes. Schwester Valeria hörte etwas anderes aus der Antwort heraus. Zum ersten Mal hatte die Mutter ihre Vorschläge nicht zurückgewiesen. Auf was wollte sie aber warten? Besser, man tat etwas, anstatt auf unbestimmte Dinge zu warten. Ein Gedanke tauchte in ihr auf: wir in Wien erklären einfach, wir wollen uns von Rom trennen. Und wenn man die Schwestern in Amerika dazu brachte, das gleiche zu tun, wird die Mutter nicht mehr dagegen sein. Schwester Valeria überdachte ihren Plan einige Tage und entschloß sich. Sie schickte ein Telegramm nach Menomonie: "Wien trennt sich von Rom."

Monsignore Karpf erhielt die Antwort von Monsignore Jacquemin. Er war darüber zutiefst erschrocken. Gleich an nächsten Tag begab er sich ins Ordinariat zu Erzbischof Angerer. Wie immer begrüßten sie sich herzlich.

"Mein lieber Monsignore, was bringen Sie mir heute?"

"Exzellenz, es handelt sich wieder einmal um die Schwestern in Simmering. Das letzte Mal wollte eine gehen, diesmal soll eine gehen. Klarer gesagt: Die Generaloberin, Mutter Franziska, ist unerwartet hierher gekommen. Sie wurde mir vorgestellt, und ich habe von ihr einen sehr guten Eindruck gewonnen. Sie erzählte mir von ihren Sorgen und daß sie von Rom weggegangen sei, ohne mit Monsignore Jacquemin einig zu sein. Ich versprach ihr, mich um ihr Anliegen zu kümmern, und habe ihm geschrieben. Gestern bekam ich als Antwort die Abschrift eines Erlasses des Kardinalvikars, in dem Mutter Franziska als Generaloberin abgesetzt und eine neue ernannt wird. Er legte noch einen Rundbrief bei, den er an alle auswärtigen Schwesternhäuser geschickt hat mit der Aufforderung, sich der neuen Generaloberin zu unterwerfen. Offenbar sollen wir das hiesige Haus über den Wechsel der Generaloberin informieren."

"Das ist ein eigenartiges, mir nicht begreifliches Vorgehen, Monsignore. Für die Absetzung einer Oberin sind doch

bestimmte Formalitäten zu erfüllen. So ohne weiteres kann auch der Herr Kardinalvikar das nicht machen. Schreiben Sie doch in meinem Auftrag an Monsignore Jacquemin um nähere Aufklärung über die Umstände und Gründe. Wir wollen dann vorläufig den Schwestern - und Mutter Franziska - noch nichts davon sagen. Vielleicht liegt ein Irrtum vor. Wenn nicht, sollten wir versuchen, die Absetzung rückgängig zu machen, denn ich halte eine solche Maßnahme für unberechtigt und ausgesprochen ungerecht gegen die brave Mutter."

"Das dürfte schwierig sein. Wir wissen einfach zu wenig über das, was in Rom vor sich gegangen ist."

"Man sollte einen Kurier hinschicken, aber das sähe zu amtlich aus und als wollten wir uns in Dinge einmischen, die uns nichts angehen."

"Ich werde Ihrem ersten Vorschlag folgen, Exzellenz, und an Monsignore Jacquemin schreiben. Bis wir die Antwort haben - und das kann eine Weile dauern -, sind wir im ungewissen. Deswegen halte ich auch Ihren andern Vorschlag für richtig, sofort jemanden nach Rom zu schicken, um neben der amtlichen Version die Hintergründe auszukundschaften. Und dafür halte ich Schwester Valeria für geeignet. Sie ist klug genug, die etwas heikle Sendung zu übernehmen. Es wird für sie eine unangenehme Überraschung sein, wenn sie in Rom von der Absetzung Mutter Franziskas erfährt. Sie wird natürlich vermuten, daß wir davon wußten, aber gleich begreifen, daß wir die Absicht haben, gegen die Maßnahme vorzugehen, und daß der eigentliche Grund ihrer Entsendung darin besteht, die Möglichkeiten für einen solchen Schritt zu erkunden."

"Also, Monsignore, dann bereiten Sie Schwester Valeria auf eine solche Reise vor."

"Das will ich tun. Ich werde auch mit Mutter Franziska sprechen. Schwester Valeria hat mir gesagt, sie wolle sie bei ihrem geschwächten Gesundheitszustand dazu bewegen, für ein paar Wochen zu ihrer Schwester nach Bamberg zu fahren. Das werde auch ich ihr raten und ihr dann sagen, daß Schwester Valeria in Ihrem Auftrag nach Rom fahren soll, um uns ein genaues Bild zu geben von dem, was dort gespielt wird."

Mutter Franziska war einverstanden, Schwester Valeria über den Auftrag erfreut. Sie konnte die Schwestern im Mutterhaus darüber aufklären, warum die Mutter so plötzlich nach Wien gereist war, konnte Monsignore Jacquemin gegenübertreten, vielleicht sogar etwas für die Trennung von Rom tun, und das alles noch dazu im Auftrag des Erzbischofs von Wien. Sie ließ es sich nicht mehmen, die Mutter für die Fahrt nach Bamberg zum Bahnhof zu begleiten. Sie wünschte ihr eine glückliche Reise und gute Erholung. Mutter Franziska freute sich auf das Wiedersehen mit ihrer Schwester Hedwig, dachte aber auch an den Auftrag des Erzbischofs für Schwester Valeria. Bevor sie sich trennten, wandte sie sich noch einmal an sie.

"Schwester, wenn Sie jetzt nach Rom kommen, werden Sie es dort nicht leicht haben. Denken Sie an das, was Monsignore Karpf Ihnen aufgetragen hat. Es geht um den Frieden und den Fortbestand unseres Ordens. Es war vielleicht falsch von mir, hierher zu kommen und der Auseinandersetzung auszuweichen. Ich hätte mich stellen müssen. Jetzt will der Herr Erzbischof, daß Sie hinfahren. Bleiben Sie fest, stehen Sie zu mir und tun Sie alles, was Sie können, für die gute Sache."

"Verlassen Sie sich auf mich, Ehrwürdige Mutter."

Der Zug rollte ab. Schwester Valeria begab sich nach Hause, um sich auf ihre Reise vorzubereiten. Am nächsten Tag saß sie im Zug nach Rom. Diesmal fuhr sie allein. Das war ungewöhnlich, aber es entsprach den Wünschen des Erzbischofs, und Mutter Franziska hatte nichts dagegen gesagt. Während der Zug durch die Frühlingslandschaft eilte, hob sich die Stimmung der Schwester. Ja, die Mutter konnte sich auf sie verlassen. Sie wird sich nicht scheuen, mit Monsignore Jacquemin ein ernstes Wort zu reden, notfalls auch zum Herrn Kardinalvikar gehen.

Der Empfang in Rom verlief anders, als sie gedacht hatte. Bei ihrer Ankunft im Mutterhaus befand sich gerade Schwester Johanna an der Pforte. Sie sprach sie sofort an.

"Schwester Valeria, wo kommen Sie her? Wohin haben Sie unsere Mutter gebracht?"

"Wir sind zusammen nach Wien gefahren. Mutter Franziska ist gesundheitlich sehr geschwächt und macht sich Sorgen um das, was inzwischen hier geschieht. Ich habe ihr zugeredet, zur Erholung zu ihrer Schwester nach Bamberg zu fahren. Dort befindet sie sich jetzt. Auf Wunsch des Herrn Erzbischofs von Wien bin ich hergekommen und soll bei den zuständigen Stellen Erkundigungen einziehen. Stimmt etwas nicht?"

"Ja, Schwester Valeria, es stimmt verschiedenes nicht. Die Schwestern sind sehr aufgeregt. Herr P.Döbbing war zur Visitation hier und hat Maßnahmen des Herrn Kardinalvikars gegen Mutter Franziska verlesen."

"Dann muß ich unbedingt den Herrn Kardinalvikar aufsuchen."

"Nein, Schwester Valeria. Das werden Sie nicht tun. Sie dürfen nur zu Herrn P.Döbbing, dem Rektor des Irischen Kollegs, gehen. Der wird Ihnen alles Nötige sagen."

Schwester Valeria war verwirrt. Was sollte das heißen? Hatte man etwas gegen die Mutter unternommen? Und warum sollte sie diesen Pater Döbbing fragen, den sie gar nicht kannte? Noch am gleichen Tage ging sie hin. Er empfing sie wenig freundlich.

"Was führt Sie her, Schwester Valeria? Wenn ich recht unterrichtet bin, sind Sie doch Oberin des Hauses in Wien. Wozu die weite Reise?"

"Herr Pater, ich bin hier im Auftrag des Herrn Erzbischofs von Wien. Er weiß um die Sorgen von Mutter Franziska und will wissen, was hier gespielt wird. Was ist mit unserer Mutter?"

"Fragen Sie nicht nach ihr. Sie ist nicht mehr Generaloberin. Von mir aus kann sie hingehen, wohin sie will, meinetwegen auch in die Welt zurückkehren."

"Aber Herr Pater, das ist doch nicht möglich. Davon weiß die Mutter ja gar nichts."

"Das interessiert mich nicht. Generaloberin ist jetzt Schwester Johanna, und Sie haben sich zu beugen."

Schwester Valeria ging nach Hause wie im Traum. Mutter Franziska abgesetzt? Das konnte nicht wahr sein. Das war sicher nur ein Wunschtraum Monsignore Jacquemins. Zum Herrn Kardinalvikar durfte sie nicht gehen. Kaum zu Hause, setzte sie sich hin und schrieb einen Brief an ihn: Monsignore Jacquemin mische sich immer wieder in die Angelegenheiten der Schwestern ein. Er wolle Mutter Franziska nicht mehr als Generaloberin haben. Das dürfe er, der Herr Kardinalvikar, nicht zulassen.

Schwester Johanna wußte jetzt, wo sich Mutter Franziska aufhielt. Sie kannte die Anschrift ihrer Schwester in Bamberg und sandte ein Telegramm dorthin, das die Mutter nach Rom rief. Zwei Tage später (2. Mai 1896) kam sie gegen Abend an. Als sie das Mutterhaus betrat, waren die Schwestern schon zur Ruhe gegangen. Von der Pförtnerin erfuhr sie alles über die Maßnahmen des Kardinalvikars. Sie begab sich sofort auf das Zimmer von Schwester Johanna und kniete vor ihrem Bett nieder. Als diese sah, daß es die Mutter war, setzte sie sich auf.

"Schwester Franziska, warum sind Sie abgereist, ohne mir zu sagen, wohin? Warum haben Sie das getan? Jetzt liegt die ganze Last des Ordens auf mir."

Mutter Franziska unterbrach sie.

"Ich weiß alles. Die Pförtnerin hat es mir erzählt. Es ist der Wille des Herrn. Was er macht, ist immer gut."

Gottes Wille war ihr immer über alles gegangen, und wenn die höchste kirchliche Autorität sprach, gab es für sie keinen Zweifel. Noch immer knieend versprach sie der neuen Generalmutter Treue und Gehorsam. Und die Worte kamen ihr aus dem Herzen. Eine tiefe Freude erfüllte sie. Wie oft hatte sie Gott gebeten, sie nicht als Generaloberin sterben zu lassen. Ihr Wunsch war erfüllt. Jetzt durfte sie Untergebene sein.

Schwester Johanna kamen die Tränen. Sie erhob sich und ließ auch Schwester Franziska aufstehen. Mit welcher Demut nahm sie die Absetzung an! Wenn sie mit dieser Ruhe und

Gottergebenheit unter die Schwestern trat, wird es ihnen leichter sein, die Neuregelung anzunehmen. Schwester Johanna dachte dabei besonders an die Schwestern in Wien. Aus dem Verhalten Schwester Valerias war zu entnehmen gewesen, daß man dort noch nichts von dem Wechsel wußte. Wenn sie jetzt Schwester Franziska wieder hinschickte und die Schwestern ihre auf einem unerschütterlichen Gottvertrauen gegründete Gelassenheit sahen, würden auch sie in ihrer Absetzung den Willen Gottes sehen und nicht unwillig werden oder protestieren.

Schwester Valeria war erstaunt, Mutter Franziska in Rom zu sehen. Dann war sie offenbar gestern aus Bamberg zurückgekommen. Das konnte nur bedeuten, daß sie von ihrer Absetzung erfahren hatte. An ihrem ganzen Verhalten erkannte Schwester Valeria, daß sie sich unterworfen hatte. Sie verstand das nicht. Wie konnte die Mutter so leicht nachgeben? Sie mußte doch daran denken, wie sehr die Schwestern ihr ergeben waren. Man durfte sie nicht alle enttäuschen. Und wenn viele Schwestern - sie dachte vor allem an die in Amerika - die neue Generaloberin ablehnten, konnte man das auch an höchster Stelle nicht übergehen. Aber es würde zu lange dauern, deren Meinungen einzuholen. Sie überlegte, ob es andere Möglichkeiten gab, etwas gegen die Absetzung der Mutter zu unternehmen. Es blieb noch die Hoffnung, daß der Erzbischof von Wien eingriff. Er hatte sie hierher geschickt und erwartete einen Bericht. Nur beim Kardinalvikar konnte sie es erfahren, ob der Wechsel der Generaloberin wirklich endgültig war. Er wird ihren Brief erhalten haben, aber sie wird trotz des Verbotes mit ihm persönlich sprechen müssen. Während sie darüber nachdachte, kam gegen Abend Schwester Franziska zu ihr.

"Liebe Schwester Valeria, Sie waren sicher überrascht, mich hier zu sehen. Ich wurde hergerufen. Ich bin nicht mehr Generaloberin. Die Last der Verantwortung wurde mir genommen und auf andere Schultern gelegt. Ich muß Ihnen gestehen, Schwester, daß mich das mit Freude erfüllt. Vielleicht können Sie das verstehen und meine Freude ein wenig teilen. Morgen fahre ich nach Wien zurück. Für Mutter Johanna ist es besser, wenn

ich von hier weggehe, dann kann sie in aller Freiheit ihr neues Amt ausüben. Es ist übrigens ihr Wunsch, daß Sie mich begleiten."

"Ich kann das alles nicht fassen, Mutter Generaloberin. Für mich sind Sie das immer noch. Vielleicht ist die Sache auch noch nicht abgeschlossen. Es ist möglich, daß der Herr Erzbischof von Wien auf meinen Bericht hin Schritte unternimmt, diese unglückliche Maßnahme rückgängig zu machen."

"Lassen Sie die Dinge sein, wie sie sind, Schwester Valeria. Es ist der Wille Gottes, dem wir uns beugen müssen."

"Ob es der Wille Gottes ist, können wir noch nicht mit Bestimmtheit sagen. Deswegen sollten wir den Schwestern in Wien vorerst nichts von der Absetzung sagen. Es könnte den Herrn Erzbischof in Verlegenheit bringen. Ihm steht es schließlich zu, den Entscheid des Herrn Kardinalvikars zu verkünden. Es liegt sicher im Willen Gottes, diesen Schritt abzuwarten."

"Sie können recht haben, Schwester. Ich werde in Wien mit Monsignore Karpf sprechen. Er wird mir die Wünsche des Herrn Erzbischofs mitteilen. Machen Sie sich heute abend schon reisefertig, damit wir einen frühen Zug nehmen können. Ich möchte noch einmal am Grab des heiligen Antonius in Padua beten."

Am nächsten Morgen holte sie Schwester Valeria von ihrem Zimmer ab. Es blieb keine Zeit, sich von den Schwestern zu verabschieden. Sie verließen das Haus. Schwester Valeria dachte an die gleiche Reise vor vier Wochen. Damals hatte sie die Idee einer Trennung von Rom. Jetzt war sie mit ähnlichen Plänen nach Rom gekommen und hatte gehofft, den Einfluß der Herren dort brechen zu können. Sie war zu spät gekommen. Hätten sie sich nur vorher von Rom getrennt. Aber vielleicht war es noch nicht zu spät. Es kam darauf an, wie sich das Ordinariat in Wien verhielt.

Die Schwestern in Wien freuten sich, daß die Mutter wieder bei ihnen war. Am Abend kamen alle zusammen, um sie zu begrüßen. Schwester Stanisla, die der Mutter besonders zugetan war, gab ihrer Freude laut Ausdruck, obgleich es ihr nicht

entging, wie niedergeschlagen sie war. Sie meinte, sie müsse sie aufmuntern.

"Ehrwürdige Mutter, Sie bleiben doch jetzt länger bei uns? Wir lassen Sie nicht so schnell wieder nach Rom fahren. Unsere Gemeinschaft hier ist viel schöner. Mit uns zusammen werden Sie nicht mehr traurig sein."

Lächelnd bemerkte Mutter Franziska mit einem Seitenblick auf Schwester Valeria:

"Schwester, sollen wir denn hier einen neuen Orden gründen?"

Alle lachten, nur Schwester Stanisla blieb ernst.

"An so etwas werde ich nie denken. Ich bleibe da, wo ich meine Profeß gemacht habe, und Sie bleiben bei uns."

Immer noch lächelnd wandte sich Mutter Franziska an die andern Schwestern.

"Was meinen Sie dazu?"

"Wir bleiben unserer Gemeinschaft treu. Wir sind Ordensschwestern und wissen, wem wir Gehorsam schulden," sagte eine.

Die Antwort machte die Mutter nachdenklich. War hier der Einfluß Schwester Valerias wirksam, oder hatten die Schwestern schon etwas von den Veränderungen erfahren? Sie mußte unbedingt mit Monsignore Karpf sprechen. Am nächsten Morgen bot sich die Gelegenheit. Er kam ins Haus, um Schwester Valeria nach den Ergebnissen ihrer Reise zu fragen. Er traf sie mit Mutter Franziska im Sprechzimmer.

"Ehrwürdige Mutter, welche Überraschung! Ich glaubte Sie in geruhsamer Erholung bei Ihrer Schwester. Ist Ihnen das Klima in Bayern nicht bekommen?"

Schwester Valeria schaltete sich sofort ein.

"Ach, Monsignore, Sie ahnen nicht, was sich in Rom ereignet hat. Man hat unsere gute Mutter abgesetzt und Schwester Johanna zur Generaloberin ernannt. Die Mutter wurde telegraphisch nach Rom gerufen, hat sich den Anordnungen unterwor-

fen und wurde von Schwester Johanna mit mir nach hier geschickt."

"Beruhigen Sie sich, Schwester Oberin. Wir sind am Ordinariat über die Maßnahmen des Herrn Kardinalvikars unterrichtet. Ich darf Ihnen, Mutter Franziska, das tiefe Bedauern des Herrn Erzbischofs über diesen Schritt aussprechen. Wir wissen noch nichts Näheres; auf meine Rückfrage bei Monsignore Jacquemin kam bisher keine Antwort. Haben Sie, Schwester Oberin, etwas über die Motive und Hintergründe erfahren können?"

"Wenig. Ich habe nur den Beichtvater, P.Döbbing, gesprochen, und er hat mich kurz abgefertigt. Zum Herrn Kardinalvikar durfte ich nicht gehen."

"Das ist schade. Dann müssen wir eben abwarten, was Monsignore Jacquemin schreibt. Bis dahin, Ehrwürdige Mutter, möchte ich Sie bitten, den Schwestern noch nichts von der Absetzung zu sagen. Der Herr Erzbischof wird alles versuchen, die Maßnahme rückgängig zu machen."

Mutter Franziska war diese Anordnung sichtlich unangenehm.

"Hochwürdigster Herr, ich verstehe Ihre Einstellung und bin dem Herrn Erzbischof für seine Bemühungen dankbar. Bedenken Sie aber meine schwierige Lage. Ich weiß, daß ich nicht mehr Generaloberin bin, soll aber die Schwestern im Irrtum lassen. Das widerstrebt mir, offen gestanden."

"Es ist eine Vorsichtsmaßnahme, Ehrwürdige Mutter, um den Frieden im Konvent nicht zu stören. Uns ist daran gelegen, daß der Wechsel im Amt der Generaloberin noch nicht amtlich bekanntgemacht wird. Sie brauchen nur zu schweigen."

"Ich will es versuchen, Hochwürdigster Herr, aber es wird schwer sein."

Schwester Valeria hatte noch Bedenken.

"Ich bin Ihnen dankbar, Monsignore, daß Sie um den Frieden unserer Kommunität besorgt sind. Es besteht aber die Möglichkeit, daß Schwester Johanna nach hier kommt. Wenn die Schwestern nicht wissen, daß sie die neue Generaloberin ist, gibt es große Verwirrung."

"Sie wird sich doch vorher anmelden. Für den eventuellen Fall können Sie der Pförtnerin die Anweisung geben, sie ohne unsere Genehmigung nicht einzulassen."

Schwester Valeria war mit den Entscheidungen des Ordinariates zufrieden. Es war immer noch Zeit, die Trennung von Rom voranzutreiben. Von Amerika war auf ihr Telegramm keine Antwort gekommen. Auch dort hatten die Schwestern inzwischen bestimmt von der Absetzung Mutter Franziskas erfahren. Sie wußten aber sicher zu wenig über die Hintergründe. So schrieb sie ihnen einen Brief, in dem sie auf die Ungerechtigkeit der Maßnahme hinwies. Dahinter stecke nur Monsignore Jacquemin. Sie sollten sich nach Wien wenden. Mutter Franziska sei hier, und der hiesige Erzbischof habe die Sache in die Hand genommen. Gelinge es ihm nicht, die Absetzung rückgängig zu machen, bleibe auch ihnen noch die Möglichkeit, sich mit Mutter Franziska und dem Haus in Wien von Rom zu trennen.

Mutter Franziska litt viel in diesen Tagen. Sie sollte nichts sagen, konnte sich aber doch nicht als Generaloberin geben. Sie nahm bei Tisch und in der Kapelle nicht den ersten Platz ein, sprach auch nicht den Tischsegen. Der zweite Platz war für die Hausoberin bestimmt. So setzte sie sich zur Verwunderung der Schwestern auf den dritten Platz. Die Schwestern wurden aus ihrem Verhalten nicht klar. War es nur Demut und Bescheidenheit? Eine Schwester wurde von der Oberin zum Dienst im Hospital bestimmt. Sie hörte, daß Mutter Franziska Einwände erhob: die Schwester sei zu jung für die Krankenpflege. Es geschah aber nichts. Die Schwester wunderte sich. Sollte eine Generaloberin weniger zu sagen haben als eine Hausoberin?

Mutter Franziska sagte nichts zu den Zweifeln der Schwestern. Sie setzte ihr ganzes Vertrauen auf Gott. Im festen Glauben an seine Vorsehung ließ sie die Mißverständnisse geschehen. Er wird ihr auch in dieser Situation helfen. Sie betete viel. Nächtelang verharrte sie mit besonderer Erlaubnis der Oberin in der Kapelle, so daß die Sakristanin sie nicht zu schließen brauchte.

Inzwischen erhielt Mutter Fanziska die Briefe von den Schwestern aus Amerika. Alle zeugten von einem großen Vertrauen zu ihr. Sie solle entscheiden, wie die Schwestern sich der Forderung Monsignore Jacquemins gegenüber verhalten sollten. In ihren Antworten gab die Mutter allen den Rat, sich der neuen Generaloberin zu unterwerfen. Auf einen Brief aus Menomonie antwortete sie:

> Haltet euch an die Weisungen von Monsignore Jacquemin, dann seid ihr auf dem rechten Weg.

Wie Monsignore später dem Kardinalvikar berichtete, brachten diese Briefe alle Häuser in Amerika dazu, Rom und der neuen Generaloberin Treue zu versprechen. Auf die Vorschläge von Schwester Valeria reagierten sie nicht mehr.

Als Schwester Valeria keine Antwort auf ihren Brief erhielt, auch bei Mutter Franziska mit ihren Vorschlägen kein Gehör fand, gab sie den Gedanken einer Trennung von Rom auf. Aber konnte sie denn sonst nichts tun? Die Absetzung der Mutter durfte nicht unwiderrufen bleiben.

Monsignore Jacquemin erhielt den Brief aus Wien. Er ging zu Mutter Johanna und sagte ihr, er habe ein Schreiben vom Ordinariat in Wien mit verschiedenen Anfragen bekommen. Man sei dort offenbar gegen die Absetzung von Mutter Franziska. Dahinter könne nur Schwester Valeria stehen. Mutter Johanna wollte sie daraufhin sofort nach Rom kommen lassen, Monsignore machte sie aber auf den vom Ordinariat in Wien geäußerten Wunsch aufmerksam, daß alle die Schwestern betreffende Korrespondenz über den dortigen Erzbischof laufen müsse. Dann solle er eben auf diesem Weg Schwester Valeria herbeordern, beharrte sie. Ein paar Tage später kam von Wien die Antwort, das Ordinariat könne nicht gestatten, daß Schwester Valeria nach Rom gerufen werde. Monsignore Jacquemin antwortete mit dem Hinweis auf die Rechte einer Generaloberin. Der Erzbischof mußte nachgeben, und Schwester Valeria fuhr nach Rom.

Mutter Johanna nahm sie mit aller Liebe auf, ließ aber deutlich durchblicken, daß sie mit ihrem Verhalten als Oberin des Wiener Hauses nicht einverstanden sei.

"Schwester Valeria, ich muß Sie wirklich bitten, keinen Unfrieden in unsere Gemeinschaft zu tragen. Es ist nun einmal entschieden, daß ich Generaloberin bin. Um das Wohl des ganzen Ordens bitte ich Sie, geben Sie sich damit zufrieden. Widersetzen Sie sich nicht dem, was Gott will."

Schwester Valeria wußte nicht, was sie sagen sollte. Sah Mutter Johanna nicht, daß sie alles nur getan hatte, um die Rechte Mutter Franziskas zu verteidigen? Doch Mutter Johanna hatte auch recht. Mit Tränen in den Augen kniete Schwester Valeria nieder und versprach ihr Gehorsam[7].

"Mutter Johanna, verzeihen Sie mir. Sie sind meine höchste Vorgesetzte. Ich will alles tun, was Sie mir sagen. Ich kann nur nicht einsehen, warum man nicht auch jetzt noch alles versuchen sollte, Schwester Franziska wieder mit Ehren in ihr Amt einzusetzen."

"Ich will Sie daran nicht hindern, Schwester Valeria, kann Ihnen aber keine Hoffnung machen, daß Sie etwas erreichen. Gehen Sie jetzt nach Wien zurück und teilen den Schwestern die erfolgten Änderungen mit."

"Mutter Johanna, bitte, verstehen Sie mich. Das kann ich nicht übers Herz bringen. Außerdem liegt die Entscheidung über den Zeitpunkt der Verkündigung beim Herrn Erzbischof."

"Dann will ich das nicht von Ihnen verlangen. Ich werde den Herrn Erzbischof informieren, daß ich selbst in den nächsten Tagen nach Wien komme, um alles zu regeln."

Schwester Valeria dachte während ihrer Rückreise über die Begegnung mit Mutter Johanna nach. Sie wollte also bald nach Wien kommen. Da mußten die Tage genutzt werden. Der Erzbischof zögerte offenbar, den Kardinalvikar anzugehen. Dann mußte sie sich eben selbst an ihn wenden. Kaum war sie in Wien, erklärte sie einigen Schwestern im Vertrauen, was mit Mutter Franziska geschehen war und setzte dann eine Bittschrift an den Kardinalvikar auf: Zum Erstaunen aller Schwestern sei Mutter Franziska ihres Amtes als Generaloberin enthoben worden, und das, ohne sie selbst zu befragen, ohne einen kirchlichen Prozeß. Ohne die in einem solchen Fall von

den Konstitutionen vorgeschriebene Neuwahl sei Schwester Johanna als neue Generaloberin eingesetzt worden. Über die Gründe dieses Vorgehens sei nicht einmal das Ordinariat in Wien informiert worden. Die Schwestern sähen sich daher nicht in der Lage, Schwester Johanna als Generaloberin anzunehmen und bitten, Mutter Franziska wieder in ihr Amt einzusetzen. Die von Schwester Valeria angesprochenen Schwestern unterschrieben die Bittschrift, und sie sandte sie ab.

Einige Tage später kam Mutter Johanna begleitet von Schwester Canisia in Wien an. Sie hatte sich im Schwesternhaus nicht angemeldet. Damit ihre Ankunft die Schwestern nicht in Aufregung versetzte, wollte sie nicht sofort dorthin gehen, sondern erst mit Monsignore Karpf sprechen. Sie hielt es für besser, im Einvernehmen mit dem Wiener Ordinariat vorzugehen. Monsignore empfing Mutter Johanna überaus herzlich.

"Ihre Mitteilung, hierher zu kommen, hat mich gefreut, Ehrwürdige Mutter, und es war klug von Ihnen, zu mir zu kommen, bevor Sie mit den Schwestern sprechen. Verstehen Sie bitte unsere Einstellung. Uns hier im Ordinariat ist die ganze Angelegenheit noch immer reichlich unklar. Deswegen hatten wir veranlaßt, daß Schwester Valeria nach Rom ging, aber ihre Auskünfte haben wenig erbracht. Was uns Monsignore Jacquemin auf unsere Anfrage geschrieben hat, hat uns offen gestanden nicht gefallen. Über die näheren Umstände und Motive für das Vorgehen des Herrn Kardinalvikars ließ er uns im Dunkeln."

Mutter Johanna entnahm ihrer Tasche ein Schreiben.

"Dies hier soll ich dem Hochwürdigsten Herrn Erzbischof überreichen. Monsignore Jacquemin hat es mir mitgegeben und gewünscht, daß auch Sie, Hochwürdigster Herr, Einsicht nehmen. Sie werden darin die gewünschte Aufklärung finden, dazu Angaben über die Rolle, die Schwester Valeria dabei spielt."

Monsignore Karpf nahm das Schreiben, faltete es auseinander und las es sorgfältig durch. Man konnte ihm ansehen, daß es ihm nicht gefiel. Gegen Schluß schien er geradezu erschrocken.

"Das wußten wir nicht, Ehrwürdige Mutter. Schwester Valeria hat uns also nicht richtig informiert. Ich hatte sie immer für aufrichtig gehalten. Wenn das stimmt, was Monsignore Jacquemin hier schreibt, bin ich, das muß ich Ihnen sagen, sehr enttäuscht."

"Es dürfte stimmen, Hochwürdigster Herr. Sie hat mir als Generaloberin in Rom Gehorsam gelobt, sich aber ausbedungen, noch alles tun zu dürfen, um die von ihr so hochgeachtete Mutter Franziska wieder in ihr Amt zurückzubringen. Sie vertraute dabei offenbar auf die Hilfe des Herrn Erzbischofs."

"Und der Herr Erzbischof hat sich ganz auf sie verlassen. Ich selbst habe auf die von ihr ausgespielte Sorge um den Frieden im Konvent hin veranlaßt, Sie, Ehrwürdige Mutter, die Schwelle des Klosters nicht überschreiten zu lassen. Verzeihen Sie mir das, es geschah in Unkenntnis der Sachlage."

"Ich werde es darauf ankommen lassen, Hochwürdigster Herr, und gleich hingehen. Ich glaube nicht, daß man uns hinauswerfen wird."

"Kann sein. Ich mache Ihnen nun folgenden Vorschlag: Dieses Schreiben lege ich morgen dem Herrn Erzbischof vor und berichte ihm von dem, was Sie mir gesagt haben. Dann wird er sehen, daß Ihre Ernennung als Generaloberin zu Recht besteht, und die Verkündigung anordnen. Danach komme ich ins Kloster, und wir können miteinander den Schwestern die Anordnungen bekanntgeben."

Mutter Johanna verabschiedete sich und begab sich mit Schwester Canisia zum Kloster. Die Pförtnerin war gerade nicht da, und Schwester Franziska öffnete die Tür. Als sie Schwester Johanna erblickte, ging ein freudiges Aufleuchten über ihr Gesicht. Mit aller Ehrfurcht, wie sie einer Generaloberin zukommt, begrüßte sie sie und lud sie ein, ins Haus zu treten.

"Schwester Oberin wird gleich kommen."

Mutter Johanna nahm sie zur Seite.

"Es ist alles in Ordnung, Schwester Franziska. Morgen kommt Monsignore Karpf und wird den Schwestern die Änderungen amtlich bekanntgeben. Ich hoffe, daß es keine Aufregung unter den Schwestern gibt."

Es war Samstag und ein schönes, sonniges Wetter. Ein paar junge Schwestern nutzten den freien Nachmittag und beschäftigten sich auf dem Hof mit Ballspielen, was eigentlich jetzt nicht erlaubt war. Auf einmal trat Schwester Franziska aus der Tür. Ganz freundlich, offenbar freudig gestimmt, sagte sie:

"Schwestern, die Ehrwürdige Mutter ist da. Sie sieht das Ballspiel nicht gern."

Die Schwestern hörten sofort auf. Was hatte sie da gesagt? Dann war also eine andere Schwester jetzt Generalmutter. Sie bestürmten sie mit Fragen.

"Was ist geschehen, Schwester Franziska? Wer ist die neue Ehrwürdige Mutter?"

"Schwester Johanna. Aber wartet bis morgen, dann wird es bekanntgegeben."

Am Sonntag vormittag (5. Juli) kam Monsignore Karpf ins Kloster. Er besprach sich kurz mit Mutter Johanna und meinte, da Schwester Oberin gerade nicht da sei, wäre es gut, wenn Schwester Franziska, die noch als Generaloberin gelte, die Schwestern zusammenriefe. Als alle versammelt waren, verlas Monsignore das Dekret des Kardinalvikars und forderte die Schwestern auf, die neue Generaloberin anzunehmen. Schwester Franziska fügte hinzu:

"Das ist unsere neue Generaloberin. Wir wollen ihr Ehrerbietung erweisen und Gehorsam versprechen. Ich bitte Sie alle, mich nicht mehr Mutter zu nennen, sondern einfach Schwester Franziska."

Es trat eine Stille ein. Manche Schwestern waren völlig überrascht, andere traurig. Sie fühlten Mitleid mit Schwester Franziska. Doch sie war offenbar glücklich. Sie ermunterte die Schwestern, dem Wunsch von Monsignore nachzukommen, und alle taten es.

Als Schwester Valeria nach Hause kam, fing sie Schwester Franziska gleich an der Tür ab.

"Schwester Valeria, gerade ist das Dekret von der Ernennung der neuen Generaloberin verlesen worden, und alle Schwestern haben ihr Gehorsam gelobt. Ich bin von Mutter Johanna beauftragt, Ihnen folgendes mitzuteilen: Ihr Amt als Oberin des hiesigen Hauses erlischt hiermit. Sie werden mit der Ehrwürdigen Mutter nach Rom gehen."

Schwester Valeria war es sofort klar: sie hatte verloren. Alle ihre Bemühungen waren umsonst gewesen. Monsignore Jacquemin hatte erreicht, was er wollte, und wird sich bestimmt weiterhin in die Angelegenheiten des Ordens mischen. Das könnte sie nicht ertragen.

"Ich werde es vorziehen, den Orden zu verlassen. Ich werde mit Mutter Johanna reden, um über den Herrn Generalvikar die notwendige Dispens von den Ordensgelübden zu erhalten. Ich danke Ihnen, Mutter Franziska, für alles, was Sie mir Gutes getan haben, und werde Sie nicht vergessen."

Als alles geregelt war und Schwester Valeria den Koffer gepackt hatte, um in ihre Heimat zu fahren, gab ihr Schwester Franziska das nötige Reisegeld und begleitete sie zum Bahnhof. Dort gab sie ihr den Reisesegen und verabschiedete sich in aller Liebe. Schwester Valeria fand ihren Frieden im Kloster der Benediktinerinnen am Nonnberg in Salzburg.

Erzbischof Angerer schrieb einen Brief an Monsignore Jacquemin, in dem er zugab, er habe sich von Schwester Valeria täuschen lassen, jetzt aber ihre Machenschaften durchschaut und stehe fest zu ihm.

Schwester Stanisla, die zusammen mit Schwester Ignatia das Bittschreiben Schwester Valerias an den Kardinalvikar unterschrieben hatte, eilte zu ihrer Mitschwester.

"Was sollen wir jetzt machen, Schwester? Der Herr Kardinalvikar wird die Eingabe sicher weitergeben. Dann wird auch im Mutterhaus bekannt, daß wir Schwester Johanna als Generaloberin ablehnen. Das kann Folgen für uns haben."

"Ja, Schwester Stanisla, auch ich mache mir Sorgen darum. Wir werden noch einmal an den Herrn Kardinalvikar schreiben müssen, daß wir uns der neuen Generaloberin unterwerfen."

"Das könnte ich nicht unterschreiben. Es wäre nicht ehrlich. Ich liebe Mutter Franziska, und das um so mehr, seit sie so gedemütigt wurde. Gewiß, wir müssen uns jetzt fügen; sie hat uns darum gebeten. Aber den Wunsch, sie weiterhin als Mutter zu haben, kann ich nicht unterdrücken."

Lange dachten die beiden Schwestern darüber nach, was sie schreiben sollten. Schwester Ignatia fand den Ausweg.

"Wir sagen dem Herrn Kardinalvikar einfach beides: Wir unterwerfen uns seiner Anordnung, haben aber den Wunsch, er möge uns die Mutter zurückgeben."

So formulierten sie den Brief, dessen Schluß lautete:

> Wir haben keinerlei Zweifel, daß die neue Mutter rechtmäßig eingesetzt wurde, und unterwerfen uns daher der Entscheidung, obgleich wir mit Mutter Franziska sehr zufrieden waren und wünschen, daß sie wieder als Generaloberin eingesetzt wird.

Ausklang

Mutter Johanna blieb bis Oktober in Wien, um die Schwestern zu beruhigen. Der Weggang von Schwester Valeria hatte sie aufgeregt. Nicht wenige Schwestern gaben der neuen Generaloberin die Schuld und fanden kein rechtes Vertrauen zu ihr. Sie hingen noch an Schwester Franziska. Solange sie in ihrer Mitte weilte, sahen sie in ihr die Mutter. Dieses Empfinden war nur zu begreiflich und ließ sich weder mit Gewalt, noch mit Zureden unterdrücken. Schwester Franziska selbst beklagte sich nie, zeigte keinerlei Trauer, daß sie nicht mehr Generaloberin war, und wollte keine Privilegien oder Ausnahmen. Mutter Johanna sah aber klar, daß der Friede in der

Kommunität erst dann wieder ganz hergestellt sein würde, wenn Schwester Franziska von hier wegginge. Sie schickte sie zunächst noch einmal nach Bamberg, damit sie sich dort erhole.

Schwester Franziska ging gern hin. Ihre Schwester Hedwig fühlte sich sehr einsam, seit im letzten Februar die Mutter gestorben war. Sie hatte sich gefreut, als ihre Schwester im April zu ihr gekommen war. Aber schon nach drei Tagen wurde sie wieder abberufen, und aus der Erholung war nichts geworden. Jetzt durfte sie vierzehn Tage bei Hedwig bleiben. Sie trösteten sich gegenseitig und beteten vereint am Grab der Eltern.

Ende August kam Monsignore Jacquemin nach Wien, um den Schwestern die Exerzitien zu halten. Schwester Franziska wollte daran teilnehmen und kam von Bamberg zurück. Am 15. Oktober reiste sie mit Mutter Johanna nach Rom.

Im Mutterhaus wurde ihr ein kleines Zimmer gegenüber der Kapelle zugewiesen. Sie nahm es gern. Wenn es auch etwas unruhig war, so bot sich ihr doch die Gelegenheit, jederzeit und unbemerkt in die Kapelle zu gehen und dort zu beten. Es wird berichtet, daß sie einmal zehn Stunden darin zubrachte. In der Gemeinschaft der Schwestern war sie zurückhaltend. Nicht, als ob sie sich abseits gestellt und nur resigniert zugeschaut hätte, wie es unter der neuen Leitung weiterging; ihr ganzes Interesse galt nach wie vor ihrer Gründung. Von Herzen wünschte sie, daß der Orden sich im rechten Geist weiterentwickelte. Dabei lag es ihr fern, sich in die Leitung einzumischen. Als eine Schwester sie einmal ganz nebenbei fragte, ob sie nicht noch einmal Generaloberin werden könne, antwortete sie:

"Das wird nicht geschehen, Schwester, denn der Herr hat die Dinge anders geregelt. Als Untergebene fühle ich mich ganz glücklich und zufrieden."

In allem unterwarf sie sich der neuen Generaloberin. Zwischen beiden herrschte ein gutes Einvernehmen, ja eine echte Freundschaft. Mutter Johanna bekannte selbst, daß die Ratschläge, die sie von Schwester Franziska erhielt, ihr eine

große Hilfe waren. Bei allem blieb Schwester Franziska die einfache Schwester, die treu zur Oberin stand, ihre Wünsche bejahte, sich nie beklagte und andere zum Gehorsam anregte.

Ihr Gesundheitszustand hatte sich verschlechtert. Sie mußte viel liegen und sich das Essen auf ihr Zimmer bringen lassen. Mit ihrer Pflege wurde Schwester Bernarda betraut, die allerdings immer in Eile war; ihr oblag die Sorge für die Küche, wo ihr nur eine Postulantin als Hilfe zur Verfügung stand. Wie Schwester Bernarda bezeugte, aß Schwester Franziska wenig; niemals ließ sie sich Fleisch bringen. Von ihrer Krankheit sprach sie nicht. Sie wollte keine besonderen Kuren und lehnte es ab, den Arzt holen zu lassen. Eine Zeitlang litt sie unter schmerzhaften Geschwüren, die Schwester Bernarda verbinden mußte. Nie hörte sie eine Klage von ihr.

Sobald sie sich besser fühlte, ging sie mit den andern zum Essen ins Refektorium und war immer beim Gottesdienst in der Kapelle zugegen. Sie beschäftigte sich mit leichteren Handarbeiten, besonders an Paramenten und Altartüchern. Einige Schwestern unterrichtete sie im Harmoniumspielen. Fast täglich besuchte sie die Peterskirche. Zunächst ging sie zur Figur der Schmerzhaften Mutter gleich neben dem Eingang, von dort zum Sakramentsaltar, wo sie lange im Gebet verharrte. Am Schluß kniete sie an der Confessio, am Grab des heiligen Petrus. Mutter Johanna oder andere Schwestern, die sie begleiteten, erbauten sich immer wieder an der tiefen Andacht, mit der sie dort betete. Als Papst Leo XIII. das Jahr 1900 zum Heiligen Jahr erklärte, besuchte sie gemeinsam mit anderen Schwestern die sieben Hauptkirchen Roms, um den Jubiläumsablaß zu gewinnen. Für die feierlichen Audienzen, die der Heilige Vater gab, erhielten die Schwestern mitunter Eintrittskarten. Schwester Franziska war gern bereit, sie an Mitschwestern oder Pilger zu verschenken. Eine besondere Freude war es für sie, daß in der Kapelle des Mutterhauses die Stationen des Kreuzwegs angebracht wurden. Sie betete ihn täglich mit großer Andacht.

P.Döbbing, der 1896 im Auftrag des Kardinalvikars die Visitation der Schwestern vorgenommen hatte, stand bei ihm immer noch in hohem Ansehen. 1900 ernannte er ihn zum Bischof von Sutri und Nepi. In seiner Diözese lag der Wallfahrtsort Castel Sant'Elia. Dort gab es Grotten, die am Steilhang einer Talschlucht aus dem Felsen gehauen waren und früher Einsiedlern als Behausung gedient hatten. Später war daraus ein Heiligtum der Gottesmutter geworden, das viel besucht wurde. Zu dessen Betreuung hatte 1892 P.Döbbing - zu der Zeit noch nicht Bischof - einen Konvent der Franziskaner eröffnet. Auch als Bischof kam er oft dorthin. Dabei hatte er bemerkt, wie notwendig für den kleinen Ort ein Kindergarten war. Die Bewohner waren arm, die Frauen mußten in der Landwirtschaft mitarbeiten, und die Kinder blieben sich selbst überlassen. Wenn der Bischof da helfen wollte, mußte er Schwestern finden, die den Kindergarten übernahmen. Er erinnerte sich an die Schwestern von der Schmerzhaften Mutter und fragte bei ihnen an, ob sie dazu bereit wären. Er bot ihnen auch ein Haus, das sogenannte Schlößchen, mit dazu gehörenden Ländereien an. Die Schwestern antworteten hinhaltend: die Generaloberin befinde sich zur Zeit in Amerika. Außerdem sähen sie sich bei ihrer geringen Zahl kaum in der Lage, eine neue Filiale zu übernehmen.

Mutter Johanna war in Marshfield. Man hatte beschlossen, das Mutterhaus und Noviziat für die Stationen in Amerika nach Marshfield zu verlegen und zu diesem Zweck die Kapelle des Hauses zu erweitern. Es gelang, einen Architekten zu finden, der den Umbau verhältnismäßig billig durchführte. Der in gotischer Form ausgeführte Raum sollte am 12. Mai 1902 durch Bischof Schwebach eingeweiht werden. Mutter Johanna hatte den Schwestern gesagt:

"Betet tüchtig, daß uns der Tag nicht verregnet."

Es regnete nicht, aber es schneite. Das gab dem Fest einen besonderen Glanz. Nach der kirchlichen Feier besuchte der Bischof und die am Gottesdienst beteiligten Priester die Schwestern in ihrem neuen Refektorium. Er gab ihnen den Segen und wünschte alles Gute für die Zukunft.

In Marshfield fand im gleichen Jahr das erste Generalkapitel des Ordens statt. Danach kehrte Mutter Johanna nach Rom zurück. Bischof Döbbing erfuhr davon und kam hin, um mit ihr über seine Pläne zu sprechen. Sie empfing ihn im Sprechzimmer.

"Hochwürdigster Herr, es ist mir eine besondere Freude, Sie begrüßen zu dürfen. Es war mir noch nicht möglich, Ihnen persönlich die Wünsche zu Ihrem hohen Amt auszusprechen. Gestatten Sie mir, es jetzt nachzuholen, auch im Namen unserer Gemeinschaft."

"Ich danke Ihnen, Ehrwürdige Mutter. Ihre Gemeinschaft kenne ich schon lange. Ich erinnere mich besonders an die Tage, an denen ich in die inneren Schwierigkeiten Ihres Ordens hineingezogen wurde. Mir kam die ehrenvolle Aufgabe zu, Sie, Ehrwürdige Mutter, als Generaloberin zu ernennen. Inzwischen haben Sie sich sicher in das Amt eingelebt."

"Ja, Hochwürdigster Herr. Es hat sich alles eingespielt. Wenn ich an jenen Tag zurückdenke, habe ich allerdings das Gefühl, ich hätte als Generalassistentin wohl etwas tun können oder müssen, um die Absetzung der guten Schwester Franziska zu verhindern."

"Sie erwähnen Schwester Franziska. Wo ist sie jetzt,und wie geht es ihr?"

"Sie ist hier bei uns, war eine Zeitlang krank, hat sich aber wieder erholt. Sie kann an allen Gemeinschaftsübungen teilnehmen und ist ein Vorbild für alle Schwestern."

"Das freut mich. Ich hatte damals einige Bedenken, wie sie die Absetzung aufnehmen würde. Doch lassen wir die Vergangenheit. Ehrwürdige Mutter, ich komme mit einem Anliegen. Sie haben vielleicht davon erfahren, denn ich habe mich schon schriftlich an die Schwestern gewandt. Es geht um den Wallfahrtsort Castel Sant'Elia. Dort muß ein Kindergarten eingerichtet werden. Die Gründe habe ich in meinem Schreiben dargelegt. Ich brauche Schwestern dafür. Können Sie mir helfen und den Kindergarten übernehmen?"

"Ich verstehe Ihr Anliegen, Hochwürdigster Herr, und helfe Ihnen gern. Ich möchte meine Zusage nur zurückstellen, bis ich mit Schwester Franziska gesprochen habe. Es liegt mir sehr daran, in wichtigen Entscheidungen ihre Meinung zu hören. Sobald wir darüber klar sind, gebe ich Ihnen Bescheid."

Zuversichtlich verließ der Bischof das Mutterhaus. Schwester Franziska war bereit, mit der Generaloberin nach Castel Sant'Elia zu fahren, um die Gegebenheiten an Ort und Stelle zu sehen. Sie besuchten auch das Heiligtum. Schwester Franziska gefiel alles. Sie bat die Mutter, nicht zu zögern und die Filiale zu übernehmen. Mutter Johanna bemerkte, daß Schwester Franziska für diesen Ort stiller Zurückgezogenheit geradezu begeistert war.

"Es scheint mir, Ihnen würde es hier gefallen, Schwester Franziska. Hätten Sie nicht Lust, die Station als Oberin zu übernehmen?"

"Ehrwürdige Mutter, ich schätze den Gehorsam über alles. Wenn Sie mir den Auftrag dazu geben, werde ich es tun. Ich möchte aber inständig bitten, davon abzusehen, mich zur Oberin zu machen. Lassen Sie mich Untergebene bleiben. Das will Gott jetzt von mir, und es ist für meine Seele das beste. Sie können mich hierher versetzen, ich bin zu jeder Arbeit bereit. Geben Sie mir den letzten Platz, aber lassen Sie mich bitte nicht Oberin sein."

Als sie wieder in Rom waren, gab Mutter Johanna dem Bischof eine positive Antwort. Nachdem notwendige Umbauten an dem in Frage kommenden Haus ausgeführt waren, zogen am 25. Mai 1905 die ersten drei Schwestern nach Castel Sant'Elia. Oberin wurde Schwester Bernarda. Am 2. Juli kam die Generaloberin hin und brachte Schwester Franziska mit. Die Oberin freute sich über den Besuch. Sie überlegte, welches Zimmer sie der ehemaligen Generalmutter anbieten sollte. Doch Schwester Franziska bat, es sich selbst aussuchen zu dürfen. Sie wählte das kleinste und schlechteste, eine Kammer mit nur einem Fenster, und das ging auf eine enge Gasse hinaus, in die die Leute Abfälle warfen. Als Möbel hatte das Zimmer nur

Bett, Schrank und einen Stuhl. Mutter Bernarda machte Bedenken geltend, aber Schwester Franziska erklärte ihr, das Zimmer sei abgelegen, sie könne dort am besten beten. So gab die Oberin nach, und Schwester Franziska war zufrieden.

Es begann eine Zeit, die so recht nach ihrem Herzen war. Sie fühlte sich in der Gemeinschaft geborgen und brauchte nur den Wünschen der Oberin zu gehorchen. Sie half den Mitschwestern, wo sie konnte. Jeden Tag kam sie in die Küche und fragte, ob es nicht Kartoffeln zu schälen gab oder Gemüse zu putzen. Vor allem war sie bereit, bei der Betreuung der Kinder zu helfen. Mit großer Geduld spielte sie mit ihnen, sang mit ihnen und brachte ihnen einfache religiöse Wahrheiten bei. Kranker Kinder nahm sie sich besonders an. Sie sorgte für ihre Pflege und Sauberkeit, tröstete sie und nahm sie in die Arme. Sie kannte keine Müdigkeit. Wenn in der heißen Jahreszeit ihre Mitschwestern sich eine kleine Mittagsruhe erlaubten, übernahm sie den Aufsichtsdienst. Die Kinder spürten ihre mütterliche Liebe. Sie hatten sie gern und waren glücklich, wenn sie bei ihr sein durften. Auch die Mütter kamen und ließen sich von ihr beraten.

Nicht immer erntete sie das verdiente Lob. So kam einmal eine Mutter und beklagte sich, sie habe ihr Kind geschlagen. Es handelte sich um einen leichten Backenstreich, der in diesem Fall berechtigt war. Schwester Franziska ließ die Beschimpfungen über sich ergehen, kniete nieder und bat die Mutter um Verzeihung. In einem ähnlichen Fall holte sie sich eine Buße bei der Oberin und bestand darauf, sich bei der Mutter zu entschuldigen. Die freie Zeit verbrachte sie in Gebet und Sammlung. Sie weilte gern in der Kapelle oder besuchte die Pfarrkirche. Besonders liebte sie die Grotten des Heiligtums in den Felsen. Niemals, auch nicht den andern Schwestern gegenüber, ließ sie durchblicken, daß sie einmal Generaloberin war. Manche junge Schwester erfuhr das erst bei ihrem Tod.

Eines Tages erhielt Schwester Franziska einen unerwarteten Besuch. Von Rom kam Schwester Scholastika. Sie hatte 1906 in

den Orden zurückkehren und ihren alten Schwesternnamen wieder annehmen dürfen. Jetzt lebte sie zurückgezogen im Mutterhaus. Die dortigen Schwestern hatten ihr des öfteren geraten, einen Besuch bei Schwester Franziska zu machen. Sie wollte es nicht tun in der Befürchtung, alte Wunden aufzureißen. Schließlich gab sie dem Drängen der Schwestern nach und fuhr nach Castel Sant'Elia. Schwester Franziska empfing sie herzlich. Es gab eine lange Aussprache, und Schwester Scholastika konnte in Rom nur erzählen:

"Mutter Franziska war wirklich froh, mich wiederzusehen."

In den ersten Tagen des Oktober 1910 rief die Oberin Schwester Franziska zu sich.

"Haben Sie schon gehört, Schwester Franziska, was für ein Fest demnächst im Mutterhaus gefeiert wird?"

"Meinen Sie die Gelübdeablegung der Schwestern?"

"Nein. Sie müßten es sich aber denken können. Ein Jubiläum ist fällig. Monsignore Jacquemin ist jetzt 25 Jahre für unsere Gemeinschaft tätig. Das soll gefeiert werden. Mutter Johanna hat mir geschrieben und mich eingeladen. Ich soll Sie mitbringen."

"Der gute Monsignore! Ich freue mich mit ihm und würde ihn gern wiedersehen. Er hat wirklich eine Feier verdient. Aber wäre es nicht besser, Sie nähmen eine jüngere Schwester mit? Ich könnte ihre Arbeit übernehmen. Was soll ich alte Frau bei dieser Feier?"

"Ich weiß, daß Sie dazu bereit wären, Schwester. Aber Mutter Johanna wünscht ausdrücklich, daß Sie mitkommen. Und Monsignore wird sich sehr freuen, Sie wiederzusehen."

"Wenn es der Wunsch der Mutter ist, gehe ich gern mit."

Schwester Franziska war überrascht, mit welcher Herzlichkeit sie von der Kommunität in Rom aufgenommen wurde. Bei dem Festakt ging Monsignore Jacquemin bei der Dankansprache auf die wichtigsten Ereignisse der vergangenen Jahre ein und erwähnte bei dieser Gelegenheit Schwester Franziska als Grün-

derin und erste Generaloberin des Ordens. Ihr gefiel das weniger. Vergebens versuchte sie, sich hinter anderen Schwestern zu verstecken. Das glückte natürlich nicht. So nahm sie in Bescheidenheit die Ehrung hin.

Schon nach wenigen Tagen fuhr sie mit der Oberin nach Castel Sant'Elia zurück und nahm die gewohnte Tätigkeit im Kinderheim wieder auf. In letzter Zeit hatte sie jedoch stärker als sonst unter Kopfschmerzen zu leiden. Sie hatte das Gefühl, es gehe mit ihr langsam zu Ende. Sie ließ sich nichts anmerken, sprach aber mit der Oberin.

"Schwester Oberin, ich hätte eine Bitte. Könnten sie mir erlauben, zehn Tage Exerzitien einzulegen? Ich möchte sie ganz in der Stille auf meinem Zimmer machen."

"Liebe Schwester Franziska, Sie haben doch dieses Jahr schon einmal die geistlichen Übungen mit den andern Schwestern gemacht. Muten Sie sich nicht zuviel zu?"

"Ach nein, Schwester Oberin. Solche stillen Tage sind für mich die beste Erholung, und ich möchte mich auf das Fest Mariä Empfängnis vorbereiten."

"Dann will ich es Ihnen gern gestatten."

Schwester Franziska verbrachte diese Tage als Vorbereitung auf den Tod. Sie legte eine Lebensbeichte ab und erbat sich von Gott zwei Gnaden: sie wünschte sich einen langen Todeskampf, um geläutert in die Ewigkeit einzugehen, und mit ihren Schmerzen an dem Leiden des dornengekrönten Heilands teilhaben zu dürfen. Ihr Gebet wurde in erschreckender Weise erhört.

Am Abend des 1. Februar 1911 kam sie zu Schwester Oberin und klagte über heftige Kopfschmerzen. Die Oberin empfahl ihr, sich hinzulegen. Sie wollte noch am Abendessen teilnehmen, erhob sich aber mitten während des Essens und ging auf ihr Zimmer zurück. Die Oberin folgte und blieb ein paar Stunden bei ihr. Am nächsten Morgen, dem Fest Mariä Lichtmeß, bat sie, der heiligen Messe in der Kapelle beiwohnen zu dürfen. Nach der Kommunion befiel sie eine Ohnmacht. Man brachte sie rasch wieder zu Bett. Eine Woche später wiederholte sich der Anfall.

Der Arzt stellte einen Schlaganfall fest und verordnete strenge Bettruhe. In die Pflege teilten sich Schwester Oberin Bernarda und die junge Schwester Adelaides. Beide erbauten sich an der Demut und Geduld, mit der sie die Schmerzen und Beschwerden ertrug. Niemals verlangte sie von sich aus eine Erfrischung, dankte aber für alles, was man ihr tat.

Obwohl sie gebeten hatte, mit einer Benachrichtigung des Generalates noch zu warten, fühlte sich die Oberin dazu verpflichtet, bei dem jetzigen Zustand der Krankheit es doch zu tun. Mutter Johanna kam sofort nach Castel Sant'Elia. Schwester Franziska zeigte sich erstaunt, die Mutter zu sehen. Lächelnd bemerkte sie:

"Dann hat sie es Ihnen also verraten."

Die Mutter beruhigte sie und stellte ihre Begleiterin, Schwester Florentina, vor. Sie unterhielten sich über die junge Schwester, wahrscheinlich darüber, daß sie noch recht ungebildet und unerfahren sei. Am Schluß konnte Schwester Florentina die Worte Schwester Franziskas verstehen:

"Wenn sie nur eine gute Ordensfrau ist."

Es war ihr ein großer Trost, daß Schwester Franziska sich um sie wegen ihrer Jugend keine Sorgen machte, sondern nur auf den guten Willen sah. Die Worte blieben ihr ihr ganzes Leben lang als Leitlinie in Erinnerung.

Schwester Franziska wußte, wie es um sie stand und wünschte, die Sterbesakramente zu empfangen. Am 28. Februar brachte man ihr die Wegzehrung und gab ihr die heilige Ölung. Danach schloß sie die Augen und blieb einige Tage nicht ansprechbar. Nur gelegentlich konnte man leise gemurmelte Worte verstehen. Schwester Bernarda hörte sie einmal sagen:

"Das Gericht des Herrn ist unerforschlich streng."

Die Worte waren wohl nur die unterbewußte, an die Schwestern gerichtete Mahnung zu Gewissenhaftigkeit und Gottesfurcht.

Am 4. März schlug sie zur Freude der pflegenden Schwester die Augen auf und begann wieder zu sprechen. Mutter Johanna trat an das Krankenbett.

"Schwester Franziska, wo waren Sie so lange?"

Sie lächelte nur. Mutter Johanna fuhr fort:

"Alle Schwestern beten für Sie und hoffen, daß Sie bald wieder gesund werden."

"Überlassen wir alles dem Herrn," war die Antwort. Und gleich sprach sie weiter, wenn die Worte auch wegen ihrer Schwäche kaum zu verstehen waren:

"Mutter Johanna, erhalten Sie im Orden den Geist der ersten Zeit. Sie kennen ihn. Der Herr wollte, daß Sie das Amt der Generaloberin übernahmen. Er wird Sie segnen und Ihnen mit seiner Hilfe beistehen. Er liebt das Schwache, denn dann zeigt er seine göttliche Macht. Ich werde bei Gott für Sie beten, daß alles gut geht."

"Holen Sie mich doch bald nach, Schwester Franziska," wünschte Mutter Johanna mit Tränen in den Augen.

"Nein. Sie müssen dableiben, für den Orden sorgen und die ständige Anbetung einführen."

Bischof Döbbing war mehrmals da gewesen und hatte ihr den Segen erteilt. Als er sie nun wach vorfand, sprach er mit ihr und bat sie, im Himmel an seine Diözese und das Priesterseminar zu denken. Sie versprach es mit leisen Worten.

Gegen Abend des 5. März verschlechterte sich der Zustand zusehends. Man schickte ein Telegramm an Monsignore Jacquemin, und er kam sofort. Als Schwester Franziska ihn sah, freute sie sich sichtlich, konnte aber nicht mehr mit ihm sprechen. Er hatte einen von Papst Pius X. persönlich erbetenen apostolischen Segen für die Sterbestunde mitgebracht und zeigte ihr das Dokument. Doch übermannte ihn beim Anblick der Sterbenden die innere Bewegung; er zog sich zurück und weinte. Am Abend kam er wieder, blieb zusammen mit zwei Schwestern die ganze Nacht da und betete mit ihnen die Sterbegebete.

Gegen Morgen begann Schwester Franziska laut zu stöhnen. Mutter Johanna wurde davon wach und kam herbei. Als sie sah, wie die Sterbende sich quälte, wollte sie sie beruhigen und sagte, sie solle damit aufhören. Obwohl kaum noch bei Bewußtsein setzte sie einen letzten Gehorsamsakt. Sie wurde wirklich ruhiger, so daß Monsignore Jacquemin es für möglich hielt, um 6 Uhr die heilige Messe für die Kommunität zu beginnen. Alle Schwestern begaben sich in die Kapelle, nur zwei blieben zurück. Als Monsignore gerade das Gloria anstimmte, gab die pflegende Schwester das verabredete Zeichen mit der Schelle. Monsignore unterbrach die Messe, und alle eilten ins Sterbezimmer. Man sah, daß es zu Ende ging. Der Priester trug noch das Meßgewand. Laut betete er mit den Schwestern das 'Stabat mater' und erteilte der Sterbenden noch einmal die Generalabsolution. Gegen 7.15 Uhr schlief sie ruhig in die Ewigkeit hinüber. Die Schwester, die ihren Puls fühlte, merkte nur am Nachlassen des Herzschlages, daß sie starb. Es war Montag, der 6. März 1911.

Erschüttert umstanden die Schwestern das Sterbebett ihrer Gründerin. Als die Schwester erklärte, sie sei tot, knieten alle nieder und beteten das 'De profundis'. Dann gingen sie in die Kapelle, und Monsignore setzte die begonnene Messe fort. Alle waren überzeugt, daß man weniger für die Verstorbene, als eher zu ihr beten sollte.

Nach ein paar Stunden wurde die Tote in einen größeren Raum des Kinderheimes gebracht und dort aufgebahrt. Als die Leute aus dem Ort hörten, daß die bescheidene, gute Schwester Franziska gestorben sei, kamen sie, um die Leiche zu sehen, zu berühren und wenn möglich sich ein Andenken, vielleicht ein abgeschnittenes Stückchen von ihrem Kleid, mitzunehmen. Alle hielten sie für eine Heilige und sprachen das offen aus. Die Schwestern hatten Mühe, die Leute zurückzuhalten. Schließlich stellten sie Schulbänke um die Aufgebahrte herum. Um dem Drängen der Leute nachzugeben, verteilte eine Schwester Heiligenbildchen, die an der Toten angerührt worden waren.

8

Die Beerdigung erfolgte am 9. März. Ganz unerwartet schaltete sich die Zivilbehörde ein. Der Bürgermeister rief in einem Maueranschlag die Bevölkerung zur Teilnahme auf und bestimmte einen Ehrenplatz auf dem Friedhof. Viele Leute, auch von auswärts, nahmen an der Beisetzung teil, so der Bischof, Monsignore Jacquemin, Don Francesco Marcacci, der Erzpriester von Castel Sant'Elia, viele Priester, die Vertreter der Zivilbehörden, Ordensleute und fast alle Einwohner des Ortes. Man begann um 8 Uhr mit dem Requiem in der Pfarrkirche. Bischof Döbbing ließ es sich nicht nehmen, den Gottesdienst selbst zu halten. Am Schluß wandte er sich mit einer Ansprache an die Versammelten.

"Die Verstorbene war die Gründerin des Schwesternordens von der Schmerzhaften Mutter. Diesen Orden kenne ich schon seit seinem Entstehen. Damals war es noch eine kleine, schwache Pflanze, die aber heranwuchs trotz großer Schwierigkeiten. Die Gründerin war der festen Überzeugung, sie müsse gegen alle Widerstände den Willen Gottes erfüllen. Ich habe den ersten Schwestern die Exerzitien gehalten und weiß, wie sie damals lebten. Die Mutter Stifterin sprach zu ihnen immer wieder von Kreuz und Leid, denn sie sah voraus, daß das alles auf sie zukommen würde. Jeder, der von Gott berufen ist, einen Orden zu gründen, muß damit rechnen, einen opfervollen Lebensweg zu gehen. Wenn er glaubt, das Werk vollendet zu haben, sieht er plötzlich alles zerstört und muß von neuem beginnen. Von Mutter Franziska weiß ich das, denn ich war persönlich beteiligt an ihrer Absetzung als Generaloberin im Jahre 1896. Deswegen fühle ich mich heute verpflichtet, dafür hier und in aller Öffentlichkeit Abbitte zu leisten. Ich weiß, daß Mutter Franziska damals die Höhe des Kalvarienberges erklommen hat und mit der Schmerzhaften Mutter unter dem Kreuz stand. In heiligem Gehorsam hat sie das Amt einer Generaloberin abgegeben und dann in Demut ein Leben der Verborgenheit und des Opfers geführt, die letzten Jahre, wie wir alle wissen, im Dienst an den Kindern hier in Castel Sant' Elia. Aus Demut will sie auch nicht in Rom beerdigt werden, sondern hier bei uns, und wir dürfen uns glücklich schätzen,

eine Ordensgründerin bei uns zu haben. In unserm heiligen Tal will sie ruhen, wo viele Heilige gelebt haben. Und wie jedes Jahr die Wallfahrer in großer Prozession zum Heiligtum kommen, so wollen wir jetzt alle gemeinsam die sterbliche Hülle von Mutter Franziska dorthin zu ihrer letzten Ruhe begleiten."

Der lange Zug setzte sich in Bewegung. Der Sarg wurde von sechs Schwestern getragen, die mitunter von weißgekleideten Mädchen abgelöst wurden. Beim Vorbeiziehen knieten sich viele Leute nieder und beteten laut zu der 'Heiligen'. Der Bischof sagte zu einem seiner Begleiter:

"Das ist ja eher ein Triumphzug als eine Beisetzung."

Während auf dem Friedhof die letzten Gebete verrichtet wurden und die Schwestern das 'Veni, sponsa Christi' sangen, begannen die Glocken der Kirche zum mittäglichen Engel des Herrn zu läuten.

Einige Tage nach der Beerdigung kehrten Mutter Johanna und Monsignore Jacquemin nach Rom zurück. Sie tauschten ihre Gedanken über die Verstorbene aus. Mutter Johanna kam auf die Ansprache des Bischofs zu sprechen.

"Mir sind viele Erinnerungen gekommen, Hochwürdigster Herr. Es war doch ein tragisches Geschehen um die Absetzung von Mutter Franziska. Ich sehe sie heute noch vor mir knien und mir Gehorsam versprechen. Es hat mich sehr getröstet, daß der Herr Bischof sich für sein damaliges Vorgehen ausdrücklich entschuldigt hat."

" Ja, Mutter Johanna, auch ich denke daran zurück, übrigens auch an Herrn Pfarrer Joch, denn er war bei den Ereignissen um die Absetzung mitbeteiligt. Daß wir damals so voreilig waren, ist mir heute noch ein Rätsel. Es kann mich nur trösten, daß wir irgendwie das Werkzeug der Vorsehung waren. So wurde die eigentliche Größe Mutter Franziskas in Gehorsam, Demut und letzter Opferbereitschaft erst richtig sichtbar. Und es ist meine feste Überzeugung, daß die Mutter mich jetzt mit ihrer Fürbitte überallhin begleitet. Ich will alles gut-

machen, was ich ihr angetan habe, und mein möglichstes tun, um den Orden zu fördern."

Wirklich half er den Schwestern, wo er konnte, und hielt ihnen viele Vorträge. 1912 reiste er wieder nach Amerika mit der Absicht, zwei Jahre dort zu bleiben. Der 1914 ausbrechende Krieg hinderte ihn daran, nach Rom zurückzukehren. Er arbeitete noch an der Anpassung der Ordensregeln der Schwestern an das 1917 erschienene neue kirchliche Gesetzbuch. Nach längerer schwerer Krankheit starb er am 17. April 1920 im St. Joseph's Hospital in Marshfield.

Pfarrer Joch hatte an der Beerdigung von Mutter Franziska nicht teilnehmen können. Er weilte zu der Zeit in Amerika im St.Francis Sanatorium in Denville. 1905 war er zu einem kurzen Besuch nach Europa gekommen und hatte bei der Gelegenheit Schwester Franziska in Castel Sant'Elia besucht. 1938 wurde er in Patterson als Zeuge im Informationsprozeß vernommen. Dabei erklärte er:

"Als ich sie in Castel Sant'Elia besuchte, fiel mir auf, daß sie so ruhig und glücklich war, so ergeben in den göttlichen Willen. Ich hatte das Gefühl, ich sei in der Gegenwart einer Heiligen. Sie dankte mir für alles und bat mich um Verzeihung, wenn sie mich jemals beleidigt habe. Wenn ich die Macht dazu hätte, würde ich sie heute noch heiligsprechen. Sie war und ist ein Vorbild für alle und in allen Lebenslagen."

1927 wurde Pfarrer Joch nach Rom gerufen und ihm in Anerkennung vieler Jahre unermüdlichen Dienstes im Weinberg des Herrn der Titel Monsignore verliehen. Bei seiner Rückkehr nach Denville zogen ihm zahlreiche Freunde des Hauses entgegen. Sie trugen Fähnchen in den Händen und freuten sich über die Ehre, die ihrem geistlichen Vater widerfahren war. In Denville konnte er 1936 noch sein goldenes Priesterjubiläum feiern. Er starb dort am 29. April 1944 im hohen Alter von 8[illegible] Jahren.

Mutter Johanna überlebte Schwester Franziska um 44 Jahre, blieb bis 1931 im Amt der Generaloberin, verbrachte die restlichen Jahre im Mutterhaus in Rom und starb am 6. Januar 1955.

Das Kreuz über dem Grab Mutter Franziskas erhielt die Inschrift: 'Vivas in Deo, anima sancta!' (Lebe in Gott, heilige Seele!) An der Felsenwand hinter dem Grab wurde ein holzgeschnitztes Bild der Schmerzhaften Mutter angebracht.

1936 wandte sich die damalige Generaloberin, Mutter Wendelina, an den Bischof von Nepi mit der Frage, ob man den Seligsprechungsprozeß von Mutter Franziska einleiten könne. Der Bischof erklärte sich bereit und eröffnete 1937 den Diözesanprozeß, nach dessen Abschluß die Ritenkongregation 1947 den apostolischen Prozeß beim Heiligen Stuhl begann. Im Verlauf dieser Prozesse wurde das Grab zweimal geöffnet: 1939 durch die Bischöfliche Behörde und 1949 im Auftrag der Ritenkongregation. Danach wurden die sterblichen Überreste in die Kapelle des Schwesternhauses in Castel Sant'Elia übertragen und in einer Mauernische endgültig beigesetzt. Sie ist mit einem Stein verschlossen, der die Inschrift trägt:

Hic iacent
ossa et cineres Servae Dei
M. FRANCISCAE STREITEL
Fundatricis Instituti Sororum
a Matre Dolorosa
Heic recondita die X. maii MCMXLIX
auctoritate Apostolica

Hier ruhen
Gebeine und Asche der Dienerin Gottes
M. FRANZISKA STREITEL
Gründerin des Institutes der Schwestern
von der Schmerzhaften Mutter
Hier beigesetzt am 10. Mai 1949
im Auftrag der Päpstlichen Behörde

Anmerkungen

1 (S.13) Das in den Prozeßakten SRC, Animadversiones S.3 angegebene Datum 3.6.1868 für die Einkleidung dürfte ein Irrtum sein (vgl. Reichert S.13, Carmeline Koller S.19).

2 (S.13) Die Angabe folgt Reichert S.13 und Carmeline Koller S.19. Nach den Prozeßakten SRC S.206 ist es der 4.10.1871.

3 (S.34) In den Prozeßakten SRC, Summarium Additionale S.17 wird Ansbach genannt, ebd. S.18 und Carmeline Koller S.57 Landsberg, doch dürfte nach Reichert S.212 Bamberg richtig sein. In Landsberg war wohl das Noviziat der Dominikanerinnen.

4 (S.39) Nach Reichert, Ein kurzes Lebensbild S.29, Kiliana S.21 und Prozeßakten SRC S.281 §1099 fuhren Amalia und Thekla gemeinsam nach München.

5 (S.67) Nach Reichert S.84 reiste Theresia von Wüllenweber zweimal nach Rom.

6 (S.144) Das Datum ist unsicher. Angabe nach Reichert S. 127, Kiliana S.291 und Carmeline Koller S.214. Nach anderen Quellen kann es der 7.4.1896 gewesen sein. Auch das Datum der Rückreise Mutter Franziskas nach Wien (9.4.) variiert.

7 (S.170) Der Gehorsamsakt Schwester Valerias ist überraschend und unwahrscheinlich. Das Gesagte stützt sich auf einen Brief Monsignore Jacquemins an den Kardinalvikar vom 28.6.1896 (doc. C8), in dem er die Tatsache erwähnt, aber die Echtheit der Unterwerfung bezweifelt.

Quellen

Rev. Aquilin Reichert, Mother Frances Streitel, Her life and work, Milwaukee 1948

P.Aquilin Reichert, Mutter Franziska Streitel, Ihr Leben und Wirken (Manuskript) 1946

P.Aquilin Reichert, Ein kurzes Lebensbild der ehrwürdigen Mutter M. Franziska Streitel (als Manuskript) Rom 1932

P.Aquilin Reichert, Heldenmütiger Einsatz für ein ideales Ordensleben, 1951

Sr. M.Kiliana S.S.M., History of the Community of the Sisters of the Sorrowful Mother of the Third Order of St.Francis, Vol. I, Milwaukee, 1960

Sr. M.Carmeline Koller S.S.M., Walk in Love, Chicago 1980

P.Bonaventura Schweizer S.D.S., P.Franziskus Maria vom Kreuz Jordan, Zug 1949

Prozeßakten SRC, Beatificationis et Canonisationis Servae Dei Franciscae Streitel, Positio super virtutibus, Roma, 1956

Aus den Prozeßakten der Dienerin Gottes Mutter Franziska (Manuskript) 1963

Briefe von Mutter Franziska Streitel an P.Franziskus Jordan S.D.S., 1883-1885, Archiv der Schwestern von der Schmerzhaften Mutter (Manuskript), Rom 1975

P.Anton Weber S.A.C., I motivi e le accuse della deposizione della Serva di Dio dall'ufficio di Superiora Generale (Manuskript), Roma